germ.
1974 k (3 Grosse

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25573.

25/8/84

<36627057650018

<36627057650018

Bayer. Staatsbibliothek

Novellen

von

Julius Grosse.

Dritter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lindauersche Bibliothek

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohsold.)

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interpretation, toute fausse application et tout censure, contre le froids, plaisans et les lecteurs malintentionnés.

La Bruyère. Caract. chap. 1.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Michael Stiefel, der Prophet.

Eine historische Erzählung.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

In der Kirschenzeit.

Gar lustig hatten die Kirschbäume in diesem Jahre geblüht, und die reiche Ernte der schwarzen und rothen Früchte war eine Freude der Kinder und Sperlinge. Die einen zwitscherten und flogen in Schaaren von Baum zu Baum, die anderen jubelten und lärmten in dem Garten und hoch in den grünen Zweigen.

So ging es auch laut und lustig im Pfarrhause von Lochau zu. So ernst die Zeiten und so düster die Zukunft — man zählte dazumal das Jahr 1533, so lachend und segensreich waltete der Sommer über dem großen, wohlhabenden Dorfe in der Nähe von Wittenberg. — Es war ein gastliches freundliches Haus mit hohem Strohdach, auf dem ein Storchenpaar nistete. Dichtes Weinlaub verhüllte die Lehmwände, und Nußbäume beschatteten den Hof, wo hin und wieder eine brüllende Kuh über die niedrige Stallthür schaute und die Ziegen beneidete, welche am Gitter des Wurzgärtleins überhangende Zweige benagten. Bienen summten dort um die Blumen, und Fliegen summten in

den Milchkammern des Hauses, während ein Schwarm von Tauben mit schmetterndem Flügelschlag um den Giebel sich tummelte.

Wo auf Erden wird Horazens Beatus ille. . . zur anmuthigeren Wahrheit, als in einem deutschen Pfarrhause auf dem Lande. Ein herzenskundiger Seelsorger ist der Vater seiner Pfarrkinder und ein kleiner Gott seiner Gemeinde, sei es, daß er ein Liebespärchen zusammenbringt oder eine weinende Wittwe tröstet, zwei proceßsüchtige Gegner versöhnt oder den Sündern in das Gewissen redet — oder mit seinen Beichtkindern friedlich häusliche und öffentliche Dinge bespricht. So ist es auch hier. Ehrerbietig ziehen die Bauern den Hut, wenn sie an den kleinen Fenstern vorübergehen, und die Weiber nahen mit glückseligem Gruß, wenn sie in Körben und Tüchern ihren Zehnten bringen, die eine ein radgroßes Brod, die andre ein Schock frische Eier — junge Hühner oder ein Schweinchen, einen Sack Mehl oder einen Schiebkarren voll Krautköpfe. Denn sie alle lieben ihren neuen Pfarrer, den Magister Stiefelius, der ein gelehrter heißblütiger Mann, ein Freund des Doctor Luther und ein eifriger Verfechter der neuen Lehre, hier endlich nach vielen Irrfahrten einen friedlichen Hafen gefunden hatte — freilich auf seltsame ungewöhnliche Weise. — Und ihm selber däuchte es oft abenteuerlich, dachte er an jene Zeit zurück vor fünf Jahren, als er bereits ein Mann in reifem Alter heimatlos und hülflos nach Wittenberg geflüchtet war, um dort von Lectionen in der Arithmetik und von Almosen seiner Beschützer sein Leben zu fristen. —

Es war im Sommer 1528 an einem schwülen Gewittertage, als er trostlos und kummervoll geraume Zeit vor

seinem Betschemel gekniet, und mit Inbrunst zum Himmel gefleht hatte, ihn durch den Tod aus seiner Trübsal zu erlösen, — da tönte eine sonore Stimme hinter ihm: —

„Nun endlich, mein lieber Michael, scheinet es, als ob der Herr einen Arm für Euch ausstreckete und Eurem Haupte eine Stätte bereiten wolle, da es ausruhen könne.“

Stieffelius fuhr auf. „Was saget Ihr Meister. O wollt' es Gott, dann wäre eine große Last von mir genommen, denn es beschwert fürwahr mein Gewissen, Eure Gastfreiheit länger zu mißbrauchen.“

„Ihr seid ein guter Mensch, lieber Michael. Wolle Gott, meine bescheidene Herberg könnt ein Asylum sein für alle Vertriebenen und Trübseligen auf Erden. — Auch wollt ich lieber sehen fromme und gelehrte Leute um uns bleiben, es kommt ihrer sonst allzuviel weg. Euch zuvörderst möcht ich im Lande behalten, angesehen daß Ihr fromm und fast geschickt seid in Schrift und Predigt. Es thut nimmer gut, wenn ein so unruhig Blut allzuviel in der Irre herumfahret, und nimmer eine Wurzel findet, wie auch wir durch Gottes Barmherzigkeit lange Zeit haben erfahren müssen.“ —

Der so sprach war Niemand anders, als Doctor Martinus Luther, der in Wittenberg manchem Vertriebenen sein gastliches Haus öffnete. Es hingen gar viele an ihm, namentlich arme Geistliche, Mönche und Schriftgelehrte, die aus Begeisterung für die neue Lehre ihre bequemen Klöster und Stellen freiwillig oder gezwungen verlassen und noch kein neues Amt wiedergefunden hatten. Zu diesen gehörte auch Michael Stieffel, ein leidenschaftlicher Schwärmer, gebürtig aus Eßlingen in Schwaben. Seit zehn Jahren von dort vertrieben, hatte er sich eine Zeit lang in Cronberg,

in Wittenberg, in Mansfeld und zuletzt in Oberösterreich zu Tollet*) aufgehalten. Als seine dortige Aufgabe: das Evangelium zu verbreiten, gescheitert war, kam er wieder nach Wittenberg zurück, um abermals in Luthers Hause auf eine neue günstige Lebenswendung zu harren. — Bekümmert stand er an dem bleigefaßten Fenster und seine magere, dürre Hand fuhr heftig in den krausen dichten Haaren seines Hauptes herum. Luthers letzte Worte hatten ihn etwas empfindlich berührt. —

„Hoher Meister," erwiderte er gedrückt, „Ihr wisset, daß mein Leben auf dem Spiele stand. Nun will es mich fast gereuen, daß ich gegangen bin, um Euch zur Last zu fallen. Ihr habt mir unentgeldlich Tisch und Wohnung gereicht." —

„Ist herzlich gern geschehen, lieber Michael, auch will ich Euch keine Vorwürfe machen. Möcht' ich doch nit anderst erfunden werden, als Euer treuer Freund, um Euch bequeme Nahrung zu verschaffen, also daß Euch Lust und Neigung zum Bleiben erwüchse. Treffen auch mancherlei Zeichen ein, so günstig zu nennen sind, indessen anderes noch in Eurer Freiheit, will sagen in Eurer Consideration liegt, ob Euch die onera und conditiones erträglich erscheinen."

„Lasset hören, Meister, mein müder Leib seufzet nach Ruhe."

„So wisset denn, mein lieber Magister, daß die Pfarrstelle in Lochau erlediget worden und daß Unser Etliche

---

*) Von Cronberg vertrieb ihn die Sickingen'sche Fehde; in Mansfeld war St. Hofprediger, und von Tollet schreckte ihn der Martyrertod Leonhard Kaysers, den man in Scherding als Ketzer verbrannte.

bedacht, wie es gut sein sollte, so Ihr dieweil Pfarrer zu Lochau würdet, bis vielleicht ein anderes vorfiele. Hab Euch somit in vorliegender Vacanz unserem Churfürsten empfohlen, versehe mich auch, daß Seine Gnaden sich Eures Namens erinnern, sintemal wir mit ihm auf der Reise gen Weimar fuhren, allwo er Euch fünf Gulden schenkte." —

„O Meister, wie soll ich Euch diese Güte jemals vergelten. Wäre es vielleicht, daß bereits eine Resolution eingetroffen?"

„Sie ist eingetroffen, mein lieber Michael, allein man hat eine absonderliche Bedingung daran geknüpfet. Euch ist bewußt, daß der Pfarrer Günther von Lochau — Gott schenke seiner Seele Frieden — ein ehelich Weib mit zweyen Kindern zurückgelassen hat. Wo Ihr nun Pfarrer würdet, heißet die Entscheidung, möchte man versuchen, ob Ihr das arme verlassene Weib sammt den Kindern, die fürwahr in großem Elend sind — auch annehmen wollet um Gottes willen."

Da Michael Stieffel schwieg, setzte Luther hinzu: „Solcherlei Dinge wollen in Consideration genommen sein und will ich Euch darinnen weder persuadiren noch abmahnen. Nehmet Euch deshalb Zeit, prüfet Euer Herz und betet zu Gott, daß er Euer Gemüth regiere zu seinem Ruhme wie zu Eurem Heile. Wollet Ihr hinreisen, so wird man Euch im Schloß zu Lochau Wohnung und Kost verabreichen, bis Ihr zu einem festen Entschluß für oder wider anlanget. Gott segne Euch mein lieber Magister." —

Damit schritt er aus dem kleinen Zimmer und ließ den armen Stieffel in mancherlei Herzensnöthen zurück.

Was in dieser Zeit in seiner Seele vorgegangen, wer weiß es zu sagen, aber Frau Käthe, Luthers ehrsame Haus=

frau sah ihn, als sie den Gast zu Tische rufen wollte, emsig in der Bibel lesen und rechnen, so daß er ihre trauliche Einladung gänzlich überhörte. Endlich, es war schon am späten Nachmittag, erschien Magister Stieffelius mit leuchtendem Angesichte und sprach:

„Herr und Meister, ich habe es gefunden, die heilige Schrift selbst hat es mir nach eindringlichem Forschen bewiesen, daß ich der Mann bin. — Sehet hier, welche Stelle mir der Mund der Vorsehung aufgethan, nachdem ich sie mit sinnreicher Rechnung, Combination, Permutation und Kabbala der Zahlen schier dazu gezwungen hab —“ und er hielt dem Doctor Luther die aufgeschlagene Bibel hin mit einer unterstrichenen Stelle, aus dem Buche Ruth viertes Capitel, Vers fünf.

Luther sah hinein und las: „Und Boas sprach: Welches Tages Du das Feld kaufst von der Hand Naemi, so mußt Du auch Ruth, die Moabitin, des Verstorbenen Weib nehmen, daß Du dem Verstorbenen einen Namen erweckest auf sein Erbtheil.“ — Betroffen ließ der große Reformator seinen wunderlichen Freund ziehen, ohne ein Wort darauf zu sagen; denn er kannte genugsam die „Schrullen“ und Quinten desselben. Aber schon am 24. October schrieb Luther an Agricola in dieser Angelegenheit, wie folgt: „Ich bin im Begriff, so eben nach Lochau zu fahren, um die Wittwe des verstorbenen Pfarrers Franz Günther, den Du ja gekannt hast, zu copuliren, und vielleicht auch seine Pfarrei zu übergeben; wunderbar wie eine Sache die andere treibt. Bei mir konnte ich den Menschen nicht behalten; so über die Maßen war er in Scham und Sorgen, mich durch seinen Unterhalt zu belästigen, daß er lieber unter jeglicher Bedingung anderswo ein Unterkommen suchte; bis

ich freilich ungern und halb gezwungen mich entschließen mußte, den armen Mann von mir zu lassen.*)

So hatte Stiefel Pfarre, Weib und Kinder bekommen, und seine Ehe war eine höchst glückliche geworden. Auch die Nähe Wittenbergs stimmte ihn heiter. Er war manchen Tag daselbst in Gesellschaft guter Freunde, und auch er hatte öfters Besuch von Wittenbergern, namentlich von Magister Eysleben, Alexander Drachstedt und Wolff Heintzen. Nur seit einiger Zeit ließ er weniger von sich hören und schien mit wichtigen Dingen beschäftigt, so daß Luther oft an ihn schrieb, warum er schweige und was er treibe. — Endlich kündigte er sich selbst mit seiner ganzen Familie zum Besuch in Lochau an. Den Vorwand mußte die Kirschenzeit geben, aber der wahre Grund war Luthers Unruhe über das befremdende Schweigen des Freundes. „Sei dreimal gegrüßt, lieber Michael, schrieb er ihm; ich habe eigentlich keinen Grund zu schreiben; damit Du aber nicht Klage führest, ich schriebe Dir nichts, so habe ich Dir doch diesen

*) Der Wortlaut dieses interessanten Briefes ist folgender: Hac hora Lochau proficiscor, desponsurus viduam relictam episcopi Lochensis M. Francisci, quem nosti, fortasse et parochiam simul traditurus, mirum quam urgeat res rem. Apud me retinere hominem non potui, adeo verecundus plus satis est, metuens, me ejus alendi cura gravari, ut maluerit, quacunque conditione alibi vivere, donec expugnatus hominem dimittere cogerer valde invitus. Tom. 11. Epist. Luth. Fol. 386.

Gruß und zugleich die Ankündigung schicken wollen, daß wir, so Gott will, nächster Tage zu Dir kommen, um Deine Kirschen heimzusuchen — wir und viele kleine Kirschenfreunde.*)

Dieses heitere Sommerfest war denn heute gekommen. In altväterischer schwerfälliger Landkutsche kamen die Ersehnten am Pfarrhause an, wo eine große Menge Menschen versammelt war, um den berühmten Doctor von Wittenberg zu sehen. —

Während nun lautes Kindergeschrei in dem Garten erklang, wo die Frau Pfarrerin die lachenden rothen Früchte auf irdenen Tellern und umkränzt von grünen Weinblättern an die muntere Schaar vertheilte, die sich mit den Ziegenböcken müde gejagt hatte schritten zwei würdige Gestalten unter den Nußbäumen auf und nieder — eine breite untersetzte Figur und ein langer hagerer Mann, der mit seinen Armen und Händen heftig in der Luft gesticulirte und sein schwäbelndes schneidiges Organ keineswegs schonte.

„Nun mein theurer Bruder in Christo, sagte Luther — mich gefreut es inniglich, daß ich Euch so glückselig wiederfinde. Ich hab es kein Hehl, daß ich nicht ganz ohne angustiae cordis herausging, denn solche Experimenta prosperiren ohne Gottes Gnade und Beistand nicht immer. Aber Ihr lebet ja wie die Zeislein und Häslein im Sommer.

---

*) Dieser allerliebste Brief lautet: „Salve, salve, salve mi Michael, aliud non habeo quod scribam, ne autem queri posses, me nihil ad te scribere, saltem hoc salve scribere volui, simul significare, quod propediem ad te veniemus per voluntatem Dei, et visitare Kerasa tua cum multis Kerasophilis pueris.“ (Ibid. conf. p. 232.)

„Was mein Herr und Meister gefüget, muß immerdar von Segen sein, und darumb fassete ich mir einen hohen Muth und siehe da, es gedieh."

„Nicht so, mein lieber Magister, wir sind alle nur Menschen und mangeln unseres Ruhmes. Solch unruhig Blut wie das Eure hat mir schon mancherlei Kümmerniß gemacht. Nunmehro gottlob ist es gekühlet und aufgezäumet und ich darf sonder einige Beschämung Eure Hausehre salutiren und frohen Muthes sein, daß ihr zeitlich Glück, Wohlstand und Nothdurft durch Euch wieder aufgerichtet worden. Christus erhalte beiderseits Euren Frieden."

„O Meister" — rief Stiefel plötzlich, als wenn er einen längst gespannten Bogen endlich abschösse — „was gilt alle irdische Glückseligkeit gegen sondersame Erleuchtungen des Himmels!"

Martin Luther sah ihn fragend an.

„Wohl hab ich nun Ampt, Würden, Hausstand, Weib, Kind und Nahrung gefunden und ich weiß Euch deß heißen Dank, aber die Stufen der Berufung sind verschieden, so daß mir das Irdische fast nichts mehr bedünken will, denn alles ist zeitlich vergänglich und eitel Moder und Staub vor dem Geheimniß, das sich meinen armen Augen offenbaret hat."

Luther bewegte mißbilligend sein würdevolles Haupt — „Also ist es dennoch an dem, daß zeitlich Glück die Phantasei kann erhitzen gleich wie Oel das Feuer" — und leiser setzte er hinzu: „arme Frau Günther — arme Frau Günther." —

Aber Stiefel faßte heftig seinen Arm und zog ihn mit eifrigen, schwerverständlichen Worten hinauf in das Haus und in sein Studirstüblein, welches angefüllt war mit

Büchern und astrologischen Instrumenten; auf einer großen schwarzen Tafel standen Reihen von Zahlen, neben den bekannten Zeichen der zwölf Planeten. Mehrere Todtenschädel vervollständigten diese seltsame Zurüstung.

„Schon lange, Herr und Meister, sprach jetzt Stiefel, hab ich mit Euch reden wollen mit Ernst und großer Begierde. Saget, ist Euch niemals diese Schrift vor Augen kommen?" und er hielt Luther ein offenes Büchlein hin, dessen Titel war „Ein Rechenbüchlein vom End Christ. Apocalypsis in Apocalypsin benebst beygefügten Anhang: Sermon vom End der Welt."

„Wohl sind mir derley Allotrien unterschiedlichemale zu Gesicht kommen, doch hab ich mich nimmer versehen, daß Ihr unserm Herr Gott eine solche Thorheit schuldig seid." -- „Sehet mein Herr und Meister," sagte Stiefel mit Leidenschaft, indem er das Büchlein aufschlug und die Vorrede selbst vorlas: „Eine zeitlang habe ich selbs diese Rechnung gehalten für ein fantasey und nur zu zeiten für die lange weil zum lust gebraucht, drumbich's mus geschehen lassen, daß Ihr es auch vielleicht werdet halten für narrenwerk. Aber ich kans nur nit anderst halten, denn für ein Göttlich Ding und heimlichs Werk Gottes. Und mus gedenken, das es vielleicht einen höheren Anfang habe denn Fleisch und Blut geben mag oder offenbaren. Dem sey nun, wie ihm wolle, so sehe ich warlich solche Ding in dieser rechnung herfürkommen, von denen ich nicht zweifel, denn das es seien geheimnissen der verschloßnen und versiegelten Rede, die Daniel gehört hat in seiner Offenbarung. Denn ich sehe das ganze Apocalypsin gegossen in diese Rechnung gleich als in einen Model!" —

Einen Augenblick schien es, als ob Luthers Neugierde gereizt würde und er fragte, worin dies System bestände.

Und mit größter Heimlichkeit flüsterte Stiefel, nachdem er vor die Thür gesehen und dieselbe verschlossen hatte, um von keinem Lauscher gestört zu werden. — „Sehet dieses Büchlein hat siebenzehn Capitel, wovon ich blos die vier ersten hier anzeigen will —

1) Wie man ein jedes Wort zur Zalen machen möge — 2) das diese rechnung ein kunst sey — 3) wie sich die lateinische sprach so recht fein schick auff diese rechnung. — 4) wozu diese rechnung nütz sei, sintemal in der Apoclypsi die ganze Reformation, alle Begebenheiten und Streitigkeiten dieser Zeitläufft gleichsamb wie im Symbol vorgebildet sein. Zum Exempel, wer ist der Engel mit dem ewigen Evangelio als Ihr Martinus Luther? Wer sind Gog und Magog als Türken und Moscowiter und wer ist das weiße Pferd dessen Reuter den Namen *λογος ϑεου* führet, als die Typographia — die Buchdruckerkunst!" —

„Ei mein lieber Magister, sagte Luther, die Offenbarung Johannis hat schon manchen Schwachen zum Narren und Schwärmer gemacht."

Aber begeistert fuhr Stiefel fort — „Noch bin ich nicht ganz am End der Rechnung, aber durch eine Ausrechnung von Quadratzahlen und 21 andere Gründe weiß ich, daß uns das Ende der Welt nahe bevorsteht, und wenn Ihr Geduld habt, Meister, will ich Euch beweisen, daß mich selbst Gott begnadet hat, der letzte Engel zu sein, der die siebente Posaune blasen wird zum Gericht über die Lebendigen und die Todten — davon mich Niemand abhalten soll! Auch wenn mir heut noch Tag und Stunden ver-

borgen sind, wird der Herr mir die Augen öffnen zu rechter Zeit, und ich werde kein Geheimniß machen aus seinen Erleuchtungen. *)

Jetzt wurde Luther, auf dessen Lippen noch ein Lächeln

---

*) Stiefels Phantasterei ist durch mehrere ihm zugeschriebene Broschüren beglaubigt. Die merkwürdigsten sind: „Eine sehr wunderwürdige Wortrechnung sammt einigen Merkzalen Danielis und der Offenbarung S. Johannis Königsb. 1553" und eine deutsch geschriebene Auslegung der Offenbarung Johannis, die Selnecker später der Thomaskirche zu Leipzig vermacht hat. — Explicationem Apocalypseos D. Johannis scriptam a Reverendo V. D. M. Michaele Stiefelio, Theologo, Arithmetico celeberrimo, mihi Testamento ejus legatam (et manu ipsius propria exaratam) consecro et dono templo Thomano.

Nicolaus Selneccerus D. Superintendens.

Stiefel sieht darin alle einzelnen Perioden und Helden der Reformation die Sylvester, Ecken, Latomos, Melanchthons, Flacios u. s. w. — Ueber das Interim ist er gar böse. Dies ist der Drache im 13. Capitel. „Man lese nur das Interim und sehe daraus, was es für ein Bild sei." — Der Engel mit dem Evangelium ist Luther, der andere Engel (Cap. XIV. 8.) der dem ersten nachfolgte und sprach: Sie ist gefallen Babylon die grosse Stadt 2c. ist ihm kein anderer als Flacius, der herfürbrach, sobald der erste Engel das Haupt legte „Als aus Furcht vor dem Kaiser jedermann nur mummelte und niemand das Maul durfte rechtschaffen aufthun, erweckte Gott einen undeutschen Mann, der uns wacker machte. — Das weiß Gott, daß nachdem ich seine Büchlein bekam und erfuhr, daß er sie gemacht hatte, keine Ruhe hatte, bis mir der Mann zu sehen war, das geschah zu Coßwig an einem Tisch voll seiner Freunde. Und als er mir gezeigt war, weiß Gott der Herr und er selbst und alle die zu Tisch saßen, wie sich mein Ernst bewiese wider meinen Willen, denn ich ließe mich bedünken, ich sehe einen anderen Lutherum.

schwebte, ernst und sagte: „Mich will bedünken, lieber Magister dieses sei nicht die rechte Art, die heilige Schrift zu lesen. Zwar mag man bei jeglichem Versicul still stehen und gleichsam an ein jegliches Sträuchlein klapfen, ob auch einige Beeren herunterfallen wollen, allein der Teufel feiert nit, seine Früchte darunter zu werfen, um uns zu betrügen gleichwie ungeschickte Kindlein die Tollkirschen ansehen für wahre Kirschen!“ —

„Weiß wohl Meister,“ fuhr Stiefel in der Vorrede fort, „daß viele kommen werden über die Weissagungen Danielis und werden großen und mancherlei Verstand daraus nehmen, drumb ich bei mir selbs diese Rechnung auch für ein Zeichen des bald kommenden Jüngstentages rechnen mus, dieweil ich mich bedünken las, das die Erfindung der geheimniß dieser gesetzten Zalen Danielis und Apocal. die Schrifft gantz und gar ausmache und beschliesse. Denn sonst haben wir den Danielem aller Ding klar und nach allem vortheil gehabt, bis an diese Zalen. Darnach hab ich Christum gebeten, dieweil sie doch drumb gesetzt seien von Gott, daß sie herfür kommen sollten. Hoff auch, der lieb Christus hab mich erhöret, denn er nicht ansiehet menschliche verdienst oder frömbkeit. — “

Luther wurde bei diesen Worten immer ungeduldiger und platzte endlich heraus „Dreschet Euer Stroh, wie Ihr wollet Herr Magister, aber lasset Gott aus dem Spiele, denn er lachet über solche Weisheit und ergötzet sich an dem Narren, dessen Worte schmecken nach Fleische. Habt Euch bishero durch Treu und Redlichkeit, Lieb und Vertrauen erworben in Eurer Gemeind, und wollet nun plötzlich und fährlich alles auf's Spiel setzen. Denn ich sag

Euch, es ist ein vorwitzig Ding mit Gott zu ringen und hineinzuplumpen in die Pforten, so er vermachet hat mit seinem Mantel, bitte Euch also, die Sache vom Jüngstentage nit weiteres aufkommen zu lassen, sondern geruhig unter uns zu halten, sintemal Ihr sonst Weib, Kind, Nahrung, Ehr und Ampt leichtlich mögt in die Schanze schlagen."

Aber damit hatte er seinen Gegner nur noch mehr erhitzt und Stiefelius vergaß jetzt alle Rücksichten vor seinem Wohlthäter. „Was sind Weib, Kind, Nahrung, Ehr und Ampt gegen den Willen Gottes!" rief er. „Hier kann ich nichts versprechen noch widerrufen, es sei denn, daß Ihr mich mit denselben Mitteln widerleget, aus der heiligen Schrifft. Hier stehe ich und kann nit anders, sag ich, wie Ihr in Worms vor Kaiser und Reich. Gott helfe mir Amen!" —

Luther war nicht wenig betroffen, seine eigenen Worte so unerwartet gegen sich selbst angewendet zu sehen. Seine Stirnader schwoll an und er rief: „Es sind nicht alle auserwählet, die berufen sind. Quod licet Jovi, non licet bovi! Wir werden noch weiter darüber reden!" —

Damit schloß er die Thür auf und trat wieder in den Garten, während Magister Stiefelius in ekstatischer Verzückung an seinem Betpult kniete. — Schon lange hatte die Pfarrerin die Abwesenheit der beiden Männer bemerkt und während die Freunde Luthers, die mit ihm herausgekommen waren: Magister Eysleben und Alexander Drachstedt mit den Kindern scherzten und das Nest eines Zeisigs betrachteten, welches in der dichten Gartenhecke verborgen war, wusste sich die Frau Günther, jetzige Frau Stiefel in

die Nähe des Wohnhauses zu bringen, und ihr feines Gehör täuschte sie nicht, als sie vom Studirstüblein her jenen Wortwechsel vernahm. Die Pfarrerin war eine immer noch schön zu nennende Frau von offener Stirn, klugen, durchdringenden Augen und raschem entschlossenen Wesen. Das jüngste ihrer Kinder, ein Knäblein von einem Jahre trug sie auf dem Arme und unter dem Schutze dieses holden kleinen Engels wollte Sie es wagen, in das Heiligthum zu bringen und Frieden zu stiften unter den erzürnten Parteien, als der Doktor Luther ihr entgegentrat. —

„Seid Ihr es Frau Pfarrerin“ — er streckte ihr herzlich beide Hände entgegen und sah sie mit forschendem bekümmerten Blick an, als müsse er einen Vorwurf in ihren Augen lesen, daß er der braven Witwe einen so gefährlichen Mann verschafft habe. Dann sagte er: „Magister Stiefelius hat ein kleines Anfechtlein bekommen, aber es soll ihm nicht schaden, gottlob, sondern nütze sein — ist ihm doch die höchste Gnade und Gabe Gottes zu Theil worden, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl zu haben.“ —

Die Pfarrerin erröthete und küßte ihr Kind, aber sie ließ sich damit nicht von ihren Sorgen abbringen. —

„Habet Ihr es auch schon bemerkt, Herr Doctor? begann sie — ach, Ihr glaubet es nicht, was ich zu dulden habe mit ihm, und ich fürcht' immer, er studire zu viel. Tag und Nacht sitzet er droben in der Liberey und führet seltsam hohe Worte im Munde und hat ein feierlich Wesen angenommen, daß ich ihn nimmer verstehe.“ —

„Seid gutes Muthes Frau Pfarrerin, solches Alles wird Gott noch zum besten kehren. Freilich wohl ist in dem Magister manches Absonderliche und Abgründliche verborgen,

dessen man sich zuvor nit versehen konnte; aber aus einem flachen Brünnlein schöpfet man nit viel. Auch Stieffelius ist Einer von Denen, die lang in sich verschlossen sind und heimbliche Gedanken brüten, bis sie eines Tages ins Feuer gehen und darauf an und losstürmen, daß schier Niemand kann widerstehen. Solcher Knappen und Gesellen hat das Evangelium von Nöthen und müssen wir solchen manches durch die Finger sehen. Habet Ihr doch selbst diesen Feuersinn probiret und erfahren, nit ohne Freuden. Oder war's nit so, daß der schüchterne und verkommene Mann plötzlich mit stürmender Hand Euer Hertz und Neigung erobert hat in kaum zwei Monden, daß wir selber über die Maßen verwundert waren."

„War doch nicht ganz so," sagte die Pfarrerin abermals erröthend, „Gott sei gelobt, Herr Doctor, daß ich Euch ganz vertrauen kann, und so will ich auch nicht verhehlen, wie es gekommen ist, daß wir so schnell Mann und Weib geworden sind: — er Magister Siefelius und ich arme verlassene Wittib, so in Trübsal, Elend und Pein gefangen war und meines Jammers keinen Rath wußte. — Denn wir armen Weiber sind nur ein zerbrochen Ding, ein unnütz Halbscheid, so der liebe Gemal von uns genommen ist durch den Tod. — Als ich vernahm, es sei Jemand erfunden, der um meines Eheherrn seligen Pfarre werben wollte, da war es, als wenn ich nun mit meinen armen Kindlein fortziehen müsste hülflos und rettungslos in das Elend; aber als ich ferner vernahm, derselbige frembde Mann wolle uns annehmen mit der Pfarre und begehre meiner Hand, ohne daß er mich noch gesehen — lieber Herr Doctor, da war ich erst gantz zu Tode erschrocken, also daß ich bettliegerisch ward, denn ich hasste solchen Landfahrer und Streu-

ner, der mein begehren konnte, um der Pfarrei willen. Als er aber angelangt war und vor mein Gesicht trat, stund es bald anders mit mir. Alltäglich kamb er herunter vom Schloß und tröstete mich und herzte meine Kinder in meiner Beschwerde, sprach auch nimmer von seinem Vorhaben, sondern stellte alles in meine Hand, — und als ich wieder aufstund und zur Kirche ging, dem lieben Heiland zu danken für meine Errettung, da kam er, Magister Stiffelius, mir entgegen auf dem Gottesacker und begleitete mich zum Grabe meines seligen Eheherrn, und betete mit mir und den Kindern gar inbrünstiglich, daß es mich schier zu Thränen rührte. Sah nun auch am Tageslicht, wie elendiglich verwahrloset der arme Mann war und wie jammervoll in all seinem Wesen. Wußte er doch seines Leibes keinen Rath, seine Kleider waren verschlissen, sein Körper abgezehret, und sein Wort so schüchtern und demüthiglich, daß er mich wahrhaft erbarmte.

„An demselbigen Tage noch trat er mit beweglichen Worten zu mir und sagte „Frau Pfarrerin, Euch wird bewußt sein, unter welcher Bedingniß mir Verheißungen auf diese Pfarre gemacht werden, aber habet dessen keine Unruh, noch Herzensangst, bin ich doch glücklich, so Ihr mich hier geruhig wohnen lasset, und will ich gerne sorgen für Eure Kindlein und Pfarrverweser bleiben, so lange Ihr lebet, wird sich auch richten lassen, daß die Obrigkeit abstehet von der Bedingniß um Euretwillen, so ich auch ohne das bereit bin, Euren Hausstand aufrecht zu halten und allezeit zu Diensten zu sein."

„Also sprach er, Herr Doctor, und sollte es Niemand vermeinen, wie tief mir das zu Herzen ging. Nochmals prüfte ich mich in heißem Gebete, und Gott erleuchtete mich.

Dein Herz ist dahin gegeben für alle Zeit, sagte es zu mir, und war es nit anders, als stände der selige Herr Günther selber bei mir, aber Deine Kindlein bedürfen eines Schutzes und Hauptes, und zudem brauchet jener arme Magister auch wohl einer Pflegerin, die ihn fröhlich mache, für ihn sorge und seines Wesens sich annehme, auf daß er ein Ansehen habe vor den Leuten. Und also entschloß ich mich mit Gottes Gnade in einen zweiten Ehestand zu treten, und nun ist dennoch der böse Geist zwischen uns kommen!"

„Ihr seid eine brave Frau und Magister Stieffelius ist ein braver Mann," antwortete Luther, „also kann der Segen Gottes nit ausbleiben und werdet Ihr noch glückliche Tage leben. Werfet die Sorgen auf den Herrn, so Ihr den Magister nit immer verstehen möget, ich werde Ihm meinen Haus- und Leibarzt herausschicken, den weisen Doctor Mylich, der wird ihn curiren unfehlbar. Setzet den Herrn Magister auf schmale Nahrung, wenig Fleisch und viel Wasser, wenig Sitzen und viel Ambuliren und frische Feldluft schöpfen. — Stehet Ihr mir tapfer bei, werden wir bald des bösen Geistes Herr sein und ihn austreiben auf Nimmerwiedersehn. Hab ich doch selbst mancherlei zu schaffen gehabt und schwere Kämpfe bestanden mit dem bösen Feind, aber meine Käthe hat mich gemacht zum ruhigen Mann, und also soll es auch Ihnen gelingen mit Gottes Hilfe und Barmherzigkeit." — Also sprach der Doctor Martinus Luther und redete noch manch goldenes Wort von der Ehe und ihrem Segen.

„Die höchste Gnade Gottes ist es, sprach er, wenn im Ehestande, Eheleute sich stets für und für lieb haben. Die erste Liebe ist fruchtbar und hefftig, damit wir geblendet werden und wie die Trunkenen hinangehen, wenn wir dann

haben ausgeschlafen, alsdann bleibt in Gottesfürchtigen die rechtschaffene Liebe, die Gottlosen haben den Reuel."

Und weiter vom Ehestande in der ganzen Natur und in allen Creaturen der Welt, darin Gott des Ehestandes Contrafaktur allüberall dargestellt habe. „Jedermann bewußt, daß auch unter den Bäumen Mann und Weib gefunden werden als Aepffel und Birn, da der Aepffelbaum der Mann ist und der Birnbaum das Weib, und wenn man sie bei einander pflanzet, da wachsen sie und kommen besser mit einander fort, denn sonst. Der Mann strecket seine Zweige alle nach dem Weibe aus, als wolle er sie in Arm nehmen, wiederum so richtet das Weib ihre Zweige auch auf zu dem Manne."

Und weiter von der Uneinigkeit unter Eheleuten: „Lieber Gott, was kostet es Arbeit, daß man Eheleute zusammenbringe, darnach hat es viel größere Mühe, daß man sie beieinander behalte. Adams Fall hat die menschliche Natur also gar sehr beschmitzt, verderbet und vergifftet, daß sie aufs allerunbeständigste ist, läuft hin und wieder, wie Quecksilber. Ob Eheleute gleich zuweilen schnurren und murren, das muß nicht schaden, es gehet in der Ehe nicht alle Zeit schnurgleich zu, deß muß man sich ergeben. Adam und Eva werden sich gar weidlich die neunhundert Jahre zerscholten haben und Eva zu Adam gesagt haben: Du hast den Apfel gefressen, herwiederum wird Adam geantwortet haben, warum hast du ihn mir gegeben? Es wird ein wunderlich Regiment gewesen sein in ihrem Ehestande, wie denn auch das erste Buch Mosis wunderbarlich ist."*) —

Also verstrich die Zeit des Nachmittages. —

---

*) Siehe diese Stellen in Luthers Tischreden.

Seufzend folgte die Frau Pfarrerin dem edlen witzigen Doctor zu den anderen Freunden, und das Gejauchz der Kinder wie freundlichere Gespräche ließen die gewitterschwüle Stimmung jener Auftritte leicht vorübergehen. Gegen Abend bestieg Doctor Luther mit seinen Kindern und Freunden wieder die schwerfällige Landkutsche und winkte dem Magister Stieffelius zu, welcher in der Hausthür stand und sich mit würdevollen Pathos eines verstimmten Propheten verneigte.

„Lasset Euch bald sehen bei uns in Wittenberg, Herr Magister!“ — Damit rumpelte die Kutsche davon.

„Schau, schau“ — sagte Doctor Luther unterwegs zu Magister Eysleben: „Diese Kirschenernte hat uns in Lochau fast stachliche und saure Früchtlein zu kosten gegeben. Wolle Gott nicht, daß ich ein böses Werk gethan hätte, daß ich der braven Frau einen so heißmuthigen narreten Mann anvertrauet. Wollen uns in Hoffnung fassen, daß mit Gottes Hülfe die Weinernte eine süßere sein werde im Herbste.“ —

2.

Des Propheten Triumph.

Die Idee des jüngsten Gerichtes und der Wahn vom Ende der Welt kehrte zu allen Zeiten wieder, in denen die Geschichte der Menschheit einer inneren Wiedergeburt, einer neuen Epoche entgegenreifte — in denen wahrhaft ein Zeitalter, eine Welt unterging. — Im Alterthum war es zu Christi Zeit, als ein Gefühl der Auflösung, eine lebensmüde Todessehnsucht wie ein Alp über den Völkern des Abendlandes lastete. Im Mittelalter war es bekanntlich um das Jahr 1000, als man allgemein den Untergang der Welt und den Anbruch des Reiches Gottes erwartete. Neuerdings traten diese Ideen, in denen sich das dunkle Gefühl einer abgeschlossenen großen Zeit und einer neu hereinbrechenden Epoche kundgibt, zur Zeit der Reformation auf. Dieses Symptom der Erneuerung und Genesung ist auch das einzige, welches jenen sonst abstrusen und schwärmerischen Wahn für uns interessant und historisch merkwürdig macht. — Auch in unserer Zeit haben wir Spuren jener Weltuntergangsideen erlebt, freilich in modernisirter Form — man erinnere sich an den 13. Juni 1857 und an die all=

gemeine Besorgniß eines Zusammenstoßes mit dem Kometen im Jahre darauf. Das sind heutige Anschauungen, während man dereinst von den Erzengeln selber erwartete, daß sie mit mächtigen Posaunenstößen, die Grüfte der Todten öffnen sollten.

Solche Idee hatte sich des Pfarrer Michael Stiefel nunmehr unwiderstehlich bemächtigt, ohne daß man sagen kann, daß es Wahnsinn war. Vielmehr theilte er darin die Stimmung seiner Zeit und die Stimmung Luthers selbst; nur das eine hatte er ihm voraus, daß seine kabbalistische Rechnung ihm endlich auch einen bestimmten Tag ergeben hatte. Zuerst glaubte er in seinem Namenstage d. h. zu Michaelis, später jedoch im 3. Oktober den Tag gefunden zu haben, an welchem Morgens 8 Uhr die Welt untergehen würde, genau so, wie es der Apostel Johannes in seinen Visionen beschrieben. — Herabstürzende Sterne — das Ungeheuer Babylon — der Kampf der Engel mit dem Drachen — die Versiegelung der Gerechten — der Sturz der Verdammten — Feuerflammen der Hölle und Lobgesänge der englischen Heerschaaren: — das waren Dinge, welche das Hirn des armen Stiefel Tag und Nacht beschäftigten, und wir haben heute wohl leicht lächeln über dergleichen Phantasien, wollen aber nicht vergessen, daß damals die Naturwissenschaften noch sehr im Argen lagen und daß von dem Wesen der Welt und ihren Gesetzen im Volke keine Kenntniß vorhanden war, ausgenommen diejenige, welche in der heiligen Schrift selbst enthalten war.

Allsonntäglich hatte Stiefel nunmehr von der Kanzel die prophetische Verheißung vom nahen Ende aller irdischen Trübsal und vom Beginn der paradiesischen Glückseligkeit verkündet. Mächtig hatten seine begeisterten Worte gezün-

det, nicht bloß in dem wohlhabenden Lochau, sondern weit in der Umgegend. Schon im August und September begann eine kleine Völkerwanderung nach Lochau. —

„Was sollen wir noch arbeiten und ernten,“ sprachen die wohlhabenden Bauern „in wenig Monaten ist alles vorüber und wir brauchen nichts mehr“ — und ließen das Korn stehen auf den Feldern und die Früchte hangen an den Bäumen. Wer Lust und Hunger hatte, durfte davon nehmen und sich gütlich thun, gleich als wäre schon die Zeit des Paradieses.

„Was sollen wir sorgen und darben,“ sagten die Armen — „in wenig Wochen erben wir die ewige Seligkeit und alles, was das Herz wünscht — was sollen wir jetzt noch schonen und sparen — es muß doch alles zu Grunde gehen!“ — und so zerschlugen sie Scheunen und Hütten, zerhackten Zäune und Bäume, schlachteten die letzte Kuh, das letzte Huhn, aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge. Darin standen ihnen die Fremden und Nachbarn aus anderen Dörfern redlich bei, denn es war Alles gemeinsam, vogelfrei und umsonst zu haben, wie in einer großen Familie von Seligen.

Das waren bunte und bewegte Tage und Wochen. Jeder Bauernhof war zum Wirthshaus geworden. — Große Feuer loderten auf den Herden, loderten auf den Höfen, loderten in den Gärten — Knechte und Dirnen, Bauern und Bettler saßen, zechten und tanzten in bunten Gruppen, manche im letzten Wamms und im letzten Mantel, denn sie hatten alles zu Geld gemacht und das Geld zu Bier, und gebranntem Wasser. Dazwischen klangen fromme Psalmen, das Geschrei von Trunkenen und die Tanzmusik im Kruge, wo eine ewige Kirchweih angebrochen zu sein schien.

In der breiten Hauptstraße drängten sich Rosse und Wagen hoch mit Hausrath und Fahrniß bepackt. – Da sah man Schränke und Betten, Bänke, Schreine, Pflüge, Spinnräder und Geschirr, die von den „thörichten“ Nachbarn um ein Spottgeld aufgekauft waren, und die klugen Bauern von Lochau lachten zu dem Geschäfte, denn in kurzer Zeit würde ja alles unnützer Tand, Scherben und Trümmer werden. Aber dies Treiben nahm von Tage zu Tage einen wüsteren Charakter an. Nicht bloß aus den Elbgegenden — auch aus Thüringen, aus Schlesien und der Mark kamen große Schaaren von Wallfahrern; kleine Bürger und alte Frauen, gläubige Bauern, unheilbare Kranke, fromme Seelen, lustige Gartenbrüder, Landstreicher, Gauner und Gesindel aller Art versammelte sich in Lochau, um das Schauspiel des Weltuntergangs zusammen zu erleben. Die Kornfelder wurden niedergetreten, die Gärten verwüstet, auf Ängern und Wiesen erhoben sich Zelte und Baracken, ein zweites zigeunerhaftes Lochau schien aus dem Boden zu wachsen, und die Juden machten auf diesem tollen Jahrmarkt nicht die schlechtesten Geschäfte, denn sie kauften Aecker und Gärten, Grundstücke und Häuser um billigen Preis auf die Gefahr hin, sich am jüngsten Tage um ihre Beute betrogen zu sehen. Welcher Hogarth'sche Pinsel wäre im Stande, die einzelnen Heroen dieses Faschings zu schildern. — Da waren Wiedertäufer aus Westphalen, Klopffechter aus Münsters Banden, Wortführer und Maulhelden aller Art, welche für die letzten Tage der Welt die Lehren Karlstadts und Bokelsohns erneuen wollten. Vor allem war es ein theosophischer Schneider, der seiner Zeit in den Bauernkriegen in Franken eine Heldenrolle gespielt hatte, und hier neue Lorbeeren pflückte. In Lammfelle eingehüllt

stand er auf einem Bierfaß und hielt der lärmenden Menge feurige Reden von den Qualen der Hölle und den Seligkeiten des Paradieses — die erste für alle Reichen, Pfaffen und Adligen, das zweite aber für die Armen und Geknechten auf Erden. — Donnernd erklang die Rede dieses anderen Johannes des Täufers, aber sie endete meist in Convulsionen, und sein Veitstanz steckte unwiderstehlich die Menge an, kurz ein Tumult und Geheul, unermeßliches Getöse und Lärmen vermischt mit Wehklagen, Schluchzen und frommen Liedern erfüllte die ganze Gegend um das einst so stille friedliche Lochau. —

Und Pfarrer Stiefel? — Mit Sonnenaufgang und Sonnenuntergang hielt er Gottesdienst und große Andachtsübungen im Freien, da die große Menge keinen Raum in der Kirche fand. Wo er sich zeigte, fiel man vor ihm auf die Knie und erflehte seinen Segen, man küßte seine Hände sein Kleid, seine Fußstapfen; kurz Stiefel war völlig zum Propheten geworden, und wie jene Heroen der heiligen Schrift hatte auch er seine Jünger. — Außer jenem theosophischen Schneider war es zunächst ein alter Bauer und ein fahrender Scholar, welche sich an seine Fittiche hingen, der erste — seltsam genug aus Todesfurcht. Es war ein vermöglicher alter Mann, aber ein Wucherer und Filz ohne Gleichen. Da nun Stiefel proklamirte, daß man mit ihm lebendigen Leibes in den Himmel fahren werde, dachte der schlaue Alte nicht nur um den Tod herumzukommen, sondern sich auch den Abschied von seinem Mammon zu ersparen und segnete und pries den Propheten über die Maßen. Obschon Stiefel versicherte, daß im ewigen Leben weder Gold, noch Silber seinen Werth behalten werde, so nähte der alte Schlaukopf dennoch so viel Goldstücke und Silber=

münzen als möglich in das Futter seines Wamses und seines Mantels, so daß seine Kleidung schwer wie ein Centner wurde. Die Engel würden ihm schon nachhelfen im Hinauffahren, dachte er. —

Der fahrende Scholar dagegen hielt zu Stiefel aus Weisheit. Er hatte seine Jahre und sein Erbtheil in wüster Schlemmerei verpraßt und war nahe daran, sich das Leben zu nehmen, und seinen Gläubigern einen Streich zu spielen. Da vernahm er Stiefels Kunde und sofort entschlossen, contrahirte er neue beträchtliche Schulden, zahlbar zu Neujahr 1534, das heißt zahlbar nach dem jüngsten Tage, der ja präcis Morgens acht Uhr am 3. Oktober hereinbrechen sollte. Diese drei waren Stiefels Hauptanhänger und Ehrengarde. Im übrigen machte es der Herr Pfarrer nicht besser als seine Bauern, denn er entledigte sich mit liebenswürdiger Freigebigkeit alles seines irdischen Besitzthums. — „Hier mein lieber Freund," sagte er zu dem Scholar, „nehmet hin meine Bücher und Schriften, wozu helfen sie mir im ewigen Leben, da uns alle Weisheit wird unmittelbar gegeben werden — hier nehmet hin, Talare, Gewänder, Wäsche und Strümpfe," sagte er zu anderen, „denn im ewigen Leben werden wir angethan sein mit dem Kleide der Unschuld." Am meisten Mühsal hatte seine Magd zu erdulden, denn sie mußte in großen Kesseln Suppe kochen für die zahlreichen Armen und Hungrigen der müden Ankömmlinge, auch die beiden Kinder des Pfarrer Günther hatten von dem lustigen ungewohnten Treiben nicht viel, denn sie mußten fleißig Halleluja singen, himmlische Psalmen lernen und sich darauf einüben, Engel zu werden.

„Papa" sagte der Knabe, „nichtwahr, wenn ich erst Flügel habe, dann kann ich auf den Baum fliegen und Birnen essen."

„Ja wohl, mein Kind, dann kannst du auf den Baum fliegen, und im Paradiese wachsen feinere Früchte, denn Birnen und Aepfel, aber jetzt singet fleißig den englischen Gruß.“ —

Nach einer dieser Uebungslectionen trat die Frau Pfarrerin in das Zimmer.

„Verzeihet mein lieber Eheherr, wenn ich endlich reden muß. Wohin soll dieses Wesen und Treiben noch führen? — Wenn das mein seliger Günther erlebt hätte! — Ich bin eine unglückliche Frau, Ihr bringet uns und die ganze Gemeind' an den Bettelstab!“

„Mulier taceat in ecclesia!“ — kam es salbungsvoll zurück, „harret aus und über ein Kleines werdet Ihr glücklich sein.“ —

„Weiß wohl, lieber Eheherr, daß wir nichts davon verstehen. Schaut, ich liebe und ehre Euch, und glaub' an Eure Worte und dennoch schnürt es mir die Seele zusammen vor Angst, daß es kein gutes Ende nehmen möchte. Ihr seid ein hochgelahrter Herr und in der Schrift wohlerfahren, und ich zittere nicht vor dem Sterben, hab ich doch durchlebt so manche Trübsal, so viel herber war, aber wenn es nun dennoch anders käme, wenn Ihr Euch dennoch täuschtet?“

„Störet uns nicht mit perturbationibus von Wenn und Aber. Wird sind unserer Sache gewiß, daß wir zusammen auffahren in den Himmel.“ —

„Ich wollt es ja geruhig erwarten, lieber Eheherr, aber daß Ihr mit dem Doctor Luther zerfallen seid, mit ihm, der dies unser häuslich Glück geschaffen hat, dem wir Alles zu danken haben — Schauet, das dünket mich ein böses Zeichen zu sein – und das ärgste ist, daß Euch der Stolz

so verblendet hat, daß Ihr nit einmal auf seine Epistelu antworten möget. Schauet, so eben ist abermals ein Brief aus Wittenberg eingetroffen.“ —

„Wird nicht geöffnet! Wissen schon, was der große Doktor schreibet, denn er ist worden ein Jerobeam, ein Ungläubiger, also daß ich muß sein ein Rehabeam, der die Gemeinde zusammenhält.“

„O ich bitte und beschwöre Euch, lieber Eheherr, leset doch den Brief und leistet seinem Rufe Gehör, vielleicht, daß er selber seine Zweifel überwunden und sich überzeugen lässet von Euren Gründen.“ —

„Der Sinn der Abtrünnigen ist verstocket und verschlossen. Es ist vergebens Frau.“ —

Eine Weile stand die arme Frau Pfarrerin, sonst eine so tüchtige kluge Frau, aber hier völlig rathlos und verschüchtert. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen, und sie begann lebhafter von neuem.

„Schauet Michael — auch wenn ich ja alles glauben will, daß die Welt am End' und daß der jüngste Tag vor der Thür ist, so kann ich doch meine Gewissensangst nit verwinden und je mehr ich glaub, desto minder läßt es mir Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht, und so schwere Last sollet Ihr mir billig tragen helfen oder ganz von mir abwälzen, so Ihr es vermöget.“ —

„Gewissensangst?“ sagte Pfarrer Stiefel erschrocken. „Frau, Ihr jaget mich in Entsetzen. Ihr habet doch keine Schuld auf Eurer Seele?“ —

„Erschrecket nur nicht, sondern helfet mir meine Seele erleichtern. Schauet: der bloße Gedanke daß sich nun bald alle Gräber aufthun und daß die Verstorbenen emporsteigen, wird mir zu namenloser Pein. Saget doch was

wird geschehen, wenn die Todten wieder auf Erden wandeln? Werde ich meine lieben Eltern wiedersehen?" —

„Ohne allen Zweifel!" —

„Auch meine Brüder und Schwestern?" —

„Ganz gewißlich!"

„Auch meinen lieben seligen Eheherrn Franz Günther?"

„Sonder alles Bedenken — und was weiter?"

„Gott sei gelobt dafür, aber saget, doch wessen Frau werde ich dann sein im ewigen Leben, die Eure oder meines Günther? Verzeihet, wenn ich einfältiglich rede, aber Jener wird mich nimmer zu sich nehmen können, nachdem ich Euch angehöre, und wollte er auch, dürfte ich doch Euch nit böslich verlassen. Schaut, so werde ich vor Gottes Thron stehen, mit zwei Männern und wird es in alle Ewigkeit so bleiben. Das ist es, was meinem Gewissen Pein machet und hab ich doch oftmals gehört, daß aus solchem Grunde viele Witwen nimmermehr einen zweiten Bund schließen. So es sich aber also verhält, hätte ich eine schwere Sünde begangen und nichts könnte mich erretten vor der Verdammniß." —

Dieses seltsame Bedenken schien eindringliche Wirkung zu machen, denn daran hatte der Pfarrer Stiefel offenbar noch gar nicht gedacht. In der That stand er betroffen und sprachlos und wußte den Gewissensqualen seiner Frau in keiner Weise zu begegnen.

„Schauet," begann abermals die Frau Pfarrerin, „aus diesem Grunde flehe ich Euch an, den Doctor Martinus Luther in dieser Sache um Rath zu fragen, damit ich mit Ruhe dem jüngsten Tage darf entgegensehen, und damit wir beide nicht straffällig werden. Aber wollet oder könnet Ihr nicht mehr vor des Doctors Angesicht treten, so muß ich mich selber auf den Weg machen nach Wittenberg." —

„Du hast nicht Unrecht Frau," sagte endlich Stiefel — „dieser casus machet mir selber Scrupel und erheischet wohl gründliche Erwägung. Ich will doch sehen, was mir der Doctor aus Wittenberg zu schreiben hat." — Und er öffnete den Brief, welcher folgendermaßen lautete: „Friede und Freude in Christo. Ich höre, daß du sehr betrübt seiest*) mein lieber Michael, weil ich Deinen Vermuthungen nicht beistimmen mochte, trotzdem zumal Du doch meinen besten Willen und meine Loyalität gegen Dich kennst. Ich habe also immer nur gesagt, daß ich eigentlich nicht so sehr Deiner Meinung widerspreche, als daß ich noch nicht recht einsehen konnte, was ich noch jetzt weder einsehen noch begreifen kann. Denn wozu soll Dir oder mir eine falsche Versicherung nütze sein. Unmöglich konnte ich ahnen, daß Du so über alle Gebühr von dieser Angelegenheit bewegt werden konntest. Denn wenn jener Tag wirklich vor Michaelis kommen sollte, so sündigest Du nicht daß Du es glaubest und sagest; wenn er aber nicht eintreffen sollte, so sündigen wir nicht, so wir glauben, er könne überhaupt jede Stunde kommen, den wer da glaubet, er könne in jeder Stunde kommen, der glaubet auch, er könne vor Michaelis kommen. Sollten wir nun zufällig und unwissentlich darin irren und unsere Unwissenheit bekennen, ob Deine Prophezeiung wirklich so sicher sei — so ist dieser Irrthum ganz ohne Gefahr für uns, so wie auch Dein Leib und Seele fern von Gefahr ist, so Du beides behältst. — Warum

*) Der brüderliche Ton des „Du" im lateinischen Briefe ist hier beibehalten worden, während Luther erwiesenermaßen im Deutschen Zwiegespräch einen anderen Ton anschlug. Allerdings giebt es im Latein keinen anderen Briefstyl, und der Leser wird uns diese wörtliche Treue wohl gern verzeihen.

also quälest Du Dich deshalb, da beiderseits die Sache gefahrlos ist. Ich aber sage Dir, daß Deine Aufregung den Verdacht vermehrt, als hätte der Satan besondere Absichten auf Dich; denn er, welcher ohne Ursach Deine Affekte in Aufruhr bringt, kann auch ohne Ursach Deine Vernunft verwirren. Deshalb bitte ich Dich, Deinen Geist zur Ruhe zu bringen und zu uns zu kommen und unsere alte Freundschaft nicht auf das Spiel zu setzen, noch zu ändern." *) —

---

*) Dieser seltsame, etwas geschraubte Brief, den wir übrigens ganz frei übersetzt haben, lautet im Original:

„G. et P. in Christo. Audio te valde commotum esse, mi Michael, eo quod dissenserim tuis supputationibus, cum tamen probe noris meum ergo te candorem. Deinde semper dixi, me non tam dissentire, quam non intelligere, quod prorsus non intelligo neque capio. Ad quid enim tibi aut mihi ista falsa affirmatio? Certe non suspicabar, te posse commoveri ista re indecentius. Nam si dies ista ante Michaelis venerit, tu nihil peccas, qui hoc credis et dicis; si non venerit, nihil peccamus qui credimus posse venire omni hora. Quisquis enim credit, eum posse omni hora venire, is etiam credit, eum posse ante Michaelis venire. Quodsi in hoc forte erramus, quod nescimus et nescire hoc confitemur, an certissime, ut tu dicis, venturus sit ante Michaelis, hic error absque periculo est nobis, sicut cuncta tua Substantia, si eam habes, absque periculo est. Quid igitur te excrucias propter eam rem, quae in utramquae partem facta et sine periculo est? Dico tibi, quod ista commotio tua augeat suspicionem, ne te Satan expetat ad cribrandum. Nam qui si affectum tuum sine caussa exagitat, poterit et intellectum tuum sine re perturbare. Quare te oro, ut posita ista commotione animi ad nos venias et veterem amicitiam non deseras aut mutes." — (Unschuldige Nachrichten vom Jahre 1701.)

Stiefel stand eine Weile betroffen von dem gütigen Tone des Briefes. „Schau, schau,“ sagte er, „das lautet wohl säuftiglich und mildiglich, als suche er ein Religionsgespräch mit mir, aber es kann auch sein — o ich merke es wohl, daß man mich vor ein Concilium locken will mit süßen Worten gleichwie den Hieronymus Huß und den Savonarolam und Andere!“

„Aber warum suchet Ihr so üble Deutung, lieber Eheherr. Vielmehr will es mich bedünken, als wolle sich der Doktor von Euch noch überzeugen lassen. O schenket seinem Rufe Gehör, denn mit ihm stehen wir und fallen wir, und ich wiederhole es, daß, so Ihr nicht wollet oder könnet, ich selbst nach Wittenberg reisen werde, um in bewußter Sache mein Gewissen zu beruhigen. Darnach wollet Euch entscheiden.“ —

Damit verließ die würdige Pfarrerin das Zimmer, nicht ohne schalkhaftes Lächeln, denn jener Vorwand wegen ihrer Gewissensscrupel war nur eine weibliche List, um Stiefel nach Wittenberg zu bringen und aus Lochau zu entfernen. Sie erwartete Rettung allein von Luther und hoffte, daß man ihren Mann nicht wieder von Wittenberg fortlassen werde, bis der gefährliche jüngste Tag vorüber und das zahlreiche Gesindel ohne Haupt und Führer sich wieder verlaufen habe.

In der That wirkten auch ihre Gründe wie der Brief Luthers so mächtig und eindringlich auf Stiefel, daß er sich wirklich entschloß, nach Wittenberg zu gehen; allein dies Vorhaben war nicht so leicht auszuführen, denn die Schaaren der Gläubigen, seiner Anhänger und Bauern erhoben Tumult bei der Kunde, daß man ihren theuren Lehrer und

Meister nach Wittenberg beschieden habe. Das Ende der Berathung war, daß Hunderte von Menschen ihren geliebten Propheten bis an die Grenzen der Feldmark von Lochau begleiten wollten. Jene drei aber — der theosophische Schneider, der alte Bauer und der fahrende Scholar bestanden darauf, den Pfarrer Stiefel gleichsam als Ehrengarde in die Stadt selbst zu begleiten, denn den Stadtleuten, den Junkern und Pharisäern sei nit zu trauen und freies Geleit sei ihm nicht zugesichert. —

So schritt er denn aus Lochau, angethan mit dem ganzen Rüstzeug eines Propheten in der sicheren Hoffnung, dem großen Reformator zu beweisen, daß er keineswegs mehr der obscure Stiefel, sondern auch ein berühmter Mann, ein Führer des Volkes geworden sei. Eine unzählige Menge von Menschen folgte ihm mit frommen Gesängen bis an die Gränzmark und dem edlen Stiefel war es kaum anders zu Muth, als fahre er nach Worms, um vor Kaiser und Reich seine Sache zu vertheidigen. Am Thore von Wittenberg nach seinem Namen befragt, antwortete er: „Meldet Euren Obern den Propheten Michael Stiefelius, der gekommen ist, zu einer Disputation mit dem berühmten Doctor Luther!“ Seine Meinung war natürlich, daß man zu diesem Gespräch keinen anderen Ort als die Aula der Universität oder den Saal des Rathhauses bestimmt habe — sowie daß ein großes Auditorium dem geistigen Kampfe beiwohnen werde.

Von diesem Glauben kam er allerdings schnell genug zurück, denn Luther führte ihn fein säuberlich und ohne alle Ceremonien in sein Studirstüblein hinauf. —

Es war am 28. September, als diese Unterredung stattfand, von der uns noch einige Bruchstücke aufbehalten sind. *)

„Zum letztenmale sehet Ihr mich vor Euch, mein großer Meister," begann Stiefel, „und ich bitte Euch, damit es Euch nicht gereue, so es zu spät ist, meine Opinion und Meinung aus diesen zweiundzwanzig Artikuln zu prüfen. Denn es ist nunmehr unabänderlich gefüget, daß der Tag redemptionis kommen wird auf Sanct Lucas Tag."

„Taceas mi Michael," sagte Luther. ,Man hat mit unlieben Ohren vernommen, daß Ihr sogar vom heiligen Ort aus diese Kunde verbreitet und große Perturbation verursacht, also daß man fürchte, es werde einen Tumult geben in Euren Sümpfen."

Dieß verdroß Stiefel gewaltig. „Lieber Herr Doctor, es wundert mich, daß Ihr mir das Predigen verbietet und mir solches nicht glauben wollet, so es doch gewiß ist, also daß ichs muß sagen, da ichs doch nicht gern thue."

„Lieber Herr Magister, habt Ihr doch wohl zehn Jahre im Papstthum das Silentium können ertragen, haltet doch noch die kurze Zeit stille, denn man wird bald sehen, wie es ausgehen will."

„O wie thut es mir so wehe, wie leid ist mir's,

---

*) Siehe Luthers Tischgespräche S. 1973 der Walchischen Ausgabe.

daß Ihr Euer Herz verstocket in Unglauben. Sind doch die Mahnungen Gottes selbst in das niedere Volk gedrungen, denn ein Bauersmann, der ein Müller war, hat gleichfalls den jüngsten Tag verkündigt. Und ich selbst, da wir frühe auf dem Wege waren, da die Sonne wollte aufgehen, sahe ich einen sehr schönen Regenbogen und gedachte an die Zukunft Christi, und nahm es als ein gnadenvolles Symbolum, dieweil ich Gott zuvor in heißem Gebete gefleht hatte um ein Zeichen."

„O nein, mein lieber Magister, es wird nicht mit Regenbogen zugehen, sondern in einem Schlag wird Feuer, Donner und Blitz die ganze Creatur verzehren. Es ist nur um einen Schlag zu thun. In einem Augenblick werden wir alle todt und verwandelt sein; ein starker gewaltiger Posaunen- und Drometenklang wird uns Alle verneuern und erwecken. Es wird nicht ein freundlicher Schalmeyenklang sein, so es, die in Gräbern sind, alsbald hören sollen."

„Also glaubet Ihr selber daran, wie Ihr auch schon oft habt ausgesprochen, nur habet Ihr eine andere Vorstellung von denen jenseitigen Dingen, doch können wir auf dieser Brücke uns wohl einigen und ein neues Verständniß schließen Herr Doctor" — und er hielt Luther seine Hand hin; aber der Doctor that nicht, als habe er ihn verstanden und machte sich an seinen Büchern zu schaffen.

„Saget mir auch," begann Stiefel in einiger Verwirrung wieder — „denn dies ist eine Hauptsorge von mancherlei gewissenhaften Leuten und machen ihnen viel Küm-

merniß derhalben, wie wird es sich verhalten alsdann mit den doppelten Eheleuten?"

Luther sah den Pfarrer verwundert an.

„Ich muß mich wohl mehr aperte und perspicue erklären. Schauet meine eigene Hausfrau, die verwitwete Frau Günther, so Ihr wieder zu einem neuen Ehebunde verholfen habet, peiniget sich mit Gewissensqualen, wem sie am jüngsten Tage werde zugehören vor Gottes Throne, ob dem seligen Pfarrer Günther oder dem seligen Magister Michael Stiefel?"

„Mein lieber Magister," sagte Luther in fast zornigem Tone, „im jenseitigen Leben wird es geben weder Geschlecht noch matrimonia, noch fleischliche Lust oder irdische Begierde, sondern wird alles ein Volk sein und ein Haufe von Glückseligen, gleichwie Geschwister vor Gottes Throne sonder Streit, Unruh, Kampf oder Sünde. Wenn die Welt wäre voll Einigkeit, Friede und Gerechtigkeit, daß der Baur dem Fürsten allenthalben gehorsam wäre, das Gesinde dem Herrn und Frauen, das Weib dem Manne, so würde sich Niemand ins künftige Leben sehnen. Darum läßt's Gott in der Welt so seltsam und verwirrt und übel durcheinander zugehen, auf daß wir uns nach dem künftigen Leben sehnen." — Und weiter sprach er: „In diesem Leben ist der Leib dem Willen unterworfen, was der Wille erkennet und erwählet, da muß der Leib folgen es sey gut oder böse. Vielmehr wird es ihm künftigen Leben geschehen, da der Leib wie eine Flaumfeder leicht wird sein, daß er dem Willen leichtlich folgen kann. Da werden die Augen und Wimpern glänzen wie fein Silber und alles was jetzt hie schön

ist, das wird dort zu rechnen nichts sein, werden uns aber an Gottes Gnade genügen lassen."*)

Alle diese sinnigen Betrachtungen aber waren wenig nach Magister Stiefels Sinn, denn sie brachten ihn von seiner Hauptfrage ab und nach mancherlei Umwegen kam er darauf zurück, Christus als des Menschen Sohn hatte nicht gewußt die gewisse Zeit, aber nach seiner Auferstehung, die vierzig Tage über vor seiner Himmelfahrt habe ers wohl gewußt und ihm sei es offenbaret, wann der jüngste Tag kommen werde, nemlich das 1533. Jahr im zehenten Monden in der 42 Wochen auf den Montag um die achte Stunde.

„Nun lassets hergehen," sprach Luther. „Ihr sagtet vor achtzehn Wochen wider mich, daß er gewiß vor Michaelis kommen werde. Wir haben Michaelis vorhanden bis auf einen Tag. Ihr möget Euch schicken. Ich wollte gerne meiner Kinder Pathengeld weggeben, so besorge ich, es werde es Niemand wollen annehmen, denn morgen auf den Abend würden wir alle im Himmel sitzen, wenn Ihr darinnen recht hättet. Glaubet nur, daß es Christus wohl gewußt hat auch vorher, aber er ist nicht gekommen, es den Men-

*) „Da wird alles sein," sagt Luther gelegentlich in seinen Tischreden, „das wir jetzt gern haben wollten, nemlich Gerechtigkeit, Friede, Freude, Seligkeit u. s. w. Und werden frei und entübrigt sein aller Krankheit, Seuchen und Unglück. Denn ein Herz das voll Freuden ist, was es siehet, das ist ihm alles fröhlich; aber ein traurig Herz, dem ist alles traurig was es siehet. Aenderung des Herzens ist eine große Aenderung. Da werden Ameisen, Wanzen und alle stinkenden Thiere eitel Lust sein und aufs Beste riechen."

schen zu offenbaren. Ich sage Euch, es wird noch so böse werden auf Erden, daß man wird schreien in allen Winkeln, o lieber Gott komme nur mit dem jüngsten Tage. Wollte Gott, daß er bald käme, ich wollte dies Paternoster von weißen Agatsteinen jetzt essen, daß er morgen käme — aber es steht nicht bei uns, Gott zu zwingen oder seine unerforschlichen Fügungen zu enthüllen. Drum lassen wir das, mein lieber Magister und kommet jetzt mit uns zu Tische."

Bis dahin war das Gespräch eigentlich in milden und versöhnlichem Sinne geführt worden, denn im Grunde waren Beide nicht so sehr verschiedener Meinung, nur über die bestimmte Zeit wollte Stiefel, dem allmälig das Blut zu Kopf schoß, sich nicht beruhigen lassen. —

„Sehet rief er, daß die Schrift schon jetzt erfüllet ist. Wohl danke ich Euch alles irdische Glück und die Dankbarkeit möchte mir den Mund schließen, aber man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und darum sage ich, daß der Geist, so Euch zu so herrlichen Thaten führte, in Euch erloschen, also daß der Herr Andere erwecken muß, so Ihr selber nun zum Pilatus und Herodes werden wollet, die das Heil der Welt verrathen haben.

„Schau schau, mein Magister will mir eine Disputatio anrichten, ärger als ich bestanden habe mit den Ecken, Cajetan und Zwingel zu Leipzig, Augspurg und Marburg." —

„O," rief Stiefel erhitzt, „Glaubet nicht, Ihr redet spöttisch zu dem armen hergelaufenen Stiefelein von Eßlingen. Gott hat seinem Worte Macht gegeben und Tausende glauben an ihn, und wie es geschrieben stehet im

zwölften Capitel: Und der siebente Engel posaunete, und es wurden große Stimmen im Himmel. Es sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden. — Und die Heiden sind zornig geworden, und es ist gekommen die Zeit der Todten zu richten und zu geben den Lohn deinen Knechten den Propheten und den Heiligen und zu verderben die die Erde verderbet haben. — Allda stehet auch weiter: Und es erhob sich ein Streit im Himmel. Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritte und seine Engel, aber sie siegeten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. — Also wird es erfüllet werden, und die Zahl der Frommen, so klein sie ist, derer die an mich glauben, wird sie doch groß genug sein zu siegen über die alte Schlange der Welt!" *)

„Kommt zu Euch, Herr Magister," sagte Luther in voller Ruhe. „Wir ertragen gern alles, was Ihr daherpo-

---

*) Beweise für dies Benehmen Stiefels finden sich im Briefe Wellers an Briesmann (s. u.) „Dicebat enim id, quod nemo non eo tempore, jamque dicat, instare consummationem seculi. Verum cum aminadvertisset plausibile hoc ad vulgus, ut solent esse nova omnia, Prophetam affectabat aut fingebat nescio quam revelationem. Nec eo contentus contendere deinde coepit a. D. Doctore nostro, ut sua figmenta approbaret, praefationibus que libros suos confirmaret. Quod cum recusaret D. Doctor, coepit expostulare Stieffelius literis plus quam amarulentis, causabatur s p i r i t u m in i p s o e x t i n c t u m e s s e , interim P i l a t u m et H e r o d e m a p p e l l a n s. Tulit haec omnia Lutherus ut solet, modestissime literisque quam poterat humanissimis hortabatur, ut a proposito desisteret."

saumet, aber Ihr seid nit der Mann, den Martinus Luther zu überluthern, weil Ihr etwa allzugut im Hanffsamen sitzet. Drum muß ich ein ernst und gewichtig Wort reden mit Euch, und wiederholen, daß Euer Tumult und Aufruhr zu Ohren unsres gnädigsten Churfürsten gekommen und daß er es übel vermerkt, wie in seinen Ortschaften neue Dogmata ausgestreuet, ingleichen Conventicula gehalten werden, so der offenen Empörung verdächtig sind. Auch weiß man wohl, wie eine große Menge von allerlei Gesindel bei Euch zusammengeloffen, da denn mannigfach Mißbrauch und Unfug getrieben wird. Möchte deshalb nicht, daß Euch der Obrigkeit halber ein Leides geschähe, will Euch aber ernstlich vermahnet haben im voraus!"

„O saget es nur heraus, Herr Doctor, was Ihr im Sinne traget, daß Ihr mir eine Falle gestellt habt, daß Ihr mich mit süßen Worten hierher gelecket, um mich zu fangen, und in festes Bängniß zu setzen, bevor die Zeit erfüllet ist. Saget es nur heraus, ich habe deß keine Scheu, denn es ist gesorget dafür, daß mein Blut neue Rächer wird erwecken und ich fürcht mich dessen nit, was man mir ansinnet; bin ich doch zuvor gewarnet worden, aber ich habe gesagt: Und wenn so viel Teuffel in Wittenberg wären, als Ziegeln auf den Dächern, hab ich gesagt, würde ich dennoch hineinfahren, wie Ihr selbst einst gesagt habt vor Worms!" —

Ehe noch Luther auf diese bramarbasirenden Reden antworten konnte, scholl von der Straße her einiger Tumult herauf. Ein Famulus Luthers trat mit verstörten Mienen in das Zimmer und rief: „Herr Doctor, die Stadtknechte su-

chen den Magister Stiefel bei Euch, denn es hat Tumult gegeben auf dem Markt mit seinen Leuten!"

Und in der That hörte man den Schritt der Stadtknechte auf dem Steinpflaster, so wie die sonore Stimme ihres Hauptmanns, der ihnen Halt gebot, worauf die Partisanen schwer auf das Pflaster niederstießen. In das Haus Luthers wagten sich die Häscher doch nicht. —

„Seid Ihr entlarvt Judas!" rief Stiefel. — „So schnell, so trefflich das Garn zugezogen. Wahrlich, das habet Ihr brav gemacht Doctor Martinus. Da sind meine Hände — bindet sie, führet mich vom Hohenpriester zum Pilatus und vom Pilatus zum Herodes!"

Luther selber war erschrocken, seine Warnung so schnell erfüllt und sich selbst scheinbar zum Verräther gemacht zu sehen. – „Seid ohne Sorgen Herr Magister, sagte er, in meinem Hause soll Euch nichts geschehen, darf Euch Niemand antasten. Auch bin ich ohne Schuld und Ursach daran, was Euch drohet. Verweilet hier einige Zeit. Wir werden sogleich erforschen, was dieses alles zu bedeuten habe. Damit verließ er das Zimmer, um sich in das Erdgeschoß zu begeben, wo er den Stadthauptmann in eigener Person vorfand, nebst dem Befehl, den Magister Stiefel, Pfarrer von Lochau in das Gefängniß zu führen. In kurzer hastiger Unterredung erfuhr jetzt erst Luther, auf welche seltsame Weise sich Stiefel am Thore der Stadt eingeführt habe. Diese Kunde von dem einziehenden Propheten war bald zu den Ohren des Churfürsten gedrungen und hatte kein kleines Aufsehen erregt. Aber das war nicht alles. Jene drei Begleiter — der theosophische Schneider, der alte

Müller und der fahrende Scholar waren inzwischen in eine Herberge auf dem Markt gedrungen, hatten dort ein Zechgelag begonnen und im Rausch mit drohenden Worten geäußert, daß ihrem Propheten, der zu Luther vor das Synedrion berufen sei, kein Haar gekrümmt werden dürfe, sonst würden sie die Stadt an allen vier Ecken anzünden und was dergleichen wahnwitzige Reden mehr waren. Es dauerte auch nicht lange, so kamen die drei Betrunkenen in offene Rauferei mit den Bürgern, doch da es eben nur drei waren, hatte man sie bald überwältigt und sofort in das Gefängniß geschleppt. Diese wilde Scene war die nächste Ursache zur Verhaftung Stiefels, auf den sich jene drei fortwährend prahlerisch beriefen. Dies alles hatte Luther jetzt erfahren und nun war ihm auch die herausfordernde Haltung des sonst so schüchternen Mannes völlig erklärlich. —

„Unglücklicher, verblendeter Mann!" redete er ihn an, als er wieder im Studirzimmer erschien. „Was habet Ihr angerichtet mit Euren Leuten. Wisset, daß Eure Freiheit nur an einem Haar hanget, und daß Ihr es nur diesem Zufall Eures Besuches danket, wenn ich Euch rette; ich will nicht, daß Ihr glaubet, ein Anderer habe Euch diese Grube geschaufelt, als Ihr selbst. Aber wenn ich auch verhindern kann, daß man Euch hier greifet, so weiß ich Euch doch kaum auf der Gasse zu schützen und Ihr fallet in die Hände der Gerechtigkeit!"

Als Stiefel erfuhr, daß seine drei Jünger gefangen seien, ward er wohl auf einige Augenblicke kleinlaut und verzagt, aber sofort erhob er sich wieder. „Ich will keine

Gnade und begehre Eures Schutzes nicht. Die Rotte der Moabiter und Amalekiter wird mich nicht vernichten können, und sei es selbst, daß Ihr mich mit Ruthen streichet und an das Kreuz schlaget oder enthauptet, wohlan, ich will den Becher leeren bis zum Grund, aber lasset meine Leute frei, denn sie sind unschuldig!"

„Sparet Euren Heroenmuth, mein lieber Magister," sprach Luther. „Nicht Pilatus und nicht Herodes rief das „Kreuzige!" sondern das undankbare Volk. Das merket Euch! Somit ist es auch zu nichts nütze, daß Ihr brauset und rauschet. Das Hauptstück vielmehr ist, daß dem Aergerniß gesteuert werde, und daß Ihr ungefährdet nach Hause zurückkehrt, allwo Eure Eheliebste in Sorgen und Trübsal auf Euch warten wird. — Versprechet Ihr demnach, daß Ihr in künftighin weder auf der Kanzel, noch an Gottes Tisch, noch an sonstigem heiligen Ort mehr Erwähnung thut jener Eurer Errores und Schwärmereien, so will ich Euch auswirken frei Geleit, auch Eure Freunde aus der Haft lösen, anderntheils aber möget Ihr es versuchen mit dem Zorn Seiner churfürstlichen Gnaden, so Euch keineswegs verschonen werden." —

Stiefel schaute den großen Reformator eine Weile unschlüssig an, dann wurde sein Gesicht unendlich pfiffig und schlaulächelnd sagte er: „Es schmerzet mich in innerster Seele, daß solche Disputation so wenig unsere Versöhnung gefördert hat. Nun wollet Ihr mich zum Schweigen zwingen und wisset doch wohl, daß solch ein Versprechen leichtlich gegeben werden kann, so wie ich es hiemit gebe, sintemal der jüngste Tag dadurch nicht wird aufgehalten werden

können, und sintemal dem Schweigenden nicht mindere Gewalt gegeben ist, als dem Redenden."

Stiefel merkte nicht, daß Luther ihn um jeden Preis befreit haben würde, auch ohne jenes Versprechen; denn dem ehrlichen Doctor lag daran, auch dem Scheine zu entgehen, ihn durch seinen Brief in die Falle gelockt zu haben. —

Stiefel wollte weiter reden, aber in diesem Augenblick traten Melanchthon, Jonas und Petrus Weller in großer Aufregung herein, um Luther mitzutheilen, daß der Stadthauptmann auf Stiefels Verhaftung bestehe.

„Gehet hinab, erwiderte Luther und saget ihm, Stiefel habe das Versprechen gegeben, welches Churfürstliche Gnaden verlangen und ich beföhle dem Hauptmann, sofort die Schwelle meines Hauses zu räumen. Kommet Herr Magister. Und er selbst schritt mit ihm durch die Wachen, welche dem großen berühmten Reformator ehrerbietig Raum machten. Der Hauptmann flüsterte: „Bei Gottes Bart, daß er so entwischet, das hat er Euch allein zu danken Herr Doctor. Wir hätten einen neuen Thamas Münzer zu hängen bekommen!"

Luther begleitete seinen Clienten und Gegner bis zum Stadtthore. „Fahret wohl, Herr Magister, betet zu Christus, daß er Euch erleuchte. Bedenket das Ende von Allem, was Ihr thuet und haltet Euer Wort!"

„Am Throne Gottes sehen wir uns wieder und im Paradiese werdet Ihr mir abbitten Eure Kleingläubigkeit. Dort werde ich Euch verzeihen!" — war Stiefels stolze Antwort.

Nicht lange hatte der Prophet am nahen Waldessaum gewartet, als seine drei Getreuen eintrafen. Sofort warf er sich auf die Knie und rief: „Freuet Euch mit mir, die Gerechten siegen allezeit über die Ungerechten. Auch nicht ein Haar haben sie zu krümmen gewagt dem Gesalbten des Herrn, sondern wichen scheu zurück von dem Schwerte der Engel, das unsichtbar gezückt ist über ihnen und sie treffen wird mit der Schärfe, da sie es am wenigsten vermuthen!"

Also schritt er dahin, und sein Haupt schien wie mit einem feurigen Glanz umgeben. Außer jenen Dreien Getreuen aber begleiteten ihn eine Menge Volkes aus der Stadt Wittenberg, die ihn als einen Märtyrer bewunderten.

Luther aber wandte sich heimwärts mit seinen Begleitern. War es seine Hoffnung gewesen, den unglücklichen Schwärmer noch zur Vernunft zurückzubringen und die drohende Katastrophe noch zu bewältigen, so mußte er sich gestehen, daß er diesmal den Kürzeren gezogen und daß der Prophet gesiegt habe. —

„Es ist ein guter Mann der Magister Stiefel," sagte Luther zu seinen Begleitern, „aber er hat seine Quinten. Ich halte, es sey also versehen, daß gemeiniglich alle Pfarrherrn zu Lochau Schwärmer werden von dem giftigen Dunst der Sümpfe. Thut uns die Liebe, Herr Doctor Weller, und reiset vielleicht in dieser Zeit hinaus nach Lochau, damit Ihr wohl schauet und betrachtet, wie die Dinge sich fügen. Kann mich der Furcht nicht erwehren, als werde der Magister Stiefelius sein Versprechen nicht halten kön=

nen, gleichwie ein durchlöchert Sieb das Wasser verlauffen lässet." *) —

---

*) Zum Beleg des letzten Theiles dieses Capitels diene noch folgende Stelle aus jenem angeführten Briefe:

Nam eo amentia pervenit, ut non tantum annum et diem, sed etiam horam praefiniret. Quod cum ad Principem delatum esset, coepit ut par erat, aegre ferre cum prope in ipsis foribus nova dogmata spargi cerneret, praeterea conventicula haec propter seditionem suspecta haberet. Confluebat enim eo ingens multitudo eaque promiscua. Stiffelium itaque in carcerem conjecisset nisi Lutherus intercessisset. Ad ultimum inhibitum est ipsi, ut in posterum ejus rei in sacris concionibus mentionem nullam faceret. Stiffelius sancte quidem promisit, sed statim ad ingenium rediit.

3.

Weltuntergang.

Der verhängnißvolle Tag, an welchem die Welt untergehen sollte, rückte näher. Aber es kam anders, als in solchen Fällen meist vorauszusehen ist. So oft das Ende der Welt den Menschen prophezeiet war, so wurden die Völker gewöhnlich vorher schon an ihren Erwartungen irre, da die verkündeten Zeichen und Wunder ausblieben. Hier jedoch steigerte sich der Wahn bis zum letzten Augenblicke, und Stiefels Sieg in Wittenberg gab der Sache eine ausschweifende Wendung. —

Wie im Triumphzug langte Stiefel am Donnerstag Nachmittag wieder in Lochau an, begleitet und empfangen von einer zahllosen Menge, welche Psalmen sangen, als kehrte Jonas aus dem Walfischbauche, Daniel aus der Löwengrube heim, ja die drei Jünger, der theosophische Schneider, der alte Bauer und der fahrende Scholar hatten einen Hymnus ersonnen, dessen wiederkehrender Schlußvers lautete:

„Saul Luther schlug tausend — aber David Michael schlug zehntausend!“ —

Stiefels Antlitz strahlte vor innerer Freudigkeit, aber so ihn Jemand fragte oder anredete, gab er Keinem mehr Antwort, und ein marmornes Schweigen hielt seine Lippen versiegelt. Zuerst ward die Menge durch dieses „Unglück" — in Bestürzung versetzt; aber die drei Unterapostel, der Schneider, der Bauer und der Scholar erklärten alles. Wunderbar klangen die Schilderungen, welche sie flüsternd und geheimnißvoll zum Besten gaben. Man habe dem theuren Meister Fallstricke gelegt und ihn fangen wollen, aber sein Wort habe die Jebusiter und Ammoniter in Stein verwandelt, und selbst an dem großen Doctor Luther habe er seine Macht bewiesen, also daß sein Feind zu seinem Schutzengel geworden sei. Was vorgegangen sei zwischen ihnen das werde erst am jüngsten Tage offenbar werden, denn er, Magister Stiefel habe Schweigen gelobet aus Mitleid und Großmuth; wiewohl ihre Drohungen ihn den Klauen der Schergen entrissen, habe er dennoch Schweigen gelobet, aber die Sache selbst — das Ende der Welt sei unabänderlich, und es bleibe nur zu beichten und Buße zu thun. Von diesem Augenblick an galt Stiefel als heilig. Man küßte noch leidenschaftlicher als zuvor seine Hände, seinen Rock, seine Füße, wo man seiner habhaft werden konnte. Aber von derselben Zeit an war auch alles laute Festgetön, alles Lärmen und Toben im Dorfe verstummt. Es war eine Sabbatruhe, eine Todtenstille unter allen den Massen, welche hier lagerten, als wäre das ganze Dorf in eine große Kirche verwandelt. Selbst die schwatzenden alten Mütterchen und Weiber, die Landstreicher und Psalmensinger, die Trunkenen und Tanzenden waren jetzt zur Ruhe gebracht, und schlichen gruppenweise zur Kirche, wo Stiefel während der drei letzten Tage, nämlich Freitag, Sonnabend und

Sonntag im Beichtstuhl saß, um das letzte Sündenbekenntniß abzuhören*) und die Gläubigen mit vollkommener Absolution ihrer Sünden zu dem großen Tage zu rüsten.

Inzwischen war draußen auf dem Kirchhofe ein großes Gedränge auf und an den Gräbern, und manch eine seltsame Gruppe dieser summenden und schluchzenden, betenden und knieenden Menge würde einen Beobachter in Erstaunen versetzt haben. Einige wälzten die Steine, Denkmäler und Kreuze von den Gräbern weg, um den Todten die Auferstehung zu erleichtern, andere legten frische saubere Gewänder und warme Kleider neben die Gräber, damit die Auferstandenen in der kühlen Jahreszeit Schutz und Bedeckung fänden. Noch andere bedeckten die Gräber, vielleicht aus Schamhaftigkeit, mit großen Leintüchern, gleichwie man Einem aus einem Bad steigenden einen Bademantel überwirft; einige wenige begannen sogar die Gräber mit Spaten und Hacke zu bearbeiten. Aber die rührendste Gruppe von allen waren zwei Kinder, die vor einem Grabe an der Kirche knieten, das sie mit frischen Kränzen geziert hatten.

„Nun wird der Papa bald wiederkommen und mit uns in den Himmel fahren," sagte das eine Kind. —

„Dann haben wir zwei Papas, aber ich habe den alten viel lieber, als den neuen," sagte das andere Kind, „denn er schlägt uns nicht und brachte uns immer etwas mit!"

„O lieber Papa," beteten sie jetzt zu zweien, „komme recht bald und bringe uns etwas recht Schönes mit." —

„Finde ich Euch endlich — nun Gott sei gelobt und gedankt," sagte plötzlich eine Frau hinter ihnen und hob die Kinder auf und küßte sie; dann nahm sie beide an der Hand

*) Die Ohrenbeichte war damals noch nicht abgeschafft.

und schritt eilig mit ihnen aus dem Gewühl und Gedränge des Kirchhofes dem Pfarrhause zu.

Es war Frau Stiefelius, die Pfarrerin, welche seit Stunden schon ihre Kinder vergeblich gesucht hatte. — Ihr bisheriger Unglaube war durch die Ereignisse der letzten Tage nicht wenig erschüttert worden. Daß Stiefel als Sieger über Luther heimkehren, — daß man ihn überhaupt aus Wittenberg wieder fortlassen werde, das hatte sie nicht erwartet, und unläugbar hatte der Triumphator wider ihren Willen nicht wenig in ihren Augen gewonnen. Wer weiß, vielleicht stand dennoch eine entsetzliche Entscheidung, ein grauenvoller Weltuntergang bevor, und die Gelehrten von Wittenberg hatten weder Weisheit noch Muth genug gehabt, seine Gründe zu widerlegen. —

Nun wie Gott will, dachte sie, aber als eine kluge und praktische Frau ließ sie auch die Möglichkeit einer Täuschung nicht aus den Augen, und suchte von dem allgemeinen Ruin, von der Verschleuderung und Zerstörung brauchbarer Dinge so viel als möglich auf die Seite zu bringen, um im Falle der Noth einen Rückhalt zu haben. So hatte sie sich in dem Keller des Pfarrhauses einen Verschlag eingerichtet, wohin sie Lebensmittel und Feldfrüchte, Kleider und Geräthschaften in großer Menge aufspeicherte. Auch ihre Kostbarkeiten — eine goldgestickte Schaube, mehrere Armbänder, Perlenschnüre, Schaumünzen und Halskettlein, — verbarg sie dort, welche sie noch aus besseren Zeiten besaß und seit dem Tode des Pfarrer Günther auf immer in ihrem Schrein verschlossen hielt. Ursprünglich war sie aus einer guten alten Patricier-Familie zu Magdeburg und hatte sich bereits zum Kloster bestimmt, als Pfarrer Günther, den sie schon als Augustinermönch kannte, sie in ihrem Entschlusse wan-

kend machte und als seine Frau nach Lochau gebracht hatte. — In diesem Verschlage schlief sie auch mit ihrem kostbarsten Gute, mit ihren Kindern, während der Magister im Hause sein Wesen trieb und den irdischen Dingen bereits vollständig abgestorben schien. Mit dem Kuhhirten war er heute im Gespräche vertieft aus der Kirche gekommen und hatte sich mit ihm wohl eine geraume Zeit eingeschlossen. Später kamen seine drei Apostel, der theosophische Schneider, der alte Bauer und der fahrende Scholar. Alsbald begann der Pfarrer Stiefel im besten Zimmer des Hauses alle Lichter anzuzünden, welche vorhanden waren und seine letzten Vigilien zu halten. Was der Magister dort mit seinen Unterpropheten in dem erleuchteten Zimmer getrieben, ist ewig ein Geheimniß geblieben. Manche blieben wohl draußen in der Dunkelheit vor den hellen Fenstern stehen, wo sie Gesang und „große Stimmen" hörten und gespenstige Schatten an den weißen, geschlossenen Vorhängen auf und niederschreiten sahen. „Und ich sahe", klang es, „daß er das sechste Siegel aufthat; und siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack und der Mond ward wie Blut. — Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleichwie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, wenn er vom großen Winde bewegt wird. — Und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Oertern. — Und die Könige auf Erden und die Obersten und die Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und alle Freien verbargen sich in den Klüften und Felsen an den Bergen — und sprachen zu den Bergen und Felsen: „Fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesicht deß, der auf dem Stuhl

sitzt und vor dem Zorne des Lammes. Denn es ist gekommen der große Tag seines Zornes, und wer kann bestehen?" —

Und weiter klang es von der Versiegelung der treuen Knechte, von der sechsten und siebenten Posaune, und die Lauscher zitterten und flohen davon, obgleich die Natur kein Zeichen von diesem Schrecken spüren ließ. Im Gegentheil, es war die Luft ungewöhnlich mild, nur in den oberen Luftschichten jagte der Sturmwind lichte Wolken. Die Frau Pfarrerin schlief, wie schon angegeben, im Keller, denn alle ihre Dienste waren abgewiesen worden. Es mußte schon spät in der Nacht gewesen sein, als sie ein gewaltiges Plätschern und Rauschen hörte. Erschrocken stand sie auf im Glauben, es regne draußen, allein die Sterne blitzten ganz klar zu dem Kellerfenster herein und sie hörte deutlich, daß das Plätschern und Rauschen im Hause sein müsse. Neugierig und bestürzt öffnete sie leise die Thür und schlich mit einem Lämpchen die Treppe hinauf, um, was sie sonst noch niemals gethan hatte, an der Thür des Studierzimmers zu lauschen. Stiefel schien jetzt allein zu sein, denn er memorirte laut und dröhnend seine letzte Predigt für den kommenden Morgen, aber dazwischen klatschte und spritzte es, als wenn — — richtig, das Auge der Pfarrerin entdeckte die große Wanne und die geräumigen Zuber nicht mehr, die in der Regel im Winkel an der Küche standen. Magister Stiefelius saß in der That im Bade, und die kleinen Gießbäche auf der Treppe bewiesen, daß er das Wasser sich selbst hinaufgeschafft haben müsse. Er saß im „Bade der Wiedergeburt" wie er es später nannte, um sich auch äußerlich für die Rolle des Engels mit der siebenten Posaune würdig vorzubereiten. Lächelnd schritt die Frau

Pfarrerin wieder hinunter. Vielleicht hilft ihm das kalte Bad, dachte sie, und bringt ihn wieder zu Sinnen. Großer Gott schütze ihn und mich und meine Kinder! und mit zärtlichem Lächeln beleuchte sie die Gesichter der Schlafenden und küßte sie, bevor sie das Lämpchen wieder löschte.

Die letzte Nacht des Daseins war gekommen. Der Sturmwind heulte, und jagte die Wogen der welken Blätter vor sich hin, wie er nun Jahrtausende lang die Geschlechter der Menschen vor sich hingetrieben hatte, blühend, welkend, verwesend und dennoch unsterblich nach dem Glauben der Menschen und nach den Worten der Schrift. Auf den Wiesen und in den Gärten, in den Scheunen und Zelten, unter Hecken und Büschen lagen die Tausende von Menschen dichtgedrängt, schlummernd und träumend, die Einen von der ewigen Herrlichkeit und Erlösung, von verklärten Leibern, von Engeln, die auf lichten Wolken niederschweben, um auf perlenbesäeten Straßen die Seligen zum Lichte zu führen, wo sie mit den Erzvätern Abraham, Isaac und Jacob an glänzenden Tafeln sitzen würden, um Himmelsspeise zu essen zum Lohn für das irdische Elend, das sie so geduldig ertragen. -- Die Anderen dagegen träumten von Flammen, welche die Welt verzehren, vom glühenden Abgrund, wo der Fürst der Finsterniß seine Krallen ausstreckt nach den Verdammten, um sie mit glühenden Zangen und Feuerhaken, brennendem Schwefel und Pech zu foltern zur Strafe für die sündhafte Ueppigkeit irdischen Daseins: — es waren eben Bauernphantasien, welche sich fürchteten gleichwie Delinquenten in der letzten Nacht vor der Hinrichtung am Morgen. — Wer kann die Qualen und die Wonnen solcher Träume beschreiben. — — Urplötzlich aber durchzitterte ein mächtiger Posaunenstoß die Luft. Al=

les fuhr entsetzt aus dem Schlafe empor. Hunderte erhoben Schreckensgeschrei, Wehklagen und Jammern — siehe da die östliche Seite des Himmels glühte bereits in feurigem Purpur — der jüngste Tag war angebrochen. . . . .

Hier wollen wir nun dem wahrheitsgetreuen Bericht eines Augenzeugen folgen, denn die Feder versagt es, an dieser ungeschminkten und genauen Erzählung irgend etwas zu ändern oder sie auch nur zu verkürzen. Herr Petrus Weller nämlich hatte sich auf Luthers Wunsch mit einigen seiner Scholaren auf den Weg gemacht, um jenem unerhörten Schauspiel in Lochau beizuwohnen. Was er dort erlebt und beobachtete, hat er später unzweifelhaft dem Doktor Luther mündlich erzählt, aber die Sache hatte solches Aufsehen gemacht, daß Hr. Weller auch seinen Freunden in der Ferne davon schrieb. So erließ er auch an seinen Freund, den Dr. Briesmann eine lange Epistel, welche für uns denselben Werth hat, als existirte ein Zeitungsbericht über jene Ereignisse. *)

---

*) Der Anfang dieses interessanten Briefes — von dem wir schon oben einzelne Stellen mitgetheilt haben lautet: Optimo viro, summo Theologo D. Joanni Briesmanno D. Domino et amico suo. —

Dedi cuidam proxime litteras ad tuam celsitudinem perferendas, quas audio esse amissas tabellarii incuria seu ut rectius dicam, temulentia, in quibus inter caetera, si bene memini de Stiffelica prophetia quaedam scripsi, quae ut totam

Unter anderem schrieb Weller folgendes:

„Doch wozu noch ein Weiteres. Auch ich fuhr mit einigen Schülern zur Erholung dorthin, damit das Schauspiel auch seine Zuschauer habe. Inzwischen hatte uns der Doctor ermahnt, wohl auf Alles Acht zu haben. So kamen wir und zwar vorsichtig gegen Abend an, damit wir nicht etwa den Verlauf der Komödie störten, falls Stiefel etwa erführe, daß Wittenberger da seien. Zufällig begegnen uns im Gewühl Einige, die bis aus Schlesien hergekommen waren, ihrem Aussehen nach traurig und tiefsinnig, verhungert und verdurstet. Wir machten uns an sie, um zu erfahren, wer sie eigentlich seien. Da mir nach dem üblichen Gruße nichts anderes einfiel, schimpfte ich über den Regen und die Dummheit des Fuhrmanns, der nirgends Bescheid wüßte und forschte darauf, wer sie seien, woher sie kämen, und was es Neues gäbe. Sofort nahm der Aelteste von ihnen das Wort und setzte mir auseinander, sie seien aus Schlesien gekommen, aufgeregt durch die Kunde vom jüngsten Tage, der in Zukunft bevorstehe, jetzt aber wüßten sie es ganz bestimmt, daß er schon nahe sei, nachdem Stiefel

---

fabulam habeas, paucis repetam. Nosti quod a principio modeste fabulam orsus sit, ita ut nihil non probabile aut quod contra scripturas esset, videretur in medium afferre. Dicebat enim . . Siehe oben und „Nam eo amentiae pervenit etc. etc.“ — Der Schluß jener Stellen ist: Itaqne triduo ante coepit populum adhortari ad poenitentiam et participationem corporis et sanguinis Christi. Idem fecit sequenti die. Tertio quievit, quia forte fortuna erat Sabbatum, erat tamen occupatus in audiendis confessionibus, nam ingens eo turba eo confluxerat ex longinquis etiam regionibus quadraginta abhinc milliaribus et amplius. —

sie näher davon unterrichtet, den sie unter die Propheten rechneten und mit Lobpreisungen zum Himmel erhoben. Ja er könne sich nicht genug wundern, sagte der alte Mann, daß solche Männer bei uns weniger nach Verdienst geschätzt würden, als bei ihnen, wo sie in Wahrheit als Propheten verehrt würden. Er sage das nach seinen Erfahrungen und nicht etwa vermuthungsweise, bat uns ferner, ja die Bekanntschaft des seltenen Mannes zu suchen, und er wisse gewiß, daß er uns alle mit seinen Beweisen überzeugen würde, denn der heilige Geist sei in ihm Fleisch geworden, soweit er Menschengestalt annehmen könne und wolle.

Wie wir so sprachen, kommen viele andere Unbekannte dazu — eine beträchtliche Menge, über zwanzig Menschen, denen folgen andere und wieder andere. Und sah man alle Orte und Winkel erfüllt von Gästen und daß ich mit der Geschichte zu Ende komme, so ging man zu Bette; wo jeder ging und stand, da konnte er sich zum Schlaf niederlegen, wenn überhaupt bei dem allgemeinen Gewühl und Gelärm an Ruhe zu denken war. In aller Frühe, noch vor Tagesgrauen weckte ich meine Gefährten. Denn von Allen zuerst gab der Kuhhirt — wie es ihm vom Stiefel befohlen war, das Zeichen mit seinem Horn. Ich, wahrhaftig in der Meinung, die Posaune des Gerichts zu hören, sprach meiner Umgebung zu, sie möchten den Muth nicht sinken lassen, denn der Prophet hätte gesagt, daß vor Allen die Thiere zu Grunde gehen würden, damit nun nicht die sterbenden Rinder und Schafe den Menschen zum Entsetzen würden, trieb der Kuhhirt, wie es ihm befohlen war, die Heerden aus der Ortschaft hinweg.

Alsbald begaben wir uns zur Kirche und sahen alles

feierlich zugerichtet, so gut es in so geringen Verhältnissen geschehen konnte. Zum Anfange der Messe (sic) wurde gesungen:

„Aus tiefster Noth schrei ich zu Dir
Herr Gott, erhör mein Rufen“ rc.

Dann folgte der Brief Pauli, darnach:

„Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte
An unserm Ende,
Wenn wir heimfahren
Aus diesem Elende. Kyrioleis“ rc.

Alsdann ward vom Pfarrer das Evangelium gelesen und zum Schluß sang die höchst gemischte Menge das apostolische Symbol:

„Wir glauben all' an einen Gott
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich zum Vater geben hat,
Daß wir seine Kinder werden“ rc.

Inzwischen bestieg Stiefelius die Kanzel, absolvirte nach kurzer Einleitung das Evangelium auf das geschwindeste, und ging ungefähr mit folgenden Worten auf seine Prophetie über *): „Jeglichem von Euch ist es hinreichend bekannt, die offenbare Kunde sei erschollen, daß der jüngste Tag bevorstehe und man sagt, daß ich der Urheber dieses Gerüchtes sei. — Nun aber wird Niemand sein, der vor meinem Angesicht sagen kann, daß er dies in heiligen Versammlungen gehört habe. Nicht etwa, weil ich von jenen

*) Den Wortlaut dieser sophistischen Predigt siehe am Ende des Kapitels.

höchst erwünschten Tag nichts wüßte — denn wer könnte dies zu behaupten sich unterfangen, sintemal ich nicht sowohl des Tages, als auch der Stunde gewiß bin — sondern weil es mir von gewissen Leuten verboten worden ist, dieser Sache vor versammelter Gemeinde Erwähnung zu thun, bin ich gezwungen ihnen zu gehorchen — welchen Zwang ich der göttlichen Gnade zu richten überlasse. Jedoch wird Niemand deßhalb unglücklich werden, weil ich vielen die es stürmisch von mir verlangten, über Tag und Stunde Gewißheit gegeben, solches auch in zahlreichen Briefen kundgegeben habe. — Weil nun aber der Tag selbst herangebrochen und die Stunde heraneilt: — wie gottlos und verbrecherisch müßte ich sein, wenn ich jene von Gott mir gewährte Offenbarung Euch nicht mittheilen dürfte, und will ich in dieser Sache lieber dem Allmächtigen Gott gehorchen, als den Menschen. Ich sage und predige also, daß heute jener Tag unserer Erlösung gekommen ist, und daß uns nur noch ein Stündlein Frist gegeben ist (es war nämlich bereits zwischen sieben und acht Uhr.) Auch ist es mir keineswegs verborgen, daß ich beobachtet werde von gewissen Leuten, welche diese Offenbarung verachten und sie aus der Schrift zu widerlegen trachten vornehmlich durch die Stelle: „Den Tag und die Stunde aber Niemand weiß u. s. w.“ — Gütiger Gott, wie weit verirren sich Jene von der wahren Kenntniß der heiligen Schrift. Denn geschrieben steht an einem anderen Orte: daß der Schrift nichts zuzusetzen, noch wegzunehmen sei. Wie viel aber Jene wegnehmen, welche Christo die Göttlichkeit wegdisputiren, möget Ihr selbst beurtheilen. Dadurch aber, daß sie behaupten, Niemand wisse weder Tag noch Stunde, auch nicht einmal der Menschensohn, dadurch entziehen Sie Christo die Göttlich-

keit. Folglich aber verstehen Sie jene Stelle nicht, daß Tag und Stunde Niemand wisse. Denn es spricht dort der Evangelist in der Gegenwart, und es steht geschrieben: Niemand weiß, aber nicht: Niemand wird wissen, folglich wird in Zukunft wohl Jemand davon wissen, sonst würde nothwendig folgen, daß auch Christus selbst weder Tag noch Stunde wisse. Was aber Christus weiß, läßt sich leichtlich beweisen, zuerst weil er selber nach seiner Auferstehung sagt: Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden, Wenn aber alle Macht in ihm gesammelt ist, so muß er nothwendig auch alles wissen; wie könnte er sonst seine Macht darin beweisen, was er selbst nicht weiß. Ihr sehet also, wie Jene Läugner Christi Macht schmälern wollen. Zum zweiten aber ist Niemand, der ein Christ sein oder wenigstens dafür angesehen werden will, der nicht zugeben muß, daß Christus zur Rechten des Vaters sitze. Sitzet er aber zur Rechten des Vaters, so heißet das nichts anderes, als daß er selbst wahrhaft Gott und seinem Vater ebenbürtig sei. Wer aber wollte läugnen, daß irgend etwas dem Vater verborgen sei außer, wer die Allmacht läugnet? Was ist es nun eigentlich, warum Jene daran zweifeln, daß Tag und Stunde vorausbestimmt sein könne? —

Vieles andere hätte ich außerdem noch auf dem Herzen, allein ich fürchte, die Zeit würde nicht hinreichen, auch sind nicht wenige, welche noch Christi Fleisch und Blut theilhaftig zu sein wünschen. Aber um zu meinem Beweise zurückzukehren, so habe ich gesagt — es werde wohl Jemand dereinst sein, welcher Tag und Stunde wisse. Zuvörderst bringe ich meinen Dank dem allmächtigen Gott für seine unermeßliche unbegrenzte Gnade und Langmuth gegen uns Alle, am meisten aber für jene mir verliehene und gewährte

Offenbarung, daraus ich wahrhaft erkennen kann, daß Gott die Person nicht ansehe. Wisset aber, daß es von Anfang an immer so geschehen ist, daß wenn Gott ein solches Werk vollbringen wollte, er immer seine Propheten und Sendboten voraussandte, die seinen Willen verkünden sollten, wie es erhellet aus dem Exempel des Noah, der die Sündflut prophezeite." — Weiter führte er mehrere Beispiele aus dem alten Testamente an bis zu Christus, dessen Verkünder Johannes gewesen. „Nun ist noch übrig", fuhr er fort, daß wir Tag und Stunde aus der Schrift bestimmen, was wie Ihr wisset, Niemand vor mir jemals erforschet hat, sondern was mir allein durch eine besondere Gnade des Himmels von Gott selbst offenbaret worden. Damit Ihr aber wisset, daß ich nicht von irgend einer falschen Meinung oder einem Irrthum verführt worden bin, will ich Euch diese Offenbarung auseinandersetzen. Zweierlei Dinge sind in der heiligen Schrift: Das Wort und die mathematische Zahl. — Ueber das Wort will ich nicht weiter reden, zumal Ihr es genug kennet und oft von mir gehört habt, so lange ich Pfarrer bin." —

Die Zahl aber ist das Maß der Zeiten, wie es erhellt im Daniel, Ezechiel in der Apokalypsis. — Auf welche Weise nun aber ein Wort als gewiß feststehet, so muß ingleichen auch die Zahl passen. Nach dieser Regel nun habe ich zuerst alles was im alten Testamente enthalten ist, auf diese Rechnung hin geprüft und siehe da, sofort fand ich, daß alles mit den Zahlen übereinstimme. So nun auch machte ich es mit dem neuen Testamente, und also kam ich auf den jüngsten Tag und auf die Stunde selbst und fand daß es die achte sei. Nur ein Zweifel bleibet noch dabei zu lösen, ob diese achte Stunde am Vormittag oder am

Nachmittag zu rechnen sei; aber obwohl die Berechnung für den Nachmittag stimmet, glaube ich dennoch, daß es der Vormittag sei und zwar aus einem Grunde, der mir gestern zuerst einfiel, als ein gewisser frommer und braver Mann, den ich nicht nennen will, mit mir über diese Sache redete. Wie nämlich der Sonntag der beste Tag ist in der ganzen Woche – der Sonntag, den auch Christus zu seinem Einzug in Jerusalem wählte, so wählte er auch ohne Zweifel die beste Stunde; nun aber werden die Vormittagsstunden dem Nachmittag vorgezogen; folglich ist es gewiß, daß die Stunde jetzt kommen werde. Aber damit ich Euch auch tröste, so müsset Ihr als Christen jene Meinung abschütteln, insofern Ihr fürchtet, als müsse seine Ankunft Euch mit Schrecken und Zagen erfüllen; glaubet vielmehr daß der Heiland zu Euch als Bruder und Freund komme und nur den Gottlosen als Feind erscheinen werde. Zwar will dem das Wort Petri widersprechen, der da saget, daß die Ankunft Christi der Untergang Himmels und der Erde und aller Elemente sein werde, aber in Wahrheit ist es kein Widerspruch, denn derselbe Apostel sagt, daß Christus einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen werde, was ich dahin verstehe: weil Gott allmächtig ist, kann er auch in einem Augenblick die Himmel neu erschaffen so wie die Erde, deren neue Weltkugel er stellen wird neben die alte. Alsdann aber wird er unsere fromme Gemeinde in einem Augenblick hinüberführen und erst nach unserem Abzug werden die Gottlosen jenen Zusammensturz der alten Welt erleben, wovon der Apostel spricht. Es ist also kein Grund vorhanden zu Eurer Furcht."

Nach diesen Worten erhob er seine Hände zum Himmel und rief mit Thränen in den Augen: Er wird kommen,

er wird kommen, er wird kommen! Alsdann gab er der Gemeinde seinen Segen und stieg von der Kanzel herab, um sich zum Altare zu begeben und dort das heilige Abendmahl zu spenden. Unter der versammelten Menge aber erhob sich ein Jammergeschrei und klägliches Schluchzen und Weinen, besonders unter den Weibern, so daß sich Stiefel auf den Stufen des Altars nochmals umwandte, um sie zu beschwören: „Erschrecket nicht, er kommet als ein Bruder und nicht als ein Feind.“ *)

Merkwürdigerweise sollte in diesem Moment dem Schwärmer ein Naturereigniß zu Hülfe kommen, welches kein moderner Dramatiker oder Operncompositeur sinnreicher hätte anordnen können. Schon vorher wurde es plötzlich dunkler und dunkler in der Kirche, so daß die brennenden Altarkerzen einen feurigen Schein auf die Zunächststehenden warfen. Schwärzer und drohender thürmte sich die Wolkenmasse über der Kirche zusammen, trotzdem die Jahreszeit in den Spätherbst hinüberneigte, und während jetzt Stiefel auf den Stufen des Altares stand und seine Hände gen Himmel erhob, erleuchtete plötzlich ein blendender Blitzstrahl die dunkele Kirche und die bleichen Gesichter der Schaaren, welche auf ihre Knie niedergesunken waren — und ein weithin dröhnender Donner rollte über das Firmament, als sollte die Erde in ihren Grundfesten bersten und die Hölle gebären. Rasch folgten die Schläge des furchtbaren selt-

---

*) So weit jener Brief Wellers, dessen Schluß weiter unten. Aber auch für den nächstfolgenden Auftritt namentlich in Betreff des Gewitters folgen wir Schritt für Schritt historischen Mittheilungen. Siehe Strobels Beiträge zur Literatur des sechzehnten Jahrh. Nürnberg 1790. Seite 47 ff.

men Gewitters aufeinander, Stiefel aber rief in trunkener Begeisterung: Willkommen, du himmlischer Bräutigam, willkommen ihr Heerschaaren der Höhe. Sehet sie kommen mit rauschendem Flügelschwung und flammenden Schwertern, die Stunde ist da, Herr Jesus nimm uns auf in Deine Arme!" Und nun fiel er selbst vor dem Altare auf die Knie und neigte sein Haupt in brünstigem Gebete gleichwie ein armer Sünder, der den Gnadenstreich erwartet.

Eine kleine Weile blitzte und donnerte es noch fort, aber die vom Sturm getriebenen Wolken zogen rasch vorüber, und der Donner verhallte bald in dem weiten Elbthale. Der rauschende Regen schwieg. Es dämmerte wieder in der Kirche, und nicht lange, so brach ein schüchterner bleicher Sonnenstrahl durch die Scheiben der Kirchenfenster.

Stiefelius betete noch immer am Altare tief in sich versunken. —

Jetzt meinten einige Schlauköpfe der Gemeinde, die Zerstörung der Erde sei vielleicht schon vorüber, und sie seien mitsammt der Kirche im Paradiese angekommen. Vorsichtig schlichen sie zur Thür, öffneten sie ängstlich handbreit und blickten schüchtern durch die enge Spalte hinaus. Allein siehe da, Lochau stand nach wie vor auf dem alten Flecke. Das Schulzenhaus und daneben der Schafstall mit der wohlbekannten Entenpfütze, die Pfarrei mit den Nußbäumen und idyllischen Düngerhaufen: — es war alles dasselbe bekannte Bild, dasselbe höchst irdische Elend, und der Himmel darüber war rein und klar. Erschrocken schlichen die Lauschenden zurück. Es entstand ein Flüstern. Bald folgten andere ebenfalls zur Kirchenthür. Auch sie schlichen wieder zu den Chorstühlen und Bänken zurück. Es begann abermals ein Flüstern, ein Fragen, ein lautes Reden und

Widersprechen, eine wachsende Unruhe und Aufregung, die in wenig Minuten die Kirche zum Schauplatz des tosendsten Aufruhrs und Tumults verwandelte. —

„Was ist's denn mit dem jüngsten Tag? Das dauert verdammt lange, bis wir in den Himmel fahren. — Wird's nicht bald vorwärts gehen? — Ich spüre schon einen rechtschaffenen Hunger!" —

— „Was? — wie? — ist's nichts mit dem jüngsten Tag, Leute dann sind wir betrogen, sag' ich, jämmerlich betrogen!"

— „Aha merkt Ihr, daß Ihr zu leichtsinnig gewesen, ich hab' es ja immer gesagt, und der Doctor Luther hat niemals was wissen wollen davon!"

„Aber was sollen wir anfangen. Keine Vorräthe, kein Brod, kein Mehl, kein Fleisch, kein Haus mehr; mein Vieh ist geschlachtet, und meine Grundstücke sind verkauft – ach wir Unglückseligen!"

„Jammert und greinet nur. Wird Euch nichts helfen, und der Stiefel lachet sich in's Fäustchen, daß er Euch so schön angeführt hat. Da soll gleich ein Blitzmillionendonnerwetter d'reinschlagen. Alles umsonst, Betäubungen, Fasten und Beichten, Angst und Noth, alles umsonst gewesen. Die schwere Noth über den Betrüger, über das alte Weib, über den Maulhelden. Hat uns alle an den Bettelstab gebracht und in's Elend gestürzt, packt ihn, werft ihn hinaus, schlagt ihn todt, den Gotteslästerer, den Lügenpropheten, den Menschenverderber und elenden Gaukler!"

Mit solcherlei und anderen Verwünschungen wogte der Aufruhr, und am lautesten schrieen jene drei Getreuen, die geprahlt hatten, Wittenberg anzuzünden, wenn ihrem Meister ein Haar gekrümmt würde, — nämlich der theosophische

Schneider, der alte Bauer und der fahrende Scholar. „Reißt ihn herunter vom Altar!“ schrie der letztere. — „Auf einen Scheiterhaufen soll er gesetzt werden, der Hexenmeister, lebendig brennen soll er, der Teufelsbraten. Vorwärts mit ihm!“ —

Es entstand eine unbeschreibliche Scene. Die Weiber schrieen, die Kinder kreischten. — Einige Männer standen hohnlachend in neugierigen Gruppen und kletterten auf die Bänke, um zu schauen, was es jetzt geben werde. Andere, jene drei Wüthenden an der Spitze, drangen in wildem Getümmel mit erhobenen Fäusten und Stöcken zum Altare vor, um sich an dem Pfarrer zu vergreifen. —

Stiefel in Todesangst — jetzt jedoch in wirklicher realer Todesangst, rannte eilig zur Kanzel und bestieg sie zum zweitenmale, um die stürmenden Wogen des Aufruhrs zu beschwören. Allein sein Zauber war verblichen, sein Heiligenschein erloschen, denn die Mägen der Hungrigen und Rasenden hatten keine Ohren, und jetzt kamen dem armen Stiefel jene verhängnißschweren Worte Luthers in's Gedächtniß, als er ihn warnte:

„Nicht Pilatus und nicht Herodes rief das Kreuzige! sondern das undankbare Volk, so ihn zuvor mit Palmenzweigen begrüßet hatte.“

Fluchend und brüllend setzten die Verfolger dem Flüchtling nach. Das Unglaubliche geschah: — die Thür der Kanzel ward in Stücken gehauen. Die Rotte stürmte hinauf, riß den Propheten herab und mißhandelte ihn, so daß sein geistliches Kleid bald in Fetzen hing. Einige kamen mit den Glockenseilen gelaufen, welche sie abgeschnitten hatten, und nun wurde Stiefel von den Rasenden gebunden und mit Schlägen vorwärts gestoßen, bis er die Thür des

Gotteshauses erreichte, welches er durch seine kopflose Prophetie selber entweiht hatte. Stiefels Untergang schien unausbleiblich, denn die Wuth der lärmenden Menge stieg bei jedem Schritt von Neuem. —

Nun aber sollte eine unerwartete Wendung kommen, die dem armen Stiefel, wenn nicht die Freiheit, doch das Leben rettete. —

An jenem Grabe nächst der Kirche, welches die Hülle des geliebten Vorgängers des Pastors Günther deckte, erhob sich eine Frauengestalt, welche also zu der Menge redete:

„Könnt Ihr es mitansehen, Ihr Bauern von Lochau, daß die fremden Landstreicher Eurem Seelsorger Gewalt anthun. Denket daran, wie er Euch geliebt und für Euch gesorgt hat allezeit. Hat er Euch beschädigt oder wehegethan? Nein! Ihr habt seinen Worten geglaubt und ich sage Euch, daß Gott es immer noch zur Wahrheit machen kann heut und morgen, was Ihr so sicher bereits erwartet habt. Dann aber wehe Denen, die ihren Hirten verrathen haben an fremde Wölfe!“

„Die Frau Pfarrerin hat Recht!“ riefen Viele und stellten sich zugleich zum Schutze an ihre Seite. —

„Rettet ihn, rettet ihn!“ fuhr sie fort „ehe es zu spät ist. Sehet hier mich und meine beiden armen Kinder, die nun verwaist würden und keinen Vater mehr haben. Denket an den seligen Pfarrer Günther, der herabschaut auf diese Verwüstung seiner Kirche und seiner Gemeinde. Was wollt Ihr sonst? Wir sind alle Menschen und können irren, so lange wir leben, aber wir können auch die Sünden wieder gut machen, so lange es Tag ist. D'rum sollt Ihr Gott danken, denn das Leben ist Euch von Neuem heut geschenkt worden. Wenn Euch etwas mangelt, und wenn

Ihr Noth leidet, so kommt zu uns in die Pfarrei. Wir wollen sorgen für die Leidenden, denn es sind noch einige Vorräthe vorhanden, aber rettet ihn — ich beschwöre Euch — rettet ihn vor dem fremden Gesindel!"

In diesem Augenblick war es, als Stiefel zur Kirchenthür herausgestoßen wurde — blutend und bleich, gebunden und verunstaltet, und hinter ihm das Hohngelächter der Hölle.

Dieser schmerzenreiche Anblick fuhr den Bauern von Lochau in das Herz. Empört und angefeuert von den Reden der Pfarrerin, stürzten sie sich auf die fremden Landstreicher, um ihren Pfarrer den Fäusten der Ruchlosen zu entreißen, aber die Zahl des Gesindels war zu groß, und es drohte zu einem allgemeinen Kampfe zu kommen. Jeder ergriff, was ihm zu Handen war, Schaufeln und Spaten, zertrümmerte Bahren und Zaunlatten. Zwar wurde Stiefel im ersten Anlauf seinen Peinigern entrissen, und jetzt stand er zitternd in einem Winkel des Kirchhofes an den Gräbern, die sich nicht öffnen wollten, umgeben von den Seinen, die ihn mit ihren Leibern gegen die Steinwürfe der Angreifer vertheidigten; aber das Ende dieses Kampfes war unschwer vorauszusehen, und Stiefel wäre dennoch unrettbar verloren gewesen, wenn sich jetzt nicht plötzlich die Menge getheilt hätte, um halb gutwillig, halb gezwungen, den „Männern des Gesetzes" Raum zu machen. —

Die Obrigkeit von Wittenberg nämlich hatte auf Befehl des Churfürsten einige Gerichtspersonen und eine Rotte Stadtknechte abgeschickt, um dem Tumult zu steuern, und dem Aergerniß ein Ende zu machen.

„Ruhe und Frieden Ihr Leute!" rief die Stentorstimme des Hauptmannes. Euch soll volle Gerechtigkeit werden,

denn wir kommen auf Befehl Seiner Gnaden, um Euren Pfarrer, den Magister Stiefelius mit uns zu nehmen, damit er sich verantworte vor dem Gericht zu Wittenberg!"

„Ja vor Gericht. Auf das Schaffot, auf den Scheiterhaufen mit dem Volksverführer!" scholl es zurück und gebunden wie er war, ward Stiefel auf den mitgebrachten Wagen gesetzt. Die Reiter umgaben ihn, und fort ging es in sausendem Trabe, so daß ihn bald eine Staubwolke vor den Augen der Menge verbarg. Lärmend, lachend und fluchend zog ihm ein Theil der Schaaren nach, andere zogen nach anderen Richtungen in langen Zügen davon. Die Pfarrerin aber ward von den Lochauer Bauern im Triumph in ihre Wohnung geleitet. Ihre Mienen waren leidend und von tiefer Wehmuth erfüllt, als wenn sie nun erst recht auf Trennung denken und von ihrem lieben theueren Lochau Abschied nehmen müsse, wo sie ihre Kinder geboren und wo das Grab ihres Mannes war. Denn das fühlte sie wohl, daß Stiefels Bleiben als Pfarrer in dieser Gemeinde unmöglich geworden war, wenn ihm nicht weit Schlimmeres bevorstand.

Hell schien die goldene Oktobersonne auf die Herbstblumen der Gräber, auf die lautbewegten Schaaren der Abziehenden und auf die Staubwolken des Landwagens, darinnen der gebundene Prophet seinem Gericht entgegenfuhr.

So endete der Tag des Weltuntergangs.*)

---

*) Ich füge hier jenen Brief P. Wellers auszugsweise an: „Quid multis, ego recreandi animi gratia cum quibusdam scholasticis quoque eo me contuli, ne scena careret suis spectatoribus. Interim admonitus a D. Doctore, ut singula diligenter observarem, venimus autem admodum vesperi, ne si resciscere-

tur Stieffelius, adesse Wittembergenses, inturbaremus fabulam. Forte ibi reperio in diversorio quosdam ex Silesia usque profectos, video esse tristes et cogitabandos, jejunos et sobrios, statim occurrit, quales sint, accedo, saluto, et cum aliud nihil haberem, quod dicerem, incuso pluviam, et culpo aurigae ignaviam, ut qui viae sit ignarus, percunctor deinde qui sint, unde veniant et quid novi afferant. Confestim qui illorum erat natu maximus orditur orationem, dicit se venisse ex Silesia, excitum fama novissimi diei, quem audierint esse in foribus, nunc autem sciant praesto esse, edocti a Stiffelio, quem inter Prophetas collocabat, quem deinde laudibus in coelum usque evehebat, mirarique se ait non mediocriter, quod tanti viri apud nostros tam nulla haberetur ratio, cum apud suos, id quod vere esset, pro Propheta coleretur. Seque hoc expertum loqui non conjecturis duci; rogat deinde ut hominem convenirem se hoc certo scire, suis demonstrationibus ipsum mihi et cuivis posse satisfacere, Spiritum esse in isto tantum, ut possit humanitatem, ut velit.

Cum sic colloquimur, interveniunt nescio qui alii, multitudo non contemnenda, circiter viginti erant, hos sequuntur alii et rursum alii. Et sic omnia loca hospitibus referta cerneres et ut semel fabulae finem imponam, itur cubitum, quemve quisque locum occupaverat, in eo licebat conquiescere, si modo in tanta turba atque strepitu ulla quies esse possit.

Ego summo mane multa adhuc nocte, comites meos excito. Tum omnium p r i m u s b u b u l c u s, ut ei a Stieffelio mandatum fuerat, d a t s i g n u m; ego tubam novissimam ratus, adhortor qui tum forte circa me erant, ne animo deficerent, praedixerat autem Propheta futurum fore, ut omnium primo morirentur bestiae ne igitur armenta et pecudes suis terrori essent, bubulcus dicto parens eas depulit. —

Jam confluimus ad templum, videmus omnia saltem quantum in ista tenuitate fieri poterat, satis solenniter esse instructa. Exordium missae erat: Aus tiefer Noth ꝛc. Sequitur Pauli epistola; post hanc: Nun bitten wir den heiligen Geist ꝛc. Legitur deinde a Pastore evangelium, postremo canit promiscua mul-

titudo Symbolum Apostolicum: Wir glauben all ꝛc. Atque interim conscendit suggestum Stieffelius, paucis praefatis, Evangelium paucissimis absolvit. Orditur deinde suam prophetiam in haec fere verba.

Nemini vestrum non satis cognitum est, famam non esse obscuram, instare diem novissimum, ejus rumoris autorem me esse ajunt. Verum nemo unquam erit, qui me praesente dixerit, hoc se in sacris concionibus audiisse. Non quod ignorem diem illum, mihi optatissimum, haec quis dicta esse putet, cum non tantum de die sed etiam de hora ipsa sum certissimus, sed quia prohibitum est mihi a quibusdam, ne ejus rei mentionem in concionibus ullam facerem, coactus sum illis obsequi, quod quidem ipsum committo divinae clementiae. Neque tamen inficias eo, quod multos id ipsum a me efflagitantes de die illa atque adeo de hora ipsa certos reddiderim, plerisque etiam litteris significavi. Quia vero illa ipsa dies illuxit et adesse festinat hora, quam sceleratus et impius essem, nisi revelationem meam divinitus mihi concessam vobis communicarem, maloque praesertim in hac causa potius Deo quam hominibus obsequi. Praedico igitur vobis, hodie esse illam diem redemtionis et ut horam habeatis, octava est jam futura, (erat autem inter septimam et octavam) nec me latet, esse quosdam personam meam intuentes, qui revelationem hanc contemnant eamque scripturis impugnare nitantur, maxime hoc dicto: diem autem et horam nemo scit etc. Bone Deus, quam longe istiusmodi aberrant a vera cognitione scripturae: hoc plane pro me facit. Nam scriptum est in alio loco, quod scripturae nihil sit addendum, neque adimendum quidquid. Quantum autem illi scripturae adimant, qui Christo divinitatem adimunt, ipsi judicate. Eo autem ipso quod dicunt, diem et horam neminem scire neque filium hominis etc. certe adimunt Christo divinitatem. Ergo dictum hoc: diem et horam nemo scit, ipsi non intelligunt. Nam loquitur ibi Evangelista in praesenti tempore, legitur enim: nemo s c i t, et non: nemo s c i e t, ergo futurum est, ut quis sciat, alioquin sequeretur necessario, neque Christum ipsum scire diem et horam. Quod autem

Christus sciat, facile possum probare, primum quia ipsemet post resurrectionem suam dixit: Data est mihi omnis potestas in coelo et in terra. Si ergo omnis potestas est in ipsum collocata, necesse est, quod omnia sciat, alioquin qui posset potentiam suam exercere in iis, qui non habet cognita. Videtis igitur, qualem potestatem illi Christo tribuant. Secundo nemo est, modo qui Christianus sit, vel pro Christiano haberi velit, quin concedat: Christum sedere ad dexteram patris; sedere autem ad dexteram patris nihil aliud est, quam esse verum Deum, aequalem patri. Sed quis est, qui neget patri quicquid esse absconditum, nisi qui negat omnipotentiam. Quid ergo est, quod dubitent isti futurum fore, ut Dies et hora præfiniri possit. Multa praeterea alia habeo, quae libenter vobis communicarem, sed vereor, ut tempus mihi sufficiat, instat enim hora, praeterea sunt non pauci, qui cupiunt esse participes corporis et sanguinis Christi. Sed ut ad propositum redeam, dixi futuros esse, qui diem et horam sciant. Primum ago gratias Deo omnipotenti pro sua immensa es infinita erga omnes gratia et clementia, maxime vero revelatione ista mihi donata atque concessa, unde vere colligere possum, Deum personam non respicere. Deinde scitis, quod ab initio semper sic fuerit; quod quando Deus insigne aliquid edere voluit, praemisit semper Prophetas, qui hoc ipsum futurum fore praedicerent, ut patet in exemplo Noaè, qui praedixit diluvium.

Adducebat deinde pleraque alia V. T. exempla usque ad Christum, qui habuit Joannem praecursorem. Diem vero novissimum adesse judicat illa claritas Evangelii. Superest, ut diem et horam determinemus. Quod quidem ante me, ut scitis, nemo unquam scivit, sed singulari quadam gratia ut antea dixi, soli mihi divinitus est concessum. Ut autem sciatis, me non opinione quadam falsa duci aut errore labi exponam vobis meam revelationem. Duo sunt in Scriptoris S. verbum et numerus mathematicus: de verbo non est, ut hic plura disputem, praesertim, cum satis sciatis, quid sit et a me sæpe audierunt, quamdiu pastor sum. Numerus autem est mensura temporum, ut patet in Daniele, Ezechiele, Apocalypsi. Jam

vero quemadmodum verbum certum esse constat, ita etiam numerus convenire oportet. Hac ratione ego inductus revocavi primum omnia ea quae sunt T. V. ad calculum et confestim reperi omnia convenire cum numeris; sic etiam feci in his, quae sunt N. T. ad ultimum perveni ad diem novissimum atque adeo ad horam ipsam atque reperi, eam esse octavam. Unus restat scrupulus, utrum antemeridiana seu pomeridiana sit, sed quamvis calculi volunt pomeridianam tamen credo, quod sit antemeridiana. Et est ratio quæ heri mihi primum venit in mentem, cum quidam pius et bonus vir, quem non nomino, mecum ea de re colloqueretur. Quia quemadmodum dies domenica est optima in tota septimana, et eam elegit Christus, ita etiam sine dubio horarum optimam eliget, praeferuntur autem horae antemeridianæ pomeridianis, ergo certum est, quod jam veniet. Sed ut vos consoler, excutienda est vobis Christianis illa opinio, quod arbitremini suo adventu vobis fore formidini, seu terrori, multo magis putate eum ut fratrem et amicum, impiis tantum ut inimicum futurum. Verum videtur cum hoc pugnare dictum Petri, qui dicit fragorem cœli terrae et elementorum omnium fore maximum sub adventum Christi, sed re vera non pugnat, quia idem dicit, quod creabit cœlos novos et terram novam quod ego sic intelligo, quia Deus est omnipotens et potest in momento creare novos cœlos et terram, quem globum collocavit juxta hanc veterem sphæram et postea in ictu oculi nos pios eo transferet, nobis ablatis tum demum impii audient illum fragorem veteris cœli, de quo loquitur Petrus. Igitur nihil est, quod timeatis. Haec locutus sustulit ad sidera palmas simul lacrimabundus exclamavit: Veniet, veniet, veniet! Et statim omnibus insalutatis descendit de suggestu. Tum demum coorta est vociferatio et clamor mulierculum ejulantium et plorantium, ad quas in ipso accessu altaris convertit se Stiefelius compellans his verbis: Erschrecket nicht, er kommt als ein Bruder und nicht als ein Feind." — —

Der Schluß lautet:

„Nona audita accedunt prophetam hi, quibus a Principe

mandatum fuerat, et ipsum in currum collocant et Wittenbergam advehunt; ibi suspensus ab officio dedit fidem, se velle expectare sententiam Principis ut qui agnoscat et fateatur errorem.“ —

Datirt ist der Brief vom 17. November 1533. Siehe Acta Borussicorum Band II. S. 688.

4.

Der Prozeß.

So saß nun Magister Stiefel am Abend desselben Tages, den er als Engel mit der siebenten Posaune zu verherrlichen gewähnt hatte — im Gefängniß zu Wittenberg. —

Seine erhobene Gemüthsstimmung war gänzlich zerstört und, genau genommen, befand er sich in einem erbärmlichen Zustande der Zerknirschung. Einige Stunden lang zwar lag er in dumpfer Inbrunst, in verbissener Wuth betend, auf dem Stroh, voll der verzehrendesten Hoffnung Gott werde vielleicht dennoch ein Wunder thun, ja er müsse ein Wunder thun, um seinen felsenfesten Glauben nicht zu Schanden werden zu lassen; und wenn das Gebet, wie Einige sagen, selbst auf Gott eine zwingende Gewalt hat, so lag es wahrlich nicht an Stiefel, wenn sein Flehen dennoch unerhört blieb. Der Tag verrann, die Nacht verrann; kein Wunder machte sich bemerklich, vielmehr schienen sich die Mauern des Kerkers immer enger und erstickender über den armen Magister zusammenzurücken. Da war all sein Trotz

jämmerlich zerbrochen, und seine Seele begann bitterlich zu weinen. Was behielt nun auf Erden noch Bestand und Werth, wenn die heilige Schrift selbst, wenn die Offenbarungen des Himmels und seine eigene Wissenschaft ihn belogen und betrogen hatten. Aber das war noch das kleinere, wenigstens für den Augenblick, denn hier hatte er es mit den weltlichen Behörden zu thun; ihnen gegenüber hatte er sein gegebenes Wort gebrochen, und er wußte aus Erfahrung, wie streng die Fürsten des Reiches mit den Häuptern und Verführern der aufständischen Bauern gehaust hatten, und seine That war fürwahr kaum geringer — Aufruhr — Verarmung des Dorfes — Verwirrung der Köpfe — Ungehorsam gegen ausdrücklichen Befehl und offene Rebellion: — das alles war sein Werk, und wer konnte es wissen, wie das enden würde. Sein geistliches Kleid oder sein Stand würde ihn nicht retten können, so wenig wie Arnold von Brescia, Savonarola und Hieronymus Huß, die man auch in den Kerker geworfen, um ihnen das Urtheil zu sprechen — das Urtheil! — vielleicht auch ihm ein Todesurtheil? — der arme Stiefel zitterte und bebte schon bei dem Gedanken daran, obwohl ihm dieser Modus nicht weniger der jenseitigen Ewigkeit entgegenzuführen versprach, als seine eigene Prophezeiung. Nur mag es immerhin ein kleiner Unterschied sein, diesen Sprung in das Jenseit als ein verurtheilter Verbrecher zu machen oder als ein Engel mit der siebenten Posaune. — Auch war es nicht der physische Schmerz des Todes, welchen er fürchtete, das moralische Leid aller dieser Erwägungen war weit schneidender und wühlender.

Welche Schande mußte er seinem erhabenen Beschützer, dem Doctor Martin Luther, bereiten, dem er all sein Glück

verdankte und dessen ernst milde Mahnung er so schlecht befolgt hatte, welchen Schimpf und welche Noth mußte er nun seiner Frau und seinen Kindern machen, die durch ihn zum zweitenmale verwaisten und in das Elend gestoßen wurden. — O, es waren grausame, herzbrechende Stunden, und mit unendlicher neidvoller Wehmut schaute Stiefel einem Mäuslein zu, welches schüchtern die Brodkrümchen seiner kärglichen Gefängnißkost vom Boden aufnagte. Was hätte er gegeben, konnte er jetzt selbst in ein Mauseloch kriechen und von der Welt verschwinden. Was hätte er darum gegeben, hätte er die letzten zwölf Jahre ungeschehen machen können. — Damals um 1521 war er noch in seiner geliebten Heimath in der Stadt Eßlingen im Schwabenlande. Wie golden und duftig erschienen ihm jetzt die schönen Tage im dortigen Augustinerkloster, da er noch den Tauler las und selber sinnreiche Gedichte machte. Darauf, wie er mit Thomas Murner*) in heftigen Streit ge-

---

*) Es dürfte nicht ohne Interesse sein, an dieser Stelle wenigstens die Titel jener Streitschriften Stiefels und Thomas Murners anzuführen, welche damals bedeutenden Lärm in Deutschland machten.

Die erste Schrift Stiefels hieß: „Bruder Michael Styfel Augustiner von Esszlingen. Von der Christförmigen rechtgegründeten leer Doctoris Martini Luthers, ein überuß schön kunstlich Lyed, sampt seiner neben ußlegung. In Bruder Veiten thon.“ — Darauf erwiderte Murner: „Ain new lied von dem undergang des Christlichen glaubens in Bruder Veiten thon.“ — Dagegen edirte Stiefel: „Wider D. Murnars falsch erdycht lyed: von dem Undergang ꝛc. Bruder Michael Styfels von Esszlingen ußleg und Christliche gloß darüber. „Das Motto des Titels ist:

„Ach du armer Murnar, was hastu gethon
Daß du also blind in die heylge Schrift bist gon?

kommen und aus einem friedlichen Mönchlein ein gar heißblütiger Kämpe und Verfechter der neuen Lehre geworden war in kurzer Zeit: — alles ging jetzt in rascher Flucht seinem inneren Auge vorüber, bis zu dem Tage, wo er gewarnt und bedroht von der Macht des Weihbischofs von Constanz aus dem Kloster entwich im Sommer 1522. Damals als ihn Hartmut von Cronberg, der Schwiegervater Sickingens, als Prediger bei sich aufgenommen, war er heldenmüthiger Kraft und Begeisterung voll. — Ulrich von Hutten hatte ihm als Gesinnungsgenossen die Hand gedrückt, Martinus Luther hatte ihm geschrieben und ihn als einen neuen Apostel seiner Lehre begrüßt und nach Witten-

---

Des must du in der Kutten lyden pein
Aller glerter MURR. NARR must du sein
O he ho lieber Murnar."

Murner schrieb hierauf: „Antwort, Entschuldigung und Clag wider Stiefeln." Darauf folgte „Antwort Michel Styfels uff Doctor Thoman Murnars murnarrische phantasey, so er wider yn erdichtet hat. Mit einer kurtzen Beschreibung des waren vnd einigen Glaubens Christi. Darzu von Keyserlicher oberkeit, welcher alle Christen, geistlich oder weltlich genant zu gehorsamen pflichtig seyen." Ohne Ort und Jahr. —

In Cronberg edirte Stiefel: „Evangelium von den Zehen pfunden Matthei XXV" mit schöner christlicher ußlegung.

in Mansfeld: „Das Evangelium von dem verlorenen Son Luce XV. ca. Ain Mensch hat gehabt zween sün" ꝛc. Außgelegt, durch Michael Styfel von Eßlingen. 1523.

In Wittenberg: Ein schön Lied: Dein armer Hauffe Herr, thut klagen, darüber der zehnte Psalm, zu singen wider den Antichrist und sein Reich im Ton Pange linguam 1525. Ferner:

Von Er Lenhardt Keiser ynn Beyern umb des Evangelii willen verbrandt. Eine selige Geschicht. Wittenb. 1528.

berg eingeladen, als die Sickingische Fehde seinen Aufenthalt in Cronberg gefährlich machte. — Luther nahm ihn mit offenen Armen auf, und auf seine Empfehlung hin wurde er noch im nämlichen Jahre Hofprediger in Mansfeld. —

Solche Siege und Triumphe lagen hinter ihm und nun dies schmachvolle Ende! Gefängniß und Gericht, vielleicht die peinliche Frage und der Tod auf dem Schaffot — ein Tod ohne Ruhm und Ehre — und alles das unter seines Meisters, unter Luthers Augen, der ihn verworfen hatte, als ein unwürdiges unbrauchbares Werkzeug — o, diese Folter war nicht zu ertragen und in inbrünstigem heißen Gebete sank Stiefel auf seine Kniee und gelobte, so Gott ihn retten würde, hinfort alle Hoffart und Superklugheit, alle vermeintliche Schlauheit und kecken Fürwitz, der Zukunft Schleier zu heben, in christlicher Demuth abzulegen, so er aber nicht zu retten sei, wollte er sich vorbereiten auf ein frommes Sterbestündlein, sei es, daß er von einem weltlichen oder geistlichen Gericht dem Henker überantwortet werde. —

Aber eben diese beiden Gerichte — Consistorium und weltliche Gerichtsbarkeit lagen einander in den Haaren, und war kein kleiner Streit darüber entstanden, welchem die Aburtheilung des Schuldigen gebühre, denn Jede von beiden Parteien beanspruchte ihn für sich. Luther war der einzige auf geistlicher Seite, welcher nichts mit der Sache zu thun

haben wollte und jeden Versuch ablehnte, ihn ferner noch in diese peinliche Angelegenheit zu verwickeln. Ueberhaupt war der gewaltige Mann dabei über sein eigenes Ansehen in schweren Sorgen, und voll Zorn über den ungehorsamen Mann, der die Sache des neuen Evangelii durch solche Schalksstreiche und Narrheiten, welche begreiflicherweise in der ganzen Umgegend Hohn und Gelächter erregt hatten, empfindlich compromittirte und in den Augen der Gegner herabsetzte, die nicht säumten, ihren Hohn von Stiefel auf Luther selbst zu übertragen: — sehr natürlich, denn Luther hatte ihn seit Jahren besonders protegirt, er hatte ihn nach Lochau gebracht als einen tüchtigen und geschickten Mann. Luther endlich hatte ihn damals entwischen lassen, als es noch Zeit war, die ganze ärgerliche Komödie zu verhindern. In der That, seit Thomas Münzers und Karlstadts Streichen hatte dem Reformator Keiner wieder so große Sorge gemacht. Aus allen diesen Gründen war er — trotz seines bekannten Hasses gegen alle Juristen diesmal fest entschlossen, den unglücklichen Stiefelius den weltlichen Gerichten zu überlassen, die ihn richten sollten ohne Ansehn der Person; dazu kam auch, daß der Haupttheil des Prozesses weltlicher Natur war, denn die Bauern klagten gegen Stiefel hauptsächlich mit dem Anspruch auf Schadloshaltung wegen der leichtsinnig verkauften Grundstücke, der ruinirten Gärten und verschleuderten Habseligkeiten. — Vergebens wandte Spalatin, der damals auf einer Kirchenvisitation aus Altenburg als Gast in Wittenberg anwesend war, alle Beredtsamkeit auf, um dem Schuldigen vor dem Consistorium zu belangen.

„Gebet Gott, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers“, hatte Luther ihm erwidert. „Wir haben uns seiner

— des Magister Stiefelius angenommen und erbarmet, so lange es Zeit war; haben ihn auch errettet aus den Klauen der Greife, allein er hat seiner churfürstlichen Gnaden das gegebene Wort gebrochen, und wir müssen ihn fallen lassen, können auch unmöglich unserm gnädigsten Herrn die Stirn bieten, sintemal er in großem und gerechtem Zorne ist." Auch Melanchthon hatte kein besseres Glück. „Mein lieber Philippe," sagte er zu ihm: „Was wilstu uns an deshalben? Heischet ihr eine mildigliche Strafe, so lasset ihn dem weltlichen Richter, sintemal ein geistlich Gericht ihn viel härter deshalb ansehen und schmachvoller torquiren wird. Ich sag Euch, Ihr kennet die Menschen nicht. Denn es sind ihrer Etliche im geistlichen Gericht, die ihm wohl gern ein Hexenfeuer aufzünden und uns selber im Geheimen am Zeuge flicken möchten, dieweil wir die fette Pfarre von Lochau nicht ihrer Einem, sondern diesem Fremdling gegeben haben, der sich nun o übel bewähret hat." —

Also war es gekommen, daß Stiefel von seinen Standesgenossen im Stich gelassen und rettungslos dem weltlichen Gericht preisgegeben war, denn Luthers Weigerung hatte schließlich den Sieg im Consistorium davongetragen, wie es vorauszusehen war.

Eine Woche ungefähr vor dem Gerichtstage saß Luther des Abends in dem großen Familienzimmer seines Hauses am Wall, rings um sich seine Kinder, welche mit ihren frischen Stimmen einen Choral begleiteten, den der Vater auf der Hausorgel spielte, während die Mutter den Tisch mit frischem Linnen schmückte und die Spinnräder mit neuem Flachse versah. — Durch die bleigefaßten, runden Fenster, hinter denen sich die Fliegen des Spätherbstes tummelten, schien die rothe Abendsonne und ihr Wie-

derschein leuchtete von dem Cruzifix zurück, welches über dem Betpult angebracht war. Hohe geschnitzte Schränke, schwere Eichentische, bequeme Stühle, ein Schenktisch mit vielen zinnernen und irdenen Humpen, so wie ein riesiger grüner Kachelofen, auf dessen Tafeln der Sündenfall von Adam und Eva dargestellt war, vollendeten die Ausstattung des behaglichen Zimmers. Die Thür zum Gang stand offen und ließ den Blick auf den Söller fallen, dessen Gallerie um den ganzen Hof ging, wo sich Tauben und Hühner tummelten. —

Es war ein holdes Bild einer glücklichen Familie. Während der Doctor die vollen Klänge seines neugedichteten Liedes ertönen ließ:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her
Ich bring euch gute neue Mähr" rc.

stand sein Söhnchen Hänschen und sein fünfjähriges Töchterlein Magdalena neben ihm, ein hölzernes Pferdchen an der Schnur hinter sich, indeß die Tochter das Hauskätzchen auf den Armen trug. Bald süß und lieblich, bald mächtig und majestätisch quollen die Klänge des neuen Chorals durch die Flur und das ganze Haus, während in den einzelnen Pausen ein leises Zischen vom Ofen klang, wo die ersten Aepfel des Herbstes für die Kinder brieten und das Zimmer mit süßem Dufte erfüllten. Längst hatte Luther bei einbrechender Dunkelheit die liebliche Melodie jenes neuen Weihnachtsliedes verhallen lassen, und war zu den gewaltigen Klängen des uralten Notker'schen von ihm ins Deutsche übersetzten Chorals übergegangen:

„Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen.

Wen such wir, der Hülfe thu,
Daß wir Gnad erlangen.“

Leise sang Katharina zu den Stimmen des Mannes und der Kinder mit, als sich plötzlich die offene Thür völlig verdunkelte, und es dauerte nicht lange, so sang noch eine andere Frauenstimme die Schlußstrophe des Liedes mit:

„Mitten in der Höllen Angst
Unser Sünd uns treiben,
Wo soll'n wir denn fliehen hin,
Da wir mügen bleiben
Zu Dir Herr Christ alleine!“ — rc. —

Luther staunte anfangs, aber er ließ sich nicht stören, sondern spielte den Choral ruhig völlig zu Ende, dann erst wandte er sich um. —

Fast erschrocken erhob er sich, als er eine Frau mit zwei Kindern in der offenen Thür stehen sah und zwar in tiefer Trauer. — „Seid Ihr es Frau Pfarrerin, oder sehen meine Augen nicht recht? Wahrlich, Ihr seid es Frau Stiefelius“ und damit hob er die Unglückliche, welche im Begriff war, zu seinen Füßen zu sinken, liebreich auf und führte sie, deren Kniee vor Schwäche oder Erregung zitterten, zum nächsten Stuhl am großen Ofen. —

„Die Frau Pfarrerin von Lochau wird heute Abend sonder Zweifel hier Herberg nehmen,“ sagte Luther zu seiner Frau, welche diesen Wink wohl verstand, und sofort mit ihren und den fremden zwei Kindern das Zimmer verließ, um die ernsten Auseinandersetzungen beider nicht zu stören.

Es trat eine peinliche Pause des Schweigens ein, nur unterbrochen von dem leisen Weinen der Frau und den starken Schritten des Doctors, der, wie es schien und was sonst durchaus nicht seine Sache war, mit einer großen

Verlegenheit zu kämpfen hatte. Endlich stand er still und sagte:

„Vermeine schon zu wissen oder zu präsumiren, Frau Pfarrerin, weshalben Ihr zu mir kommen seid. O, wer kann auch über menschliche Kurzsicht und Vermessenheit. Wir wollen wohl alle das Beste und der Geist ist willig, aber siehe da, das Fleisch ist dumpf, und der Herr lenkt die Dinge zu seinem Ruhm allein und nicht nach menschlichen Plänen. — Nun machet es nur gnädiglich mit mir, und gehet nicht zu scharff in's Gericht mit mir, daß ich an Eurem Leben, wenn schon unwissentlich, so schwere Sünde begangen und Euch Trübsal bereitet habe." —

Die Frau Pfarrerin sah mit Staunen und Fragen den Doctor an.

„Wer auch konnte solches Ende im voraus ahnen und wissen, daß in Wahrheit solch' seltsame Krankheit auf sein Hirn gefallen sei. Wäre ja nimmermehr dazu gekommen, daß ich meine Hand dazu geboten, einen Mann, den Gottes Zorn mit Blindheit und Aberwitz geschlagen, Euch frommer Frau aufzuhalsen. Drum möget Ihr mir wohl herb und unfreundlich gesinnet sein, daß ich Eures Lebens Frieden und Freude so freventlich aufgeopfert oder mindest dazu geholffen habe. Fordert auch vielleicht von mir, daß wir das Bündniß, so nur Schmach, Noth, Kümmerniß und Elend über Euch gebracht hat, wieder auflösen und Eure Freiheit zurückgeben sollen."

Bei diesen Worten sprang die Frau Pfarrerin auf und wollte reden.

Luther aber wehrte mit der Hand ab. „Fasset Euch in Geduld, liebe Frau Pfarrerin. Wir wollen darüber heut kein endliches Wort reden, sondern reiflich alles zuvor

in Erwägung ziehen, wie es zu richten sei. Will Euch gern bekennen, daß ich Euch eine Schadloshaltung schuldig bin; sintemal Besessenheit, Verbrechen und Schaden am Geiste die Gemeinschaft scheidet, muß auch die Kirche lösen, was Gott nicht hat fügen wollen, wie unseren Augen nun auf das Deutlichste offenbar worden." —

„Helf mir Gott, Herr Doctor," sagte jetzt endlich die Frau Pfarrerin, „ich verstehe wahrlich kein Wort von Euren Reden. Ihr erschrecket mich zu Tode mit solchen Worten von Besessenheit, Verbrechen und Schaden am Geist. — Um Jesu Christi willen, was ist denn mit meinem armen Michael geschehen? — ich muß es wissen, Herr Doctor, was es ist mit ihm, es ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe mehr in Lochau, und deshalb bin ich hereingekommen zu Euch nach Wittenberg." —

„Ihr seid in gewaltiger Aufregung liebe Frau Pfarrerin. Sollte ich zuviel gesagt haben? Wisset denn das kurze und das lange: Euer bisheriger Eheherr Magister Michael Stiefel sitzet im Vängniß und soll mit nächstem procedieret werden. Hab ihn gern seinen weltlichen Richtern überlassen, sintemal ich diese stinkende causam nicht weiter mag anrühren; doch was Euch angehet, so setzet Euer Vertrauen festiglich auf mich, daß ich Euch lösen werde und wollet mich deswegen nimmer so unhold, mißgünstig und zornig ansehen." —

„Aber Herr Doctor," begann die Frau Pfarrerin von Neuem — „wie käme ich dazu, so große Sünde, wie es eine Scheidung ist, zu denken, geschweige zu begehren. Magister Stiefelius ist weder besessen noch beschädigt am Geiste. Nur verwirret ist er worden, weil Ihr Herr Doctor und

ich uns seiner nicht geduldig und christlich zuvor angenommer haben.“ —

Jetzt war die Reihe an Luther, große Augen zu machen.

„Sehet Herr Doctor,“ fuhr sie fort, „ich bin eine thörichte unstudirte Frau, und verstehe nichts von denen gelahrten Dingen, sondern schaue die Sach’ mit meinen eigenen Augen an. — Habet Ihr nicht selber vor dem Altar gesagt: Ihr sollet einander helfen und rathen in Leibes- und Lebensnöthen und einander treulich beistehen, denn Ihr seid ein Fleisch und ein Leib fortan, und der Ehestand ist von Gott eingesetzet worden. Darum weiß ich, daß jetzt die Stunde kommen ist, da Gott uns Prüfungen auferlegt, die wir tragen und dulden müssen mit seiner Hülfe. O nein, Herr Doctor, ich denke an keine Trennung von meinem Eheherrn, und mache Euch keinen Vorwurf, sondern will als christliche Hausfrau meinen Eid halten und meine Treue bewahren, so lange uns der allmächtige Gott beisammen läßet auf Erden. Schauet,“ fuhr sie muthiger fort — „was war denn vordem eines Priesters Leben? Da konnte ein Pfarrherr auf seine alten Tage in der Einsamkeit verkümmern und in Krankheit verschmachten oder von fremden Händen ausgeraubt werden und hülflos sterben. Da habet Ihr das große Werk gethan und ihnen die Frauen wiedergegeben, auf daß ihr Leben wieder voll Freude und Herzlichkeit sei, und daß sie aus der Liebe und der treuen Sorge des Hauses lernen sollen, auch ihrer Gemeinde mit Liebe und Sorge zu pflegen und ihnen ein Vater zu sein wie ihren Kindern. Sehet mich nicht herb darum an, daß ich red’ wie ein thörichtes Weib, aber die Sorge und den Trost will ich meinem armen Magister nicht rauben. Und wenn

er krank ist, und von Gott geschlagen, muß es meine Pflicht um so mehr sein, ihm beizustehen und seiner zu pflegen. — So und nicht anders meine ich in meiner Einfalt.“ —

„Ihr seid eine brave gottesfürchtige Frau“ sagte Luther, und er legte ihr die Hand auf das Haupt. — „Aber was ist es denn nun, was Ihr von mir begehret?“

„O mein, - Herr Doctor! wie möget Ihr noch fragen. Sehet mich an und meine Kinder. Lasset mich zu meinem Manne, ich will ihn pflegen in dem Kerker bis er gesund ist. Es versteht sich doch Keiner so gut auf ihn, als ich. Aber wollet Ihr mich ganz zufrieden und ruhig machen, so gebet ihm seine Freiheit wieder. Er ist ja doch genugsam gestraft mit dem Schrecken und Spott seiner Widersacher.“

„Frau,“ sagte Luther, und sein Gesicht legte sich wieder in strenge Linien. „Wenn ich Euch auch zu ihm ließe — die Freiheit ist ein anderes und wird das nicht angehen. Er hat sein Haupt erhoben gegen die Obrigkeit und Aufruhr gestiftet. Stehet ab von solchem Begehren. Könnt es auch nicht erfüllen, sintemalen er in Gerichtshanden und mein Wort ohnmächtig ist.“ —

„Saget das nicht, Herr Doctor,“ erwiderte die Frau. — „Was Doctor Martin Luther gewollt hat in seinem Leben, das hat er auch immer hinausgeführt, denn Gott hat Euch große Gewalt gegeben über die Menschen. Glaubet nicht, daß ich mir anmaßen wollte, zu sagen, ob er schuldig oder unschuldig gegen seine Obrigkeit sei, aber ein schlechter Mensch, ein böswilliger Pfarrer kann der nicht sein, den seine Pfarrkinder geliebt haben und auf den Händen getragen. Und dann denket doch auch, daß Ihr ihm

einst Freund gewesen seid jahrelang, und daß Doctor Luther es um seiner Ehre willen nicht leiden darf, daß seine Genossen und Mitstreiter so trübseligem Loose entgegengehen. Denn Eure Freundschaft heiligt Jeglichen, dem sie einmal geschenkt ward. — Meinet auch nicht, daß ich diese heiße Bitte wage aus eigener Noth oder Sehnsucht nach den Fleischtöpfen von Lochau, wo es uns so gut gegangen ist. O nein, Herr Doctor, um die Pfarre ist es mir nicht zu thun, das behüte Gott — sondern um den armen Mann allein.“ —

Luther wandte sich ab, um seine tiefe Bewegung zu verbergen und sich zu sammeln, aber die Frau Pfarrerin deutete es anders und begann von neuem.

„Wollet mir nichts für ungut halten, Herr Doctor, aber ich rede nur so, wie ich es verstehe. Daß dem Magister die Pfarre wird und muß genommen werden, das erkenne ich wohl für billig und gerecht, auch wenn alle seine Bauern für ihn bitten thäten, denn ein solches Exempel darf nicht geduldet werden, aber die schöne Gotteswelt ist ja groß und wohin es auch sei, will ich gern mit ihm ziehen in Trübsal und Verbannung zu fremden Menschen, und der allmächtige Gott wird uns eine Feuersäule aufstecken, wie den armen Juden in der Wüste. Ich weiß und verstehe noch mancherlei, was nutz ist und angesehen bei den Leuten, als Stricken, Putzen, Weißzeug nähen, Kochen und Haushalten — ich schäme mich keiner Sache, so es gilt, meinen Mann und meine Kinder ehrlich zu ernähren und vor Mangel zu wahren. Drum gebet ihn mir frei und ledig, Herr Doctor, es nutzet ja doch nichts, weder der Welt, weder der Kirche, so Ihr ihn festhalten wollet oder strafen wegen eines Irrthums. Und können alle meine Worte

nichts ausrichten bei Euch, so sehet mich auf den Knieen. Habet Gnade, Herr Doctor, habet Gnade." —

Solche Innigkeit und Treue, Demuth und Opferfreudigkeit hätten wohl auch einen Stärkeren überwältigen müssen, als es der große Luther, der eiserne Gottesmann mit dem weichen Herzen war. —

„Stehet auf, Frau Pfarrerin, stehet auf. — Ihr machet fürwahr mit mir, was Ihr wollet und wendet mir das Herz im Leibe um. Hier habet Ihr meine Hand, Frau Pfarrerin, was ich kann, will ich thun, aber nicht seinethalben, sondern damit Eure große christliche Tugend nicht zu Schanden werde. Lasset denn sehen, ob es uns gelingen mag, ihn dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu entreißen. Inzwischen seid fröhlich und guten Muthes und lasset Euch wohl sein in meinem Hause." —

Ein Famulus brachte jetzt Licht in die dämmernde Stube, und er mochte sich wundern, warum er Beide mit feuchten Augen antreffe. Mit Stottern richtete er daher seine Botschaft aus, die Frau Doctorin lasse vermelden, daß der Tisch angerichtet sei.

Luther führte alsbald die Weinende hinunter. „Da sieh Käthe, Du hast eine neue Freundin erworben, eine Schwester im Herrn, auf welche wir wohl stolz sein dürfen. Und wen eine solche Frau in Ehren hält und preiset und schützet, der kann nicht verloren sein und muß selbst etwas werth sein, wie unser armer Magister Michael." —

Die Frauen umarmten sich und machten bald Schwesterschaft miteinander, wie auch die Kinder sich mit Zärtlichkeiten überhäuften. Unter heiteren Gesprächen verfloß der Abend. Obwohl Frau Katharina dem Gaste eines der besseren Zimmer anbot, so bestand Frau Stiefelius

darauf — gleichsam aus Pietät, jenes kleine Kämmerlein neben dem Taubenschlage zu bewohnen, wo vor Zeiten Michael Stiefel gehaust hatte als Junggeselle und heimatloser Flüchtling.

Indessen sollte es dem mächtigen Doctor Luther doch nicht so leicht werden, seinen Willen durchzusetzen; denn so sehr sich die weltliche Behörde anfangs gesträubt hatte, den Prozeß kurz und bündig abzumachen, so sehr eilte man jetzt damit, als man Luthers Sinnesänderung merkte, und seine Absicht vermuthete, den Schuldigen der bürgerlichen Strafe zu entziehen. Ja es hatte den Anschein, als wolle man einen Prinzipienstreit daraus machen, um der wachsenden Macht der Geistlichkeit ein für allemal ihre Grenze anzuweisen. Luther schickte zuerst seine Freunde in's Gefecht, allein vergebens. Umsonst machte Melanchthon geltend, daß der Levitenstand nicht von der weltlichen Macht gerichtet werden könne, gleichwie Fürsten nur von Fürsten, Reichsgrafen nur von Reichsgrafen und gleichwie katholische Priester nur von ihren Bischöfen und in letzter Instanz vom Papste gerichtet würden. — Vergebens mahnte Spalatin, das Aergerniß der Sache zuzudecken und nicht unnöthig an das Licht zu ziehen, um den Gegnern der Reformation ein ergötzliches Schauspiel zu bereiten. Allein es half nichts, und der Rath erwiderte, daß das Gericht die Stelle des Churfürsten persönlich vertrete, dessen Befehl Stiefel als Unterthan übertreten habe. Man wies auch die Klagen der Bauern auf Schadloshaltung vor, Klagen um Hab und Gut und reale Dinge, welche durch keine Disciplinar- oder Ehrenstrafe ersetzt werden konnten.

Luther sah, daß es diesmal die Competenzfrage der kirchlichen Autonomie gelte. Der Geist Davids kam über ihn,

und er wappnete sich mit dem ganzen Rüstzeug seines Zornes gegen die Moabiter der Juristen. „Die Herrschaft und das Regiment in der Kirchen gebühret uns!“ rief er, „sollstet Ihr auch allzumal gleich toll und thöricht werden. Ich fürchte mich Gott Lob vor keinem Juristen, er sey auch wie geschickt und wie gelehrt er nur könne. Setzet Eure Hörner nur auf, seid Ihr lustig, ich will meine auch aufsetzen und Euch stoßen, daß Euch der Rücken krachen soll! Ich bin zornig und wills auch sein, denn sie greifen mir, ja Gott ins Regiment. Das kann und will ich nicht leiden, und wollte mich eher mit glühenden Zangen lassen zerreißen. Darum hebet Euch aus der Kirchen, lieben stolzen Junkern, ich will Euch hierin nicht wissen. Der betlehemische Herr wills auch nicht haben, daß sie sollen anderswo einsteigen. Das sage ich darum, daß wir aneinandergewachsen sind. Ich will ihnen Manns genug sein. Sie sollen anlaufen!“ *) — Und in diesem Zornesfeuer kochte der erbitterte Mann seinen Entschluß reif, eine That zu wagen.

Einige Tage später sollte das Gericht auf dem Rathhaus tagen, um den Prozeß in summarischer Weise zu beenden. Viel Volk aus Stadt und Land, Geistliche und Bürger füllten die Gänge und Galerien, an denen bewaffnete Stadtknechte als Wachen aufgestellt waren. Auf der einen Seite des Saales sah man die Bauern mit ihren Advocaten und die Käufer der Güter, welche gekommen waren, sich ihren Gewinn zu sichern. In der vergitterten Loge zur Seite der Gerichtstafel waren einige Gestalten in prächtigem Ornat und Hüte mit wallenden Federn sichtbar. Bereits

---

*) An dieser Stelle wie in der folgenden sind, wo immer es möglich war, Luthers eigene Worte gewählt worden.

waren die Beisitzer des Gerichts vollzählig versammelt, und es wurde Befehl gegeben, den Magister Stiefel durch einen Büttel hereinzubringen und zur Armensünderbank zu führen. Man hatte ihm die geistliche Kleidung ausgezogen und in gewöhnliche Bürgertracht gesteckt. Sein Aussehen war ruhig und gottergeben. Er hatte in den vorausgehenden Verhören alles, wessen man ihn beschuldigte, eingestanden, hatte sich selbst der Verblendung und des Irrthums, des Ungehorsams und Mißbrauchs der heiligen Schrift angeklagt und wollte geduldig sein Urtheil erwarten.*) So war eigentlich — falls er jetzt nicht widerrief, die Untersuchung ohne weiteres Kreuzverhör und Zeugenvernehmung spruchreif, und die Sache schien ein schnelles Ende zu nehmen. —

Bereits hatte sich der Vorsitzer des Gerichtes erhoben und Ruhe geboten, als eine Bewegung am Eingang entstand. Doctor Martin Luther erschien in eigener Person, begleitet von Doctor Pomer, Melanchthon, Mylich und Spalatin; ohne weiteres schritt er durch die Menge, die sich ehrfurchtsvoll theilte, trat zu Stiefelius und sagte:

„Stehet auf, Herr Magister und folget mir! — Sorget nicht“ — wandte er sich darauf zu dem Gerichtshofe, „daß wir uns einer Gewalt anmaßen, die uns nicht zustände. Dieser Mann gehört uns als seinen Richtern, nicht Euch, denn die Kirche Christi ist eine heilige Gemeinschaft

---

*) Seine eigenen Worte lauten: „Ich rechnete ungeschickt und ungereimt Ding so lang bis ich die Zalen Danielis misbrauchet zu erforschen Tag und Stund der letzten Zeit — aber nun bekenne ich meinen Irrthumb und Sünde für Gott und aller Welt, welche Irrthumb und Sünde so viel desto größer waren, daß ich auch dem lieben Luther und anderen, die mich treulich warneten, nicht folgte.“

von Leviten, die unter keines Königes Gebot stehen, denn unter dem Herrn Zebaoth allein und solcher, die er an seiner Stelle gesetzet hat. Auch könnet Ihr einen Leviten nicht ausziehen mit seinem Kleide, denn die Weihen sind an ihm selber und ganz unverlierbar, außer durch seine geistliche Obrigkeit, wie auch die römische Kirche executiret hat an Huß un Savonarola, an Arnold und an uns selber, da man uns als Ketzer vor das Reich gestellet, so beiderlei Macht, geistlich und weltlich combiniret. Also wären auch wir nicht störrisch, den Magister Euch zu überantworten, so Unser Einige oder Mehrere als Richter in Euren Rath zu gleichen Stimmen admittiret würden. — So aber nicht, werden wir ihn führen vor das Consistorium, dem allein die Gerechtigkeit zustehet in geistlichen Dingen! — Ihr Juristen wollt uns Prediger unterdrücken, aber es steht geschrieben Psalm 110, vierter Vers: Du bist ein Priester in Ewigkeit. Dabei wirds und solls wohl bleiben, wenn der Teufel und die Welt noch so sehr tobte und wütete. — Folget mir, Herr Magister!"

Aber indem er nun Stiefels Hand fassen wollte, um ihn zu befreien, erhob sich auf Seiten der Bauern und ihrer Sachwalter ein drohendes Gemurmel und einige Stimmen riefen:

„Und wer gibt uns unser Recht — uns armen Leuten, die alles verloren haben?"

Da wandte sich Luther um, und seine Stimme, bisher mild und mäßig, wuchs jetzt zur vollen Stärke.

„Euch thörichten Leuten und Schalksnarren gehört die Staupe der Arglistigen, denn Ihr habt Euch untereinander betrogen und untereinander schadlos zu halten. Was wollet Ihr hier mit Euren Juristen und Sachwaltern? Nehmet Euch in Acht, sag ich

Euch, Juristerei ist eine feine Facultät, aber jetzt gibt man sich nur auf die Praktik, nachdem mancherlei Bräuche sind, ziebet's und schiebet's auf, hackt allerlei Hundshaar mit ein. Die alten Rechte liegen unter der Bank und jeglichem Zungendrescher wird sein Muthwillen gestattet, der bringet die armen Leute um's Geld, hetzet sie ineinander, damit er etwas herausschneide, und ist des Rechtens kein Maaß, noch Ende! — Oder was wollet Ihr sonst von meinem armen Magister, der nichts dabei gewonnen hat, als Hohn, Spott und Gewalt, so ihr nicht münzen, noch prägen könnt. Und wie dann — Ihr Schreier und Markthelfer, seh ich doch nicht einigen Grund zur Klage, sintemal all Euer Handel und Wandel, Kauf und Verkauf als muthwillig, schalksmäßig und null und nichtig ist anzusehen. Die, so Euch Hab und Gut veräußert, thäten doch wahrhaft glauben, daß der jüngste Tag kämbe, wie aber könntet Ihr Andern es kauffen, so Euch bewußt war, daß — so die Vollendung der Welt wirklich zutreffe, all irdischer Tand und Trödel werthlos und nichtig und Ihr selber betrogen sein würdet? — so es aber nicht eintreffe, Euer Schandenpreis nur ein Spitzbubensold und die Anderen betrogene Leute waren! Vermeine demnach, daß beide Theile sich entweder in errore oder in dolo befunden und daß demnach alles nichtig ist, was daraus entstanden, meine endlich, daß sich alle lites gütlich werden vergleichen lassen, so die Einen den Kaufpreis zurückerstatten oder abverdienen, die anderen aber die verschleuderte Hab und Fahrniß, Mobilia und Immobilia restituiren — so Ihr Euch deß aber weigert, ziemete Euch mit Geißeln und Peitschen tractirt zu werden, gleichwie der Herr Christus die Wechsler aus dem Hause seines Vaters vertrieb. — Denn auch hier habt Ihr Schacher getrieben

um heiliger Dinge willen und seid des höllischen Feuers schuldig! Stehet auf Stiefelius!" —

Aber jetzt versuchte der Vorsitzer des Gerichtes selbst, der sich durch das gesunde und summarische Urtheil Luthers in seinem Amte beeinträchtigt fühlte, Einsprache dagegen zu erheben, daß man einen so großen Verbrecher gewaltthätig dem Arm der Gerechtigkeit entziehen wolle.

Nun aber schwollen die Stirnadern Luthers auf und mit Donnerstimme erwiderte er:

„Muß ich auch Euch hie den Pelz waschen und den Papst sammt seinen Juristen zur Schule führen, so will ich es Euch lernen! Und wenn gleich noch hunderttausend Juristen auf einen Haufen geschmolzen wären, so sollt Ihr mir dies Regiment zufrieden lassen, sich in das Reich Christi nicht mengen, noch die Gewissen verwirren und anfechten, oder ich will Euch ein Latein aufgeben, daran Ihr mögt all Eure Kunst, Verstand, Witz und Recht gebrauchen und soll Euch dennoch alles zu kurz werden. Zuvörderst: wessen klaget Ihr denn diesen armen Mann an, Ihr Kurzsichtigen? Weil er aus der heiligen Schrift auf diese Zeit das jüngste Gericht und das ewige Reich Gottes prophezeiet hat. — Wahrlich ich sage Euch, die heilige Schrift kann nicht lügen, und Magister Stiefelius hat nicht so weit von der Wahrheit gefehlt, und hat Recht gehabt, nur daß er nicht sahe, was schon eingetroffen und erfüllet war, indeß er es noch erwartete!" Und mit großem Tone fuhr er fort: „Wahrlich ich sage Euch: der Welt Ende ist nahe, sie ist rein ausgespület und auf die Hefen kommen. Diese jetzige Zeit, wenn man sie hält gegen der vorigen Zeit, so ist sie kaum eine Hand breit oder wie ein übrig Aepfelchen, das an einem Baum ein wenig hanget. Die Kayserthümer,

in welche Daniel die Welt geschlossen hat, als der Babylonier, Perser, Griechen und der Römer, sind dahin. Der Papst hat das Römische Reich noch erhalten, der ist der letzte Johannistrunk: der fallet nun auch dahin. Auf Erden ist ein solch Bauen, Pflanzen, Schätzesammeln, alle Künste sind überaus hoch gestiegen, gleich als wollte die Welt wieder anfahen zu blühen und jung zu werden.*)

Die Nachkommen oder auch wir werden sehen den Ausgang der Schrift, wie sie es verkündigt hat und wie es bereits sich erfüllet hat. Denn wie die Juden heut noch auf den Messias warten und ihn hielten für einen König der Welt, aber nicht merketen, daß er ein König war des Geistes, der Wahrheit und des Lebens: — also sag auch ich, daß diese Zeit das jüngste Gericht wahrhaft gesehen hat im Untergang des Antichrist, im Aufspringen des Grabes, darinnen das Evangelium begraben lag, im Fall des großen Babylon und im Aufgang des Morgenrothes eines ewigen Reiches, so wir aufrichten wollen und werden mit Gottes Hülfe! Wahrlich ich sage zum andernmal: Stiefelius hat Recht gehabt, denn es ist Wahrheit worden, daß wir mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen und Jesum Christum schauen von Angesicht zu Angesicht, so wir im Glauben gerechtfertigt sind und dieweil wir die Biblia zurückgegeben und erschlossen haben allem Volke. Wahrheit ist es weiter geworden, daß das Seculum vollendet und eine neue Welt für die Menschheit erbauet ist in der reinen Lehre, die da hinwegfegt den alten Sauerteig mit ihrem Schwerte, wie der heilige Michael den alten Drachen über-

---

*) Diese Worte Luthers siehe Tischreden 1976.

Bayerische Staatsbibliothek München

windet, wie es geschrieben stehet. Warum also wollet Ihr diesem Manne an, der wie die Pharisäer und Pilatus wirklich erwartete, was sich vollzogen hat in geistiger Wahrheit. So er sich als Engel teniret mit der siebenten Posaune, sind wir es Alle figürlich, die zu dieser Zeit die Mauern der Roma mit unseren Posaunen umgeblasen haben und die neue Lehre verkünden als das Evangelium der neuen Welt, wozu uns Gott helfen, stärken und erleuchten möge. Amen! Kommt Magister Stiefelius!" und ihn an der Hand nehmend, führte er ihn von dannen durch die gaffenden Volkshaufen der Bürger und Bauern, durch die Büttel und Stadtknechte, welche nicht wagten, dem berühmten Doctor in den Weg zu treten. —

Einen Augenblick lang waren die Richter sammt ihrem Vorsitzenden überrascht und betreten. Dann aber sammelte sich ihr Zorn und ihr Grimm, sich durch die Kühnheit eines Theologen ihre sichere Beute entzogen zu sehen. Denn man gedachte schon mit Hülfe der peinlichen Frage einen glänzenden Hexenprozeß zu Stande zu bringen und vor Allem auch die Frau des Pfarrers in die Untersuchung zu verwickeln, denn man wußte daß sie in der Stadt war, und von ihrer Macht über die Schriftgelehrten hatte man ja heute an Luther selbst ein überzeugendes Exempel erlebt. — Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in dem Augenblick, als man bereits die Schaarwache der Stadtknechte aufbieten wollte — der Churfürst selbst, der in der vergitterten Loge dem Vorgang beigewohnt, in den Saal getreten wäre. Es war der junge Johann Friedrich I. der Großmüthige, welcher im Jahre zuvor die Regierung angetreten. Breit und von wuchtiger Fülle schritt der Held

Bayerische Staatsbibliothek München

des Schmalkaldener Bundes mit seinen Begleitern in den Saal und wandte sich zum Vorsitzer des Gerichtes.

„Lasset ihn ziehen in Frieden. Unser Doctor hat dießmal wiederum Recht. Wir wollen diesem Lärmen keine Ausdehnung geben. Auch in Ansehung der klagenden Bauern wegen Schadloshaltung vermeinen wir, daß der Doctor das Rechte getroffen habe. Ziehet dieses in Erwägung. Wir wünschen, daß alles Geschehene null und nichtig, keinerlei Prozeß oder Verfolgung eingeleitet werde. Nur gegen die fremden Landfahrer und Streuner ist mit Strenge zu verfahren. Richtet dies nach unserem Wunsche und behelliget uns nicht mehr mit solchen kleinen Querelen, sintemal uns die schmalkaldenschen Dinge den Kopf warm machen. Fürwahr schön gesungen hat unsere Nachtigall von Wittenberg, und wir werden dem Kaiser um kein Haar weichen."

Mit diesen Worten, die er mit leisem Tone zu dem Oberrichter gesprochen, verließ der Churfürst mit seinen Begleitern den Saal und der Prozeß „Lochenses contra Stiefelium" war zu Ende, bevor er recht begonnen hatte.

5.

Neues Leben.

Der Geist der Erfindungen scheint ebenso oft dem schelmischen Puck als der ernsten Minerva zu gleichen, und mehr als einmal ward das Allerheiligste der Wissenschaft nicht von der Weisheit, sondern vom Zufall, nicht von Priestern des Lichtes, sondern von den Ungeheuern des Wahns und Aberglaubens erstürmt. So sollte auch Magister Stiefel, der durch den Zauber der Zahlen das Ende aller Dinge ausrechnen wollte, wirklich einen Zauber der Zahlen entdecken, der Unendlichkeiten vereinfacht und die schwierigen Rechnungen der Sternseher und Astronomen erleichtert. Aus einem Propheten des Weltuntergangs ward Stiefel zum Erfinder der Logarithmen ....

Luther, der gewaltige Sturmbock hatte mit jener Befreiung seinen Dienst gethan; aber seinen Freunden Jonas, Melanchthon und Spalatin galt es nun erst, diesen Sieg der Theologen gegen die Juristen oder, wie sie sagten der Leviten gegen die Saducäer ganz und vollständig zu machen

und dazu gehörte, den armen Stiefel wieder in seine Pfarre einzusetzen, ihn völlig wieder zu restituiren, wenn nicht in Lochau, doch anderswo. —

Gegen Lochau sträubte sich Stiefel auf das allerheftigste, und wollte lieber ein kümmerlich Leben in Wittenberg fortan mit Lectionen und Privatinstruktionen verbringen, als fürder noch einmal — wie er sagte, dem seligen Günther ins Handwerk pfuschen. Ja, es hatte sogar einen heftigen Auftritt gegeben, als die Freunde ihn aus den Klauen der Justiz befreit und wieder nach Lochau bringen wollten. „Nein beileibe," sagte Stiefel — „Ich danke Euch, daß Ihr mir das Leben und die Vernunft gerettet, Schmach und Schande ersparet habt, aber für Lochau bin ich dahingefahren auf immerdar" — und versank in dumpfes Brüten. Seitdem ging es ihm wohl traurig genug, auch wenn sein Geist in leidenschaftlicher Arbeit und in mathematischen Berechnungen wieder gesundete. Die Bibel war ihm einstweilen durch jene Täuschung verleidet und er fürchtete sie wie ein Zauberbuch, daraus Geister steigen, die nicht zu bannen sind. Mit Wehmuth blickte er sie an, wie eine Quelle erhabener Begeisterung, die ihm jetzt verboten war, weil er nicht mehr Geistlicher war — mit Wemuth, wie die ersten Vertriebenen das verlorene Paradies, davor ein Engel mit flammendem Schwert gelagert war. „Siehe", sagte er zu seiner Frau, indem er die Bibel betrachtete: „Dies ist das verlorene Eden. Wahrlich, uns ist es gefügt wie dem alten Adam. Weil ich Erkenntnisse darinnen suchte, so uns verschlossen und verboten sind, bin ich aus dem geistlichen Stande vertrieben. Nun heißet es im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen und wir wollen ackern den steinigen Boden, so lang es Tag ist, und die alte Schlange soll

fürder keine Macht haben, sondern kriechen auf ihrem Bauche." In der That war die dämonische Verblendung auf immer von ihm gewichen, und die nüchterne klare Arithmetik erquickte seine Seele wie ein Stahlbad. Mancher Student Wittenbergs suchte den Pfad nach dem finsteren versteckten Gebäude, wo der dürre lange Stiefelius mit seiner Ehehälfte hauste. —

Beide waren zufrieden und glücklich oder schienen es wenigstens zu sein; jedoch nicht zur Freude, vielmehr zum Kummer ihrer Standesgenossen, namentlich Melanchthons, der er es nicht mitansehen konnte, wie ein geweihter Priester seinem hohen Berufe entfremdet und — seiner Meinung nach — mit Allotriis Zeit und Kraft vergeuden könne, auch in Hinsicht auf jene Schadenfrohen, welche Luthers Schritt nicht mit vollständigem Erfolg gekrönt sahen, war dies Exempel mehr als mißlich. — Ueberhaupt war der milde Melanchthon der einzige geblieben, welcher dem Unglücklichen wahre Theilnahme bezeugte. Luther hatte im aktiven ersten Anlauf das Möglichste gethan, er hatte ihn befreit, aber nun ließ er ihn seinen Weg allein suchen; in der That aber hielt er den armen Stiefel für nichts als einen unbrauchbaren „Kindskopf", — mit dem man sich in öffentlichen Dingen in Acht nehmen müsse. —

Eines Abends im September 1534 war es, als der edle milde Philipp Melanchthon in die Behausung Stiefels trat; während die Frau mit Nähen für fremde Leute beschäftigt war, und ihre Kinder Lesen lehrte, spazierte Stiefel in seinen alten Pelz gehüllt auf und nieder, um mit einigen Studenten, bemoosten Häuptern bereits, Geometrie und Astronomie nach Euklids und Ptolemäus Systemen zu lehren. — Die Thüren waren geöffnet.

„Endlich mein lieber Magister, bringe ich Manna des Himmels für die Kinder der Wüste. Wie geht es und wie steht es mit Euch, brave Frau Pfarrerin, getreue Baucis unsres Philemon?“

Mit thränenschwerem vielsagenden Blick richtete sich die Pfarrerin auf und reichte Melanchthon die Hand, während Stiefel durch das Geräusch der Hausthür neugierig gemacht in die offene Thür seines Zimmers trat.

„Nun gebet Euren Scholasticis nur Urlaub, mein lieber Stiefel. Dieses Schulmeistern und Präceptorspielen soll mit Gottes Hülfe wieder ein Ende haben. Ihr habet Euch im Purgatorio dieser Prüfungszeit trefflich bewähret, und es ist die Stunde kommen, da sich Euer Leid wandelt in Freude, und da der Herr Euch wieder beruft zu Eurem Hirtenamte in Christo —

„Ohime, Herr Professor, sagte Stiefel — Ihr wisset ja meine Meinung und Opinion von der Sache. Sehet, ich will nicht sagen, daß ich mich unwürdig der Kanzel fühle, die ich so schmählich entweihet habe, o nein, vielmehr erfüllet mich eine seltsame Wehmuth, gedenke ich des geistlichen Berufes, der mich annoch das Höchste dünket auf Erden — eine Wehmuth, gleichwie die Kinder Israel eine Sehnsucht nach Kanaan spüreten, da sie verbannt waren in Egyptenland und Ziegel streichen mußten unter vielen Schlägen. Sehet, dies alles möcht ich nicht sagen, denn mich erfüllet hinwiederum auch ein froher Muth, daß ich als simpler Lehrer segensreicher und unabhängiger wirken darf in denen Scientiis und Niemanden zu danken oder zu bitten, zu fuchsschwänzen oder zu gehorsamen habe.“

„Ei, ei, Ihr seid ein hoffärtiger Geist, Herr Magister und Eurer Wissenschaften Hochmut hat demnach immer

noch nicht sein Haupt gebeugt. Habt Ihr nicht Gott zu danken und zu bitten alle Tage, der Euch nähret und kleidet und Euer Patron ist für und für, und es in seiner Langmuth und Gnade nicht ansehen will, daß Ihr Allotria treibet, statt eine Gemeinde zu erbauen!"

„O!," fuhr Stiefel jetzt heftig auf, „schmähet mir die Wissenschaften nicht Allotria, Herr Professor. Wenn Ihr wolltet Geduld haben," fuhr er mit leuchtendem Auge fort, „wollt ich Euch eine sattsam wunderwürdige Rechnung aus der deutschen Arithmetica zeigen, ein Geheimniß der Zahlen, so sich mir dennoch nun enthüllet hat."

„Verschonet mich damit," erwiderte Melanchthon, „fast müßte ich Euch im Ernste vermahnen und ein hartes Wort mit Euch reden. Denn es bedünket mich: das süße Brod des Evangeliums den Bedrückten, den Armen und elenden Menschen zu reichen, sei lieblicher vor Gott und erbaulicher, ja für Euch eine heilige unabwendbare Pflicht, zumal in einer Zeit, wo es ein preiswürdiges Martyrium werden kann; sintemal sich unser Feind rüstet mit großer Gewalt, muß auch Gott seine Streiter zählen, aber er wird mit Zorn ansehen diejenigen, die ihr Schild und Schwert wegwerfen mit Kleinmuth und Feigheit."

„Wahrlich! Ihr thuet mir Unrecht, und mißhandelt mich Herr Professor! — Gilt es mein Blut um das Evangelium zu fördern, da ist es und gern will ich Alles hingeben dafür auf Erden, aber so es Leben und Sterben noch nicht gilt, fürchte ich Eines mehr als Alles — das ist: zu verbauern! Ich passe zu den Scheunendreschern nicht mehr, und sie nicht mehr zu mir. Ich muß und will an den frischen Quellen der Wissenschaft bleiben in der Stadt.

Sehet, Wittenberg allein ists, das mir im Sinne liegt und mich so berauschet hat, daß ich mich nimmermehr trennen könnte, wie von einer Geliebten im Geiste, einem Himmel voll Licht und Sonnenschein, während draußen die Nacht waltet. Und daran seid auch Ihr Schuld, Herr Professor, denn Ihr seid keiner der letzten Sterne dieses geliebten Wittenberg." *)

„Wenn es weiter nichts ist, sagte Melanchthon, lächelnd, warte Du glatter geschmeidiger Aal, jetzt hab ich Dich doch! „So wisset denn, Herr Magister, daß ganz in der Nähe hier eine Stelle vacant geworden ist in Holzdorf, um welche Ihr Euch bewerben sollet und müsset. Es ist, so viel ich vernehme, eine gute wohlhäbige Pfründe und könnet Ihr von dort nach Wittenberg kommen, so oft Ihr immer wollet, um Eurer Geliebten im Geist — Eurer Wissenschaft zu huldigen und aus ihren klaren frischen Quellen zu trinken. Ihr seid diesen Schritt auch uns, Euren Freunden und Beschützern schuldig", fuhr er etwas leiser und ernster fort, „denn wir müssen den Schadenfrohen und geheimen Feinden beweisen, daß es uns mit Eurer Rettung wahrhaft Ernst ist und wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben, so wir das Gemunkel und Ge-

*) Stiefel sagt darüber in der Dedication seiner Arithmetica: Urbanis commodis non prorsus carere possumus, praesertim ubi vicina est academia. Juvat enim ibi interdum sciscitari aliquid de artibus, necesse est etiam interdum explorari aliarum ecclesiarum statum meae ecclesiae commonefaciendae causa, interdum opus est nobis Medicorum consiliis.

raun, so seit jenem Gerichtstag im Schwange ist, ganz und völlig unterdrücken wollen."

Stiefel seufzte tief auf. — „Bewerben — bewerben! Darf ich mich denn bewerben? Wie Ihr wisset, ist es mir ja vom Consistorium, wie von Seiner Gnaden dem Churfürsten verboten worden."

„Aber seit heute wieder auf mein Betreiben huldreichst gestattet. Da leset selbst" — und er hielt ihm einen offenen Brief hin, denn Stiefel jedoch völlig unbeachtet ließ. „Und nun seid nicht undankbar", fuhr Melanchthon fort, „nehmet dieses offene Schreiben, reiset morgen nach Torgau und stellet Euch dem hochwürdigen Pfarrer Gabriel Didymus vor. Solcher hat die Entscheidung in Handen, und mein Wort gilt bei ihm wie bei einem Bruder." —

Stiefel stand in heftigem und zwar im ehrlichsten Kampfe mit sich selbst. All sein Denken und Fühlen, sein Wünschen und Träumen zog ihn wieder zu diesem schönen hohen Ziele, aber seine Gewissenhaftigkeit, sein Mißtrauen gegen sich selbst, und jene letzte niederschlagende beschämende Erfahrung stellten sich wie ein unübersteiglicher Wall dazwischen. Vielleicht war es auch noch ein anderer verborgener Grund, der ihn zurückhielt. Hin und wieder war die Frau Pfarrerin durch das Zimmer gegangen; jetzt kam sie mit den beiden Kindern herein.

„Saget dem Papa jetzt gute Nacht und laßt Euch seinen Segen geben." Die Kinder sahen bedeutend schmächtiger und kümmerlicher aus, als im Jahre zuvor.

Diesen Augenblick und diese Beobachtung meinte Melanchthon benutzen zu können und begann von Neuem.

„Denket auch daran, mein lieber Magister, daß Gott, indem er Euch diese theure Hausfrau und diese lieblichen

Menschenknospen gab, Euch damit große und wichtige Pflichten auferlegte. Denket, daß Ihr diese lieben Knaben, wie es ihrem Stande geziemet, fein und gründlich erziehen müsset, wozu bis jetzt wenig Aussicht vorhanden, sintemal Ihr hier doch nur von der milden Hand und christlichen Gaben Euer Dasein fristet, so in bevorstehenden Kriegsläufften und schweren Zeiten plötzlich könnten ein Ende nehmen. Will Euch damit nicht wehethun oder böse Sorgen und Gedanken machen. Aber schauet weiter auf Eure liebe Hausfrau und Eure Kindlein und prüfet, wie sie so blaß und schmächtig geworden sind von der Stadtluft und drückenden Lage — achtet das nicht geringe, wie die treffliche Frau sich abmühet und quälet, um sich schmale Nahrung und Nothdurft zu erwerben, fürwahr, ich meine, sie gliche einer Rosen, so in den Keller gestellet worden.“ —

Mit heißen Thränen neigte sich die Frau Pfarrerin auf Melanchthons Hand: — „O, Ihr saget es hochwürdiger Herr. Ihr saget es, wie traurig es mit mir und meinen armen Kindern bestellet ist. Ach, ich vermag es wahrlich nimmer in dieser Stadt zu ertragen. Die engen Mauern wollen mich schier erdrücken, und dies Gelärm machet mir bange. Kein Bäumchen und kein Hälmchen Grünes, man weiß nicht, ob es Frühjahr ist oder Winter, und Blumen sieht man gar nicht. Zwar Ihr möget mich deshalb wohl verlachen und für thöricht ansehen. Und will ich ja gern Trübsal und Noth und Traurigkeit ertragen, wenn es meinem Mann und meinen armen Kindern wahrhaft zum Heil wäre, aber eben das kann ich nicht einsehen, und meine ich immer, daß es immer mehr rückwärts geht mit uns allen, und daß alles Sorgen und Plagen, Darben und Kümmern

umsonst ist am Ende." — Dabei rannen ihr die hellen Thränen über die Wangen.

Magister Stiefel stand selbst mit feuchtem Blicke, aber in äußerster Verwirrung und Pein. Verzweiflungsvoll fuhren seine Hände durch die krausen Haupthaare hin und her, und seine Lippen und Gesichtsmuskeln bewegten sich gewaltsam, aber dennoch blieb sein Mund stumm.

„Herr Magister," rief jetzt Melanchthon: — „Ihr habt etwas auf dem Herzen. Ihr verberget uns etwas. Saget uns, was es ist. Wir verlangen es zu wissen!"

„Wohl wohl, ich will Euch kein Geheimniß daraus machen", preßte Stiefel mit Gewalt hervor. „Ach, könntet Ihr sehen, wie es mit tausend Krallen an mir reißet, wie ich hundertmal jubeln möchte und Euch danken für solche Freudenbotschaft, aber da steht es wie eine schwere Wolke, wie ein dumpfes Gewölbe über mir, und mein Geist ist mit eisernen Ketten beladen. Der Doctor Luther hält nichts mehr von mir, und achtet meiner geringe! Sehet, das ist mein Kummer. Er hat mich aufgezogen und herangenähret geistig, er war mir vertrautester Freund, Bruder, Vater und Meister — er hat mich mildiglich nach Lochau gebracht, mein Glück gegründet und mich zweimal aus den Klauen der Gefahr gerettet. Ich aber hab ihm mit Schanden gelohnt und er hat mich verworfen! Doctor Martinus hat mich verworfen, wie der Heiland Judam Ischarioth verworfen hat als räudiges Schaf in seiner Heerde. O, Ihr wisset nicht, was das heißet: verworfen sein von seinem Vater und Meister, sehet, das ist wie eine eiserne Faust, die mich niederducket, wie ein Fluch, der meine Gedanken vergiftet und wie ein Berg auf meiner Seele, der mich also

kleinmüthig und kraftlos machet, daß ich mich keiner frohen und kühnen That mehr getraue."

„Seltsamer Kautz," sagte Melanchthon. „Vielleicht grollet Euch der Doctor gerade deshalb, dieweil Ihr keinen Trieb mehr zeiget zum heiligen Beruf, dieweil Ihr nicht einmal in Wittenberg habt predigen wollen oder um die Erlaubniß dazu nachsuchen. Also Muth, Herr Magister und frisch auff und an. Bewerbet Euch um die Stelle in Holzdorf, und so Ihr sie erlanget und wacker führet, wird auch der Doctor Martinus Euch gewißlich wieder sein Antlitz zuwenden und Euch wieder annehmen in seinem Herzen."

„Nun, in Gottesnamen', es soll geschehen", sprach Magister Stiefel mit tiefem Athemzug. „Morgen reise ich nach Torgau und will mich bewerben, ob Gott mir seine Hand wieder reichen will, mich aufzurichten." Damit küßte er seine Kinder und seine Frau, welche mit leuchtenden, glückseligen Augen den ehrwürdigen Melanchthon zur Thüre begleitete, indeß Stiefelius das Empfehlungsschreiben nachdenklich in seiner Hand auf und niederwog. —

„Fürwahr, er ist ein harter Stein geworden, und die weichen Tropfen Eurer Thränen durchhöhlen ihn nicht mehr, man muß ihn mit einem Keil auseinandersprengen. Nun alles Glück, alles Glück auf die Fahrt!" Mit diesen Worten nahm der edle Melanchthon Abschied und begab sich in dem frohen Gefühl nach Hause, diesmal wieder ein gutes Werk gestiftet zu haben. —

Dennoch hing diese Hoffnung nur an einem Haar, und Melanchthon war vollständig im Irrthum, wenn er glaubte, daß seine Ueberredungskunst und sein herzlicher Empfehlungsbrief allein den scrupulösen Stiefel zum Ziel drängen sollte. Vielmehr sollte dieser Stein nicht vom Keil der Freun-

desliebe, sondern vom listigen Meister Zufall gesprengt werden. —

Stiefel pilgerte am anderen Tage wirklich nach Torgau. Die freie frische Herbstluft, die lachenden Auen des Elbthales und der elegische Hauch und duftige Geruch der Jahreszeit erfüllte sein Herz mit frischen, elastischen, jugendlichen Gedanken, Hoffnungen und Vorsätzen. Schon setzte er seinen Knotenstock auf die Brücke, welche über den Elbstrom zur Stadt führt, da fiel ihm plötzlich das Empfehlungsschreiben ein, welches ihm Melanchthon mitgegeben. Zwar hatte er das Schreiben aus einer gewissen Bescheidenheit nicht lesen wollen, aber jetzt kam ihm eine unwiderstehliche Begierde, den Inhalt kennen zu lernen, schon um bei seinem Besuche des Pfarrers Didymus völlig im Klaren zu sein.

Er entfaltete den Brief und las unter anderem:

„Nachdem Seine Gnaden beschloß, dem Magister wieder Erlaubniß zu ertheilen, sich um ein Amt zu bewerben, schickt ihn nunmehr der Propst zu Euch, damit er um jene bewußte Parochia anhalten solle. Nun bitten wir Euch um Christi willen, daß Ihr Euch des Stiefelius nach Kräften liebreich annehmet und ihm zu jener Pfarre verhelfen möget. Wüßtet Ihr, wie groß seines Geistes Kleinmuth und Schwachheit, seine Bedrängniß und Nothstand, so würdet Ihr ohne allen Zweifel ihm mit allen Kräften beispringen. Glaubet also meiner und anderer Mittheilung, daß die Nothwendigkeit, dem Stiefel zu helfen, auf das äußerste gestiegen sei. Vielleicht möget Ihr also diese Angelegenheit mit uns fördern, wiewohl es Leute gibt von hartem Herzen, die an unserer humanen Denkungsart in diesem Punkt Aergerniß nehmen. Indessen ziemet uns, mehr auf die

Bedrängniß eines braven Mannes, als auf das müßige Geschwätz der Leute zu geben." *) —

Dieser Brief erschreckte unseren Magister nicht wenig. — „Wie denn? — Geisteskleinmuth und Schwachheit — Bedrängniß und Nothstand? — Wär' es denn so arg mit uns? — Um eine Pfarre zu betteln wie um ein Almosen — das ist denn doch zu viel!" —

Sprach's und stand still, und nicht lange dauerte es, so war sein Enschluß fest, doch lieber umzukehren, doch lieber nicht anzuhalten und sich wie ein fahrender Landstreicher dem Mitleid und Bedauern preiszugeben, ja vielleicht — seiner Meinung nach jene Pfarre einem viel Würdigeren und Tüchtigeren wegzunehmen. Und das wäre doch eine schwere Gewissenssache. —

Während er so auf der Brücke stand und bereits überlegte, was er bei seiner Rückkunft seiner armen Frau und dem edlen Melanchthon sagen sollte, klopfte ihn plötzlich Jemand auf die Schulter:

---

*) Das Original dieses Briefes von Melanchthon lautet: De Stiefelio decrevit hoc Illustriss. Princeps, ut cum tempore iterum ei aliqua parochia commendetur. Quare misit eum istuc Dominus Praepositus, ut petat parochiam pagi cujusdam, quem non ignoras. Nunc te oro per Christum, ut Stiefelium amanter excipias atque adjuves, ut ea parochia potiatur. Si scires, quanta sit animi imbecillitas, quantae angustiae και απορια haud dubie summo studio ei opitulaturus esses. Credes igitur et mihi et ceteris, extremam esse necessitatem iuvandi Stifelii. Suscipies igitur nobiscum hoc negotium, etiamsi aliqui homines duri nostram lenitatem reprehendent; decet nos magis hujus calamitate, quam illis sermunculis moveri. Abgedruckt ist dieser Brief in dem mehrfach erwähnten Beiträgen zur Literatur von Strobel. —

„Nun Herr Bruder in Christo. Was suchet Ihr denn in Torgau? Vermuthe ich doch fast, daß man uns recht berichtet hat, daß Ihr um die Pfarre in Holzdorf kommen würdet. Und sicher ist auch kein würdigerer und trefflicherer Mann, dem solche Stelle gebühret, als dem Magister Stiefelius. Wir erwarteten Euch schon seit mehreren Tagen."

Erschrocken hörte Stiefel dieser Bewillkommnung zu. Es war kein Anderer, als der Pfarrer Didymus selbst, der einen Spaziergang vor das Thor gemacht und ihn hier zufällig begrüßte.

„Nun wohl! Gott will es, ich sehe, er lässet mich nicht los und hat mir dies Kreuz zu tragen bestimmt." Damit reichte er seinem verehrten Amtsbruder die Hand und Beide schritten unter freundlichen und wichtigen Gesprächen über die Brücke und verschwanden im Thore von Torgau. —

Alles geschah nach Wunsch. Bereits Ende desselben Jahres 1534 war Magister Stiefel Pfarrer von Holzdorf, einer reichen einträglichen Stelle. Die Chronik erzählt, daß er glücklich und zufrieden gewesen wäre. Oft besuchte er Wittenberg, benutze den Umgang dortiger Gelehrter, und gab selbst einigen Studiosis Unterricht in der Arithmetik, unter welchen auch der später berühmte Schwiegersohn Melanchthons Caspar Peucer war. — Nur den Doctor Martinus wagte er nimmermehr aufzusuchen.

Wie still und glückselig ihn die Reize des Landlebens machten, beweisen begeisterungsvolle Briefe und vor allen die Vorrede zu seiner Arithmetica: „Oft will mich der Anblick unserer Auen und anmuthigen Haine, der Frieden der Dorfbewohner wie der Hirten und Heerden an jene alte Fabel erinnern, in welcher erzählet wird, wie Asträa aus stolzen Städten und Königsburgen in die Dörfer entwichen sei und zu dem unschuldigen Volke der Hirten, um sie über Gott und menschliche Pflichten, über die Belohnungen der Guten und Strafen der Bösen und über das Wesen aller Dinge zu unterrichten. Da streiten die Familien nicht mit Ehrgeiz, Verschwendung oder alten Feindschaften, sondern erziehen fein häuslich die Jugend zur Erkenntniß Gottes und zur Wissenschaft des Ackerbaus. Und wo ich davon nur Spuren auf dem Lande finde, da wird allezeit mein sonstiger Abscheu vor der Einsamkeit gemildert und versöhnt. Eine solche Landschaft will mir bedünken wie jene biblischen Gefilde, wo Sem, Abraham, Isaac, Jacob und ähnliche Männer gelebt haben, Gegenden, die nicht allein der Kirche, sondern auch aller Wissenschaften Heimatstätten gewesen sind. — Item, ich bin freudig und wohlgemuth hier auf dem Lande und bitte Gott, daß er die Kirche und die Wissenschaft auch in diesen Gauen beschirmen möge, und um so lieber verbinde ich dies Studium der Philosophie mit dem der heiligen Schrift, um auch Anderen zu diesen Studien Lust und Eifer zu machen.*)

---

*) Stiefels eigene Worte lauten:

„Saepe me conspectus ruris nostri et nemorum et tranquillitas colonorum, qui mecum habitant, admonet de veteri fabula, in qua dicitur Astraea pulsa ex magnis civitatibus et

Soweit sehen wir den Magister mitsammt seiner Familie in den glücklichsten Umständen; nur das Zerwürfniß mit dem Doctor Luther hatte, wie gesagt, noch kein Ende, — keine Versöhnung gefunden, und dieser Umstand war ein bitterer Gifttropfen in den vollen Freudenbecher unseres braven Michael Da war es abermals um die Kirschenzeit im Juni des Jahres 1535. Wieder hatten die Bäume lustig geblühet und reichlich getragen. Die weißen Wolken zogen sonnig über die lachenden Auen des fruchtbaren Elbthales. Friede und Freude glänzte über Stadt und Land, und das feierliche Glockengeläut von nah und fernher hallte wie ein Sonntagshymnus des Frühlings und der Versöhnung zwischen Gott und Menschheit. — Da war es, als zwei Männer auf lustigen Feldwegen in der Nähe von Wittenberg dahinschritten.

„Es soll mich Wunder nehmen, Philippe," sagte der Eine, der kein anderer war, als Doctor Martinus Luther, — der heut ausnahmsweise nicht predigte, sondern tapfer

---

Principum regiis discessisse in pagos et ad hos coetus rusticos, et his de Deo, de honestis officiis de recte factorum praemiis, de scelerum poenis, denique de rerum natura etiam concionata. Familiae non ambitione, luxu aut odiis certant, sed domi pueritiam assuefaciunt ad agnitionem Dei et scientiam ruris colendi. Haec ubi vestigia adhuc in rure deprehendo, valde mihi solitudinis taedium minuitur. — Tale rus mihi simile videtur illis praediolis, in quibus Sem, Abraham, Isaac, Jacob et similes viri vixerunt, quae non solum Ecclesiae, sed etiam omnium doctrinarum domicilia fuerunt. Delector igitur hoc nostro rure et Deum precor, ut Ecclesias et doctrinam etiam in his nemoribus conservet, eoque libentius ipse ad lectionem sacrorum librorum haec philosophica studia adjungo ut exemplum invitet alios ad studia colenda." —

spazieren ging, wie es ihm sein Hausarzt der Doctor Mylich gegen mancherlei Beschwerden verordnet hatte. — „Es soll mich doch Wunder nehmen, Philippe, ob Eure Cur und Medicina, wie Ihr es nennet, geglücket ist. Die Katz lässet das Mausen nicht, und solch ein unruhig Blut ist wie ein ahasverisch Fieber, das den Menschen von Ort zu Ort jaget.“

„Ihr habet gewißlich Recht,“ erwiderte Melanchthon, „doch hat es den Anschein, daß sein Gemüth zur Ruhe gekommen, und daß er glücklich geworden, wie ich Euch aus seiner Epistola oder künftigen Präfatio vorgelesen habe.“ —

„Ja fürwahr, wird er doch fast zum Poeten, der närrische Stiefelius, aber desto mehr er sich solcher Poesei und Fantasei befleißet, desto minder wird er sich zur Kanzel schicken.“

„Es mag in Wahrheit so sein, theurer Meister und Freund, doch wenn ich noch ein Kleines hoffe von ihm, so bestärket mich darin seine große Furcht und Beschämung vor Euch. Dieweil und daß Ihr ihn verworfen habet, — das nagt an seiner Zufriedenheit, und es ist sein einziger Schmerz, noch nicht versöhnt zu sein mit Euch. Darüber klagt der arme Mann jeglichesmal, wenn ich seiner ansichtig werde, und so inniglich und leidvoll, daß es mich wahrhaft seiner erbarmet.“ —

„Daran erkenn' ich meinen sanften Philippus, aber wie ist es denn? Schleppet Ihr mich deshalb auf diesen Feldwegen dahin, um mich unvermerkt und gleichsam wider Willen nach Holzdorf zu bringen — oder ist es ein anderer Thurm, so dort hinter den Pappeln jetzt hervorscheint? Ei ei, Ihr seid so arglistig, als Ihr sanftmüthig seid.“

„Ich wills nicht läugnen, edler Meister," sagte wieder Melanchthon, „aber nachdem Ihr ihn damals so trefflich herausgehauen habt aus den Edomitern und Ammonitern, sollt Ihr ihm, mein ich, auch Eure Gunst und alte Freundschaft nimmer entziehen. Hilfet man einmal — so will mich bedünken, so soll man auch ganz helfen." —

„Wohl, wohl mein braver Philippe. Es kann gewißlich nicht schaden, so Ihr mich ein wenig wollt kämmen und mores lehren in alter Freundschaft, aber habet wohl Acht, daß Ihr an dem harten Kopfe nicht die Mühe verlieret und Euer Eisen zerbrechet gleichwie an festem Steine. Was nützet Euch Eure Sanftmuth dabei, macht Ihr damit doch keinen Adler zum Zeislein und keinen Klapperstorch zur Nachtigall. Daß ich den Magister denen Händen der Juristenrotte entriß, geschah der Sache zu Lieb und seiner braven Frau willen, nicht aber des Mannes halber, so sich als ein brennender Strohkopf vor aller Welt hat ausgewiesen, und ich fürchte, mein lieber Philippe, daß Ihr Eure Rechnung ohne Wirth gemacht habt; denn fürwahr, ich kann mich nicht bequemen, wie ein Lämmlein mich an Eurem Seile nach Holzdorf zerren zu lassen. Will Herr Magister Stiefelius fürder ebenen Pfad und grünes Laub zwischen uns, so mag er nur selber kommen, er soll keinen Berglöwen noch Wallfisch in mir finden, so ihn verschlinget. Für heut aber Gott befohlen, mein braver Philippe."

Damit wollte Luther in der That umkehren und Melanchthon sah seinen gutmüthigen aber allerdings unüberlegten Plan scheitern, nämlich den großen Reformator mit freundschaftlicher List nach Holzdorf zu bringen und dort eine Versöhnung zu veranstalten.

Luther hatte sich bereits gewendet, als sie unfern einen

Dritten Wanderer sahen, der sie auch bald erreichte. Es war der Hausarzt Luthers, der Doctor Mylich aus Wittenberg. —

„Da sehet," sagte Luther nach erster Begrüßung mit scherzhaftem Tone, „ist das nicht ein eifriger Leibarzt und Pfleger, der seine Patienten selber auf freiem Felde controliret und überwachet. Nun lieber Mylich, Ihr sehet zu Eurem Wohlgefallen, daß wir Eure Medicin — die frische Feldluft tapffer einnehmen und gehorsam lustwandeln und lustlauffen, um das gottlose Fett und Schmeer auszuschwitzen, aber wer weiß, ob uns dennoch nicht das Stündlein nahe, da es für mich heißet: Du sollst den Maden einen feisten Doctor zu essen geben, er wird ihnen wohlschmecken. — Solches alles, Gott Lob, steht nicht bei Euch, sondern in des Herrn Handen. Aber wohin steht Euer Begehr?"

„Nach Holzdorf, Hochwürden."

„Doch nicht zum Magister Stiefelius?"

„Ganz wohl, Herr Doctor, denn des Pfarrers Frau ist heimgesucht mit bösen Gebresten. Bis anhero und früher hat sich die brave gottesfürchtige Frau tapfer und rüstiglich aufrecht erhalten, so lange es streiten und kämpfen galt mit Trübsal und Elend. Nun aber, da sie wieder im friedlichen sturmlosen Hafen Anker geworfen, kommt die Schwachheit nachgehends heraus, wie ein langsam aufgesogenes Gift, so nun herausbricht und die arme Frau darniedergeworfen hat, also daß man noch nicht wissen kann, wohinaus das feurige Fieber fahren will. Möglich und zu präsumiren, daß alle Menschenkunst und Menschenhülfe hier bereits vergeblich und nichtig sei, so Gott der Herr bereits die irdische Rechnung abgeschlossen, darein wir Armen uns allezeit ergeben müssen."

Melanchthon war heftig erschrocken von dieser Nachricht,

und auch Luther war nicht minder betroffen und schritt schweigend neben den Freunden hin. Jeder Gedanke einer Umkehr war aufgegeben.

Nach Verlauf einer halben Stunde langten die drei würdigen Herren in den Baumanlagen des großen und freundlichen Dorfes an. Die Glocken der Kirche hatten zum Nachmittags-Gottesdienst ausgeläutet, und die Straßen des Dorfes waren einsam und menschenleer, denn die Bewohner waren alle in der Kirche versammelt.

Der Weg führte an der Kirche selbst vorüber, deren Thüren weit offen standen, so daß die Klänge der Orgel weithin über die Gärten und Auen schollen. Jetzt hörte man auch die laute Stimme des Pfarrers von der Kanzel ertönen.

„Lasset uns auf eine kleine Weile eintreten," sagte Luther. „Mich lüstet es zu hören und zu sehen, wie unser Hirt Stiefelius seine Schäflein weidet." Und sie traten in die dunkle Halle des Vorplatzes, beschattet von der breiten Gallerie, auf welcher die Orgel stand, und deren Säulen die Gäste den Blicken des Pfarrers und der Gemeinde verbargen.

Es war das Evangelium Matthäi XXV von den zehn Pfunden und sprach Stiefel unter anderem:

„Des Menschen Weisheit ist ein kurzsichtig eitel Ding und Aberwitz vor Gott, denn er schicket uns sein Kreuz zu tragen in allerlei Nöthen und Trübsal, und so das eine zu Ende getragen, beginnt ein Neues, aber es steht geschrieben, er gab Einem fünf Pfund. — Das erste Pfund ist Gottvertrauen, das zweite Pfund ist Ergebung, das dritte Pfund ist Arbeit, das vierte ist Demuth und Dankbarkeit, das fünfte aber Nächstenliebe. Darum flehe ich Dich, starker

Gott, daß Du wachest über alle Leidenden und ihnen ein selig Sterbestündlein gebest, denn in Deiner Hand allein ruhet Leben und Tod. Zum zweiten aber flehe ich, versöhne alle meine Feinde und erwecke Denen Liebe, die mich hassen. Du allein Christus bleibst unser letzter Freund, Helffer, Herzenskündiger und Befreier, der nicht ansiehet unsere Schuld, sondern unser Leid. — Wahr ist es, unsere Leiden sind groß, aber was sind sie gegen Christo — da müssen wir alle stilleschweigen, ob uns auch das Herz brechen will. Unser Singen und Beten verdrießet den Teufel, und thut ihm wehe, aber wenn er siehet, daß wir undulдig sind und höret uns Auweh schreien, da lachet er dazu in die Fäuste, denn er hat Lust uns zu plagen, sonderlich, wenn wir Christum predigen. Und weil er ist ein Fürst dieser Welt und wir müssen ihm durch seine Lande passiren und reisen, so will er auch den Zoll von uns haben. Darum plaget er die Gerechten mit mancherlei Krankheit und Anfechtungen, aber da ist denn der Psalm dazu gut, da David spricht: Meine Zeit stehet in Deinen Händen. Mein Glück, Leben, Unfall, Krankheit, Sterben, Trauern, das stehet alles in Deiner Hand. Ach wie soll ich Euch erbauen meine Geliebten, da meine Seele betrübt ist, daß meine Hausfrau dahingeschieden ist zu den Engeln. Zwar, ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Wunderlich ist es wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist und doch noch so traurig sein. Zwar es sollte mir lieb sein, ich hab eine Heilige gen Himmel geschickt, ja eine lebendige Heilige. O hätten wir einen solchen Tod, wollt ich ihn gern auf diese Stunde annehmen." — Darauf fiel er inbrünstig betend auf die Kniee. Lautes Schluchzen wurde hie und da in der ver-

sammelten Gemeinde hörbar, denn sie hatten schnell ihren neuen Pfarrer und noch mehr seine Hausfrau liebgewonnen, und daß Stiefel heut — an ihrem Sterbtage so muthig die Kanzel bestieg, um seine Pfarrkinder und sich selbst in kräftiger, obschon diesmal etwas verwirrter und zerbröckelter Rede zu trösten, das erhöhte gewaltig die Achtung seiner Gemeinde. —

Luther selbst, mächtig erschüttert durch die unerwartete Trauerkunde, stand eine Weile in heißem inbrünstigem Gebete mit einer Miene, als könnte er dem Himmel eine Wunderthat abtrotzen. Dann richtete er sich wie verklärt auf, gebot den Anderen zu bleiben und seine Ankunft zu verschweigen und schritt ebenso unbemerkt, wie er gekommen war, zur Kirche hinaus und auf das Pfarrhaus zu, welches im goldenen Sonnenschein unter uralten Linden und inmitten eines lustigen Gartens lag. —

Im Pfarrhause war alles still — Fenster und Thüren weit geöffnet. So war es also wirklich geschehen. Die edle Frau Stiefelius, einstige Frau Günther, hatte das Zeitliche gesegnet, als ihr das Leben am lieblichsten und sorgenfreiesten zu lächeln begann. — Leise trat Luther in den Flur des Hauses, das er aus früherer Zeit wohl kannte, und schritt jetzt dem offenen Zimmer zu.

Wie groß war sein Schrecken, Staunen und Entzücken, als er die Frau Pfarrerin mit weitgeöffneten leuchtenden Augen und schwachem Lächeln auf den Lippen aufrecht auf ihrem blumenbekränzten Sterbelager sitzen fand. —

„Ich sah Euch kommen im Geiste“ — sagte sie leise, „und die große Freude, daß Ihr wirklich kommet, hat meine tiefe Ohnmacht gelöset und den Berg des Todes überwunden. Weiß ich doch selbst nicht, wie lange mich schon Tod

und Nacht umfangen hat, aber nun denke ich, soll mit Gott alles wieder gut werden.“ —

Ueberrascht und erschüttert ließ Luther noch immer seine Blicke auf ihr ruhen; schien es nicht, als ob sein heißes Gebet dem Himmel wirklich das Wunder abgerungen habe, um das er, anders es Gott gefalle, so inbrünstig gefleht hatte. —

„Sehet,“ sagte die blasse Frau wieder, „Gott hat mich strafen wollen, weil ich seiner Prüfung nicht stille hielt und ungeduldig wurde und allzustürmisch nach dem Landleben begehrte. — Nun mußte mich gerade in diesem schönen Paradiese die Krankheit überfallen. — Sehet, ich könnte Euch noch mehr und alles sagen, als wäre jetzt wirklich mein letztes Stündlein gekommen — auch meinen trefflichen theueren Eheherrn hab ich nun erst kennen lernen in aller Herzensgüte und Innigkeit. War es so, daß ich einst dachte, ihn zu pflegen und mich seiner zu erbarmen, so ist es nun anders gekommen, daß er sich vielmehr mein erbarmet und mich gepfleget hat, Tag und Nacht. Was in ihm war von seiner Bücherweisheit, das ist dahingestorben, und was in mir noch war von heimlicher Sehnsucht und Liebe zu meinem seligen Günther, das ist nun auch dahingestorben für immerdar. — Das hat der Selige heraus haben wollen, und meine Seele ist nunmehr beruhigt. Durch Leiden und Sterben erst hat uns der Herr eins gemacht als Mann und Frau.“ —

„Nun wohlauf,“ sagte Luther, „hab ich doch manchmal gemeinet, unser Herr Gott sei der größte Ehebrecher, derselbige füget zusammen und scheidet auch wieder von einan=

der,*) aber Gott der Allmächtige ist auch ein trefflicher Corrector und machet wieder gut und herrlicher als zuvor, was die Menschen übles thun wollten und in ihrer Schwachheit ersonnen haben, wie wir denn verschuldet waren, als wir Euch Pfarrerin Günther mit dem armen Magister zusammengefüget. Aber wahrlich, Stiefelius hat heut eine feine treffliche Red gehalten und hat seine buntscheckige Haut von Fantasey und Aberwitz auf immer abgeworffen, also, daß auch mir ein großer Stein vom Herzen gefallen, denn ich fürchtete immer, daß er seine Quersprünge nicht würde lassen können. Gott segne Euch Beide!"

Es dauerte nicht lange, als sich die Thüren weit öffneten und Stiefelius in Begleitung von Melanchthon und Mylich erschien. Wer beschreibt des braven Magisters Versteinerung und hellen Seelenjubel, als er seine Gattin, die er scheinbar leblos und verstorben zurückgelassen hatte, jetzt mit rosigen Wangen zu neuem Leben erwacht fand.

„Der himmlische Vater hat Euren frommen Schmerz angesehen und hat Euch ein Wunder gethan, wie Ihr schauet, mein Bruder. Lobt und preiset seinen Namen. Daneben will es nur ein kleiner Gefallen erscheinen, daß Euch am selben Tage auch der Freund ist zurückgegeben worden, wahrlich Ihr habt mir das Herz tiefbewegt und mich mächtig erbauet. Kommt her, mein lieber Magister." — Und damit umarmte er den Ueberglücklichen und beide Freunde küßten sich inbrünstig. —

Doctor Mylich trat zur Pfarrerin und sein ärztlicher Blick erkannte, daß nun jede Gefahr vorüber sei. Zugleich

*) Luthers eigene Worte, die noch derber sind, siehe Tischgespräche v. Walch S. 1938.

aber drängte er die Anwesenden hinaus, damit das Uebermaß der Freude der Genesenden nicht schade.

Bald saßen die Freunde draußen in einer blühenden Geißblattlaube, umgeben von fruchtreichen Kirschbäumen. — „Fürwahr," sagte der Doctor Martinus, „wenn ich gedenke an die Kirschenzeit vor zwei Jahren, da war es ein heiterer glückseliger Tag von außen, aber von innen war ein Wurm am Glücke. Nun aber schien es eine traurige Kirschenzeit zu sein und eine dies atra, und siehe, mit einemmal ist es hell worden, und die Herzen sind auferstanden unter der Geißel der Trübsal." — Und später unter anderem: „Gelobet sei Gott der Schöpfer, der aus todten verstorbenen Creaturen im Lenzen alles wieder lebendig machet. Sehen doch die Zweiglein so lieblich und feist aus, gleich als wenn sie voller Jungen wären und der Geburt nahe. Da haben wir ein schön Bild der Auferstehung. Der Winter und die Trübsal ist der Tod, der Sommer aber und die Reue ist die Auferstehung der Todten, da dann alles lebendig wird und wieder grünet." —

So saßen sie noch lange in heiteren Gesprächen in der sonnendurchblitzten Laube, und als Luther den ehrsamen Magister mit seiner Zahlenmania neckte, da erwiderte er mit Würde: „O spottet nur, Herr Doctor, hab ich als Zahlenalchymista zwar kein Gold, aber doch eine treffliche Kohle gefunden, so auch nütze sein wird zu manchen Dingen. Und nun setzte er ihm die Theorie der Vergleichung der arithmetischen Reihe mit der geometrischen als Grund der Logarithmen auseinander, vermöge deren heute die verwickeltsten Rechnungen über die Entfernung der Sterne, ihre Umlaufszeiten und andre astronomische Forschungen einfacher aus den Wurzeln der Zahlen berechnet werden. Es

ist das nur eine Technik, aber sie hat dennoch nicht unwesentlich zu den Fortschritten der Astronomie beigetragen. Und was Stiefels Verdienste darum betrifft, so wird in den Nachrichten von den Erfindungen und dem Leben der berühmtesten Mathematiker (Münster 1788) Nachricht von ihm gegeben und gesagt, daß bereits in seiner „Arithmetica integra“ (Nürnberg 1544) mit den deutlichsten Ausdrücken der Logarithmen gedacht werde, deren Anwendung zuerst der Schotte Neper 1614 bekannt machte.*)

„Schau, schau,“ sagte Luther nach diesen Eröffnungen, „also wird es dennoch auch hier eine Wahrheit, daß, wer da suchet, wird finden und wer da klopfet, dem wird aufgethan, also daß unser theurer Michael dennoch ein vir celeber wird durch seine Allotria, und daß er lediglich auf seinem Steckenpferdlein mit der Posaune der Fama in das Templum der Gloria hineintrabet, dahin viele stolzgezäumete und auf-

---

*) Stiefel selbst sagt über seine Arithmetica integra folgendes: „Quamquam plurimi de Arithmetica libelli extent et quotidie plures novi gignuntur ego tamen adhuc nullum vidi qui integram artem traderet. Complexus itaque sum non tantum Algorithmos vulgares, proportionum varietates, progressionum discrimina ac intervalla et reliquas rationalium numerorum passiones, verum etiam integram tractationem omnium regularum Cossae, quas Algebrae vocant et reliquos omnes Algorithmorum irrationalium numerorum.“ Und weiter in einem Brief an A. Glauburg, einen Frankfurter Patricier, giebt er folgende Gründe über den Titel Arithmetica integra: „Ideo datus est libro titulus ille quod numeros rationales et irrationales tractat, quod tractat numeros absolutos et relativos, quod tractat numeros denominatos proportionaliter et improportionaliter, quod docet algorithmos Arithmeticos, Geometricos, Musicos, Astronomicos, et Cossicos quod docet Algebrae rationem perfectissimam.“

geputzte Pegasi trotz alles Brausens und Stampfens nicht gelangen können.“ —

So endete dieser denkwürdige Tag, der Stiefels letzten Wunsch erfüllte, ihn Luther wieder zum Freunde zu machen. Lange Jahre war er glücklicher und geehrter Pfarrer von Holzdorf Seine geliebte Hausfrau wirthschaftete so tüchtig, daß er nach wenigen Jahren sogar Ersparnisse zurücklegen konnte, welche Melanchthon für ihn deponirte. — Dennoch sollte Luthers Urtheil über ihn in Erfüllung gehen und sein Wort sich als Prophezeiung bewahrheiten. Nach Luthers und seiner Frau Tode kam nämlich die alte Unruhe wieder über den armen Stiefel. Im Jahre 1551 finden wir ihn als Pastor in Haberstrohm bei Königsberg in Preußen, und sechs Jahre später wieder in Brück unweit Wittenberg. Dabei erlangten seine mathematischen Werke einen immer weiter verbreiteten Ruf. Eine besonders thätige Rolle spielte er in der Fehde zwischen Melanchthon und Flacius. Endlich im Jahre 1559 fiel es ihm ein, auf der Universität zu Jena von neuem zu studiren, wo er als „Antinomist“ in Verruf gerieth und in mannigfache Händel verwickelt wurde. Um ein Jahr jünger als sein großer Mitstreiter Luther, starb er in einem Alter von achtzig Jahren am 19. April 1567 und vermachte seine Bibliothek dem Professor Selnecker, durch welchen, wie schon oben angedeutet, verschiedene seiner Bücher an die Thomasbibliothek zu Leipzig kamen. Nähere Nachrichten über Stiefels letzte Jahre finden sich in den öfter citirten Neuen Beiträgen zur Literatur des sechzehnten Jahrhunderts von Georg Th. Strobel (Nürnberg und Altdorf 1790).

gesuchte Frucht trotz alles Drängens und Schnaubens nicht gelangen können." —

So endete dieser denkwürdige Tag. Der Stifels letzter Wunsch erfüllte, ihn Luther wieder zum Freunde zu machen.

Einige Jahre war er glücklicher und gelehrter Pfarrer von Holzdorf. Seine erlebte Jahreszahl rechtfertigte er so, daß er nach wenigen Jahren sogar Arithmetik zu studiren begann, welche Beschäftigung ihn mit Freude erfüllte. — Dennoch sollte Luthers Urtheil über ihn in Erfüllung gehen und sein Wort sich als Prophezeiung bewahrheiten. Nach Luthers und seiner Frau Tode kam die alte Unruhe wieder über den armen Stifel. Im Jahre 1551 finden wir ihn als Pastor in Haberstroh bei Königsberg in Preußen, und sechs Jahre später wieder in Brück unweit Wittenberg. Dabei erlangten seine mathematischen Werke einen immer weiter verbreiteten Ruf. Eine besonders wichtige Rolle spielte er in der Reihe zwischen Melanchthon und Flacius. Endlich im Jahre 1559 fiel es ihm ein, auf der Universität zu Jena von neuem zu studiren, wo er als „Mathematicus" in Besold gehalten und in mannigfache Händel verwickelt wurde. Um ein Jahr jünger als sein großer Mitstreiter Luther, starb er in einem Alter von achtzig Jahren am 19. April 1567 und vermachte seine Bibliothek dem Professor Schneider, durch welchen, wie schon oben angedeutet, verschiedene seiner Bücher an die Universitätsbibliothek zu Leipzig kamen. Weitere Nachrichten über Stifels letzte Jahre finden sich in den schon citirten Neuen Beiträgen zur Literatur des sechzehnten Jahrhunderts von Strobel (Nürnberg und Altdorf 1790).

Florentine.

Eine Erzählung aus moderner Zeit.

Gewitterwolken.

„Aber wie lange soll denn der Bote vom gnädigen Herrn noch warten?“ —

„Der Bursch muß schon Geduld haben.“ —

„Er sitzt schon seit einer Stunde draußen auf der Bank.“ —

„Soll ich ihm denn etwa ein Sopha anbieten?“

„Aber lieber Mann, es können ja wichtige Dinge sein. Ich begreife nicht.“ . . .

„Hat sich was Wichtiges —; ich merk' schon den Braten.“

„So muß ich ihn selbst abfertigen!“ —

„Meinetwegen!“ brummte der grauhaarige Oberverwalter und Pächter von Gerstenbeck, der so eben beim zweiten Frühstück saß, indeß seine biedere und runde Ehehälfte hinaustrippelte, um ebenso der Höflichkeit, als ihrer Neugier Genüge zu thun. Der Bote — der alte Jobst in eigener Person — kam von Niemand anders, als vom Gutsherrn, Freiherrn von Gerstenbeck, der als ein frühgealterter, lebenslustiger Roué seine Zeit wie sein Gold in

gleichgestimmten Kreisen der Residenz verpraßte. Jedenfalls war es seltsam oder beleidigend, daß der Pächter und Oberverwalter den expressen Boten seines Herrn, den bejahrten, seit eines Menschenalter Dauer erprobten Jobst, mit so wenig Respect zu empfangen wagte, oder er mußte dazu seine besonderen Gründe haben.

„Ja um Gotteswillen!“ rief die Hausfrau, welche mit glührothem Gesichte in aller Eile wieder hereintrat, und den alten Diener der Herrschaft mit sich zog. — „Um Gotteswillen, der gnädige Herr kommen selbst! Bis um Mittag wollen Sie da sein! Und nichts ist in Ordnung im Schloß. Keine Zimmer gelüftet, keine Fenster geputzt, keine Teppiche geklopft — aber warum haben der gnädige Herr nicht geschrieben Jobst, wie sonst immer? —“

„So ist es nicht bestellt, Frau Pachterin. Dreimal bin ich auf der Post gewesen, und hab' einen Brief aufgegeben, aber es kam keine Antwort, drei, vier Wochen keine Antwort. Da hat er gesagt, der gnädige Herr: Himmel, Bomben-Millionen-Granaten-Schockschwerenoth, hat er gesagt — hat mein Pachter seine Finger verstaucht, daß er nicht schreiben kann; da muß ich selber mal d'runterfahren wie das heilige Donnerwetter! hat er gesagt.“

„Da haben wir die Bescherung!“ jammerte die biedere runde Hausfrau. „Aber was wollen denn der gnädige Herr auf einmal so pressant?“ fuhr sie den schwerhörigen Jobst an.

„Was er will? — Geld will er, Frau Pachterin!“

„Geld? — aber er hat ja erst zu Ostern das Quartal voraus erhalten vom Pacht!“ —

„Ist nicht an dem, Frau Pachterin,“ sagte der Alte, mit dem Finger verneinend; „Hätte der Herrgott nicht die

Juden erschaffen, so hätten wir aus den Tatzen saugen müssen, wie's die Bären machen im Winter. Der Herr und die Frau Pachterin brauchen gar nicht zu denken, daß man in der Stadt Alles umsonst haben kann."

Alle diese Worte rüttelten den Gleichmuth des Pächters nicht im Geringsten auf. „Ihr könnt gehen," winkte er dem alten Bedienten zu, der sich das nicht zweimal sagen ließ. Dann wandte sich der grauhaarige Alte ruhig zu seiner biederen Ehehälfte um, die sich an einem Stuhl gelehnt hielt, als habe sie ein schwerer Schlag getroffen. Plötzlich aber setzte sie sich mit einer gewissen Heftigkeit an den Tisch, ihrem Mann gegenüber.

„Friedrich: Was hat das alles zu bedeuten?"

Der alte Pachter zuckte schweigend die Achseln.

„Drei Briefe und keinen beantwortet. Was soll denn der Baron davon denken?"

„Denken? — Daß ich nicht antworten will auf seine unverschämten Forderungen, oder auch nicht antworten kann. Zu seinen Streichen in der Stadt geb' ich nichts mehr her. Hier wird gesorgt und gespart, geschabt und gedarbt, und Der setzt Alles auf eine Karte, auf eine Flasche, auf einen Coursbericht und trinkt Champagner, wenn der Teufel los ist draußen im Reich oder im Welschland. Da soll der heilige Gott keinen Hagel mehr haben und keine Heuschrecken. Hundert Jahre Hagel, hundert Jahre Heuschrecken, Pech und Schwefel auf solche Heiden! Von mir kriegt er nichts mehr, auch wenn — — Doch Du wirst Alles schon erfahren!" — —

„Friedrich, Du hast Geheimnisse vor mir; aber Du hältst mich nicht mit leeren Worten hin, ich muß Alles wissen." —

„Geh' nur in Deine Küche Frau, laß die Schloßzimmer lüften, und richte ein gutes Mittagsessen her. Ich muß auf's Feld, nach den Dammarbeiten zu schauen; wer weiß, was das hohe Wasser uns übrig gelassen hat auf den Wiesen. Mit den Raupen wollt' ich schon fertig werden, und der Rübsen bringt hoffentlich den Schaden wieder herein, den wir mit dem Heu gehabt haben; auch für die Feldmäuse ist das Wässerlein gut gewesen, aber was hilft's: hier Sonnenschein und Regen und Menschenarbeit, und dort legt der Herr selbst den Brand an sein Haus, soll's der dreieinige Gott zerschmettern! — Behüt Gott Frau. Es sieht wie ein Gewitter droben aus. Bis Mittag bin ich heim, und dann mag's einschlagen!" — Damit brannte er seinen kurzen Pfeifenstummel an, und wollte hinaus.

„Friedrich, ich lasse Dich nicht fort!" rief jetzt die Frau, indem sie sich quer vor die Thür stellte — „Du bist mit dem Herrn zersprengt! Du bist nicht mehr, wie Du sonst warst. Dein stilles Brüten seit den letzten Wochen, Deine Unruhe bei Nacht, Deine unglückselige Miene, Dein sorgfältiges Sparen, daß Du Dir die Cigarren und das Bier abgewöhnt hast, daß Du Deine Kleider bei herumziehenden Leuten kaufst, wie vorige Woche den neuen Frack — o das Alles hat mir am Herzen genagt und mir Gedanken gemacht — ja ich weiß Alles, wir werden die Pachtung verlieren, und können betteln gehen!" und die Frau brach in Schluchzen aus.

„Daß Ihr Euch immer gleich das Schlimmste denken müßt! Und wenn's auch käme, was läge d'ran" — und der alte Mann strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Wolken zerstreuen, die sich dort aufgesammelt hatten. — An dem Waffenschranke, wo sein Schießzeug

hing, war er stehen geblieben, und machte sich mit den Büchsen zu schaffen, obgleich er schon völlig gerüstet war.

In diesem schwülen Augenblick des Schweigens öffnete sich die Thür, und Florentine erschien, eine schlanke Gestalt mit den weichen Formen der entfalteten Jugend. Sie hatte vor einem Jahre das Nervenfieber gehabt, und die kurzen Härchen kräuselten sich fast knabenhaft und muthwillig um die schöne lichtvolle Stirn, um das feine Oval des frischen Antlitzes und Hauptes, welches keck und malerisch auf den Schultern saß. Ein weitschattender Strohhut über den entschlossenen klaren Augen, ein zierliches flaches Körbchen mit Kirschen auf den vollen Armen, und ein knappes einfarbiges Sommerkleid vollendeten ihre anmuthige Erscheinung, deren Typus sich weniger dem Ideal ächter Weiblichkeit, als dem eines jungen Matrosen zu nähern schien. Nur der sinnende Zug zwischen den Augenbrauen und der ungewöhnliche Ernst des lieblichen Gesichtes verrieth ein tieferes inneres Seelenleben und Erfahrungen des Herzens, die nicht gerade jeder Jugend von zwanzig Jahren beschieden sind.

Es war, als wenn heller Morgensonnenglanz und lachende Himmelsbläue mit ihrem Eintritt in das Zimmer schien. Die Mutter suchte schnell ihre Aufregung zu überwinden; auch der alte Pächter schaute mit trostvollem väterlichem Lächeln auf das herrliche Mädchen, dessen etwas romantischer Name weniger der elterlichen Eitelkeit, als der Mode zugeschrieben werden muß. — Während in jener Gegend — unsere Erzählung spielt nämlich in Mitteldeutschland – bei den Vornehmen wieder die altdeutschen Namen Gretchen und Gertrud, Hedwig und Gisela in Aufnahme kamen, wanderten die romantischen volltönenden Namen, gleichsam

wie ein abgelegter, aus der Mode gekommener Schmuck, in die Hände der bürgerlichen Familien, und es gab kaum eine Landarztens- oder Schulmeisterfamilie, kaum ein Pächter- oder Pfarrerhaus, das nicht eine Eleonore oder Rosalinde, eine Isabella oder Florentine aufzuweisen gehabt hätte.

Einen Moment lang stand unsere Florentine prüfend auf der Schwelle, denn mit feinem Instinkt hatte sie aus dem plötzlichen Schweigen der Eltern gefühlt, daß hier kein erfreuliches Gespräch stattgefunden; und das fröhliche Wort auf ihren Lippen erstarb zu einem schüchternen und beklommenen: „Guten Morgen lieber Vater, guten Morgen liebe Mutter; ich dachte heute das Obst in die Stadt zu schicken. Es ist zwar nicht so viel wie sonst, aber“ — sie vollendete nicht, da sie keine Antwort erhielt; und mit dem Scharfsinn eines zärtlichen Herzens, errieth sie, um was es sich handelte. Mit kühnem Muthe lange Gedankenreihen, die sie wohl zum hundertstenmale zweifelvoll erwogen, noch einmal überfliegend, jetzt zusammenfassend, jetzt zum Vorwärts commandirend: — so stand sie eine kleine Weile nachsinnend, und schien dann einen schnellen Entschluß zu fassen.

Sie stellte das Körbchen mit den Früchten auf den Tisch, ging rasch zu einem Wandschränkchen, suchte einen Augenblick unter den Büchern und alten Zeitungen, welche dort aufbewahrt wurden, blätterte dann emsig in einer Nummer, und trat endlich zu ihrem Vater, hielt ihm das Blatt hin, und sagte mit schüchternem, befangenen Tone, indem sie auf eine Stelle hinwies:

„Lieber Vater, ich hab' es schon lange auf dem Herzen, was meinst Du dazu?“ —

Der Pächter nahm überrascht die Zeitung, und warf einen Blick auf die bezeichnete Stelle.

„Florentine, wer hat Dir solche Thorheiten in den Kopf gesetzt?“

„Was ist es denn?“ fragte die Mutter, und nahm ebenfalls das Blatt. Wie erstaunte sie, als sie nicht etwa, wie sie aus dem jähzornigen Aufbrausen ihres Mannes gefürchtet hatte, einen Heirathsantrag, sondern das Gesuch um eine Beschließerin, Gouvernante und Gesellschafterin fand — sinnig mit einem Rand von Sternen umgeben, und außerdem oben und unten mit ausgestreckten Händen ausgezeichnet. Die Sache mußte dringend sein.

Während sie die Annonce las, welche die glänzendsten Bedingungen in Aussicht stellte, und während der Pächter heftig seinen schlechten Taback paffend vor dem Tische auf und nieder ging, begann Florentine in ihrer Verlegenheit:

„Du mußt mir nicht böse sein, lieber Papa; es scheint ja eine ganz annehmbare Stelle zu sein, ich meine doch, hier etwas gelernt zu haben, und fürchte mich nicht vor der Arbeit eines großen Haushalts, und außerdem“ — — aber zusammenfahrend vor der rauhen Stimme des Vaters, der das „Außerdem“ höchst beleidigend zu finden schien, schloß sie verwirrt und beängstigt:

„Ich glaubte immer, ich fürchtete, ich dachte, es wäre besser, wenn ich für mein Fortkommen sorgte.“ —

„Für dein Fortkommen? das klingt ja, als wärst Du uns zur Last, oder als gefiele es Dir bei Deinen alten Eltern nicht mehr.“

„O nein, lieber Vater!“ und Florentine faltete mit feuchtem Auge ihre Hände, als wollte sie um Vergebung

für eine schwere Sünde flehen, „aber — ich weiß ja wohl“, begann sie wieder muthiger, „die Jahre sind schlecht gewesen, die Zeiten werden immer theurer, die Brüder auf den Schulen wachsen heran, die Arbeitsleute verlangen mehr Lohn; ich weiß, Du bist in Sorgen Papa, und ich kann es nicht mehr ruhig mit ansehen!“ und als wenn sie mit dem Worte „Sorgen“ einen hochverrätherischen Ruf gewagt — eine Lärmkanone abgefeuert hätte, athmete sie tief auf. Jetzt war das Letzte, das Herbste gesagt, und das gesprochene Wort läßt sich nicht ungeschehen machen.

„Siehst Du,“ sagte jetzt die Mutter, „unser Kind hat es auch gemerkt, und ich finde ihre Idee gar nicht so übel. So etwas will überlegt sein.“ —

„Macht mich nicht vollends wild!“ fuhr sie der Pächter mit starkem Tone an; „das ist ja, als wenn sich eine Verschwörung in meinem Hause zusammengethan. Mein Kind zu fremden Leuten schicken, sie dienen lassen, wo sie zu befehlen gewohnt ist und befehlen soll — sie abhängig machen von den Launen, von den Gnaden, von den Niederträchtigkeiten und so weiter. — Ihr wißt den Teufel, was das Alles heißt! So weit sind wir denn doch noch nicht herunter, und ich will ein- für allemal nichts wieder davon hören, verstanden! Geh' in's Schloß, Florentine, und lüfte die Zimmer; ich will sehen, ob ich ein Paar Hühner im Feld erwische, und Du Alte, marsch hinunter in die Küche! – ah — was Einem die Weibsleut' warm machen können, an so frühem Morgen!“

Damit ging er starken Schrittes über die Schwelle, und schlug die Thüre hinter sich zu, daß das Zimmer dröhnte.

Im Schlosse.

Florentine schritt einige Minuten später zum Schlosse hinauf.

Es war ein alter Bau im spätesten Renaissancestyl des siebenzehnten Jahrhunderts. Vorn eine breite Freitreppe mit verwitterten Götterstatuen in den schwülstigsten Formen. Ueber den Fenstern weit ausgeladene Gesimse mit gebrochenen Bögen, in der Mitte des Hauptgiebels zwei posaunenblasende Genien, Göttinnen der Fama, welche das Wappen der Familie hielten. Es zeigte drei Kornähren und drei Kugeln, und konnte vollkommen als Schicksalssymbol des Hauses gelten: Was im Kornhandel gewonnen, ward im Roulett wieder verloren!

Im untern Stock lag eine Flucht behaglicher dunkler Zimmer mit hohen Marmorkaminen, sinnreicher Stuccatur, weichen Teppichen und alterthümlichen Möbeln mit geschweiften Füßen. Alles machte den Eindruck solider Pracht und altererbten Wohlstands, aber zugleich herrenloser Verwaistheit. Die Uhren standen still, die Luft wehte so moderig, die Porträts blickten so traurig von den verschossenen Tapeten, und die Fenster waren so dicht von Weinranken überwachsen, daß kaum ein Sonnenstrahl hindurchkonnte. Auch die obere Etage, in welcher sogar ein König auf der Durchreise übernachtet haben sollte, war seit undenklicher Zeit verschlossen, auch Florentine kannte diese Zimmer nicht.

Jetzt war sie beschäftigt, die Jalousien zu öffnen, frische Blumen aufzustellen, die Uhren aufzuziehen, und Tische abzustäuben. Am längsten hielt sie sich in dem kleinen traulichen Salon auf, von dem eine Glasthür unmittelbar in den Garten führte. Hier waren auch ihre Erinnerungen am liebsten zu Hause, und gerade heute traten sie so lebendig, so farbenfrisch wie niemals hervor. Obschon die Liebe des Vaters sie rührte, war es dem nachdenklichen Mädchen doch, als wenn sie heute von Allem Abschied nehmen müßte, denn die Ankunft des Barons zu so ungewöhnlicher Zeit schien nur Unheil anzukündigen. Sonst kam er kaum einmal im Jahr, bisweilen am Dreikönigstag mit seinen Gefährten im lustigen Schlitten, hielt einige Tage ein lärmendes Bankett, und verschwand wieder mit Halloh und Peitschenknallen, wie der wilde Jäger, mit dem er überhaupt manche Aehnlichkeit haben mußte; denn so nannten ihn die alten Weiber des Dorfes.

Ja, Baron Gerstenbeck war bei allen seinen Leuten gefürchtet wie ein russischer Starost, zu dem er unläugbar noch mehr Anlage gehabt hätte, als zu einem deutschen Gutsbesitzer. „Drei Tausend Teufel!“ oder die „Hundspeitsche!“ Dergleichen waren die Lieblingsausdrücke dieses martialischen Herrn, dessen Typus längst in den bekannten „Strudel- und Prudelwitz“ jenes norddeutschen Witzblattes zur Unsterblichkeit ausgeprägt worden ist. In die Pächterwohnung pflegte er sich niemals zu verirren. Florentinens Gedächtniß wußte sich nur an eine mit Fuchspelz verbrämte Erscheinung zu erinnern, den blonden Bart bis über die Schultern hinausgedreht, das Gesicht von Narben zerklüftet, die er sich als Reiteroffizier in zahlreichen Duellen geholt hatte. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er den

Armeedienst quittirt, und lebte von dem Einkommen seines verpachteten Gutes als Cavalier in der Stadt seinen Neigungen für Weiber, Wein, Pferde und Karten, kurz für Alles was den Sportsman ziert, dessen Heimath die Reitbahnen und Foyers, die Austernkeller und Promenaden sind. Warum wollte sein Bild dem Mädchen heute gar nicht aus dem Sinne gehen, und erfüllte sie mit unbestimmter Furcht. Schon das erste Begegniß — daran konnte sie sich noch dunkel erinnern, war kein freundliches. Damals hatte sie als Kind ein armes Hündchen unter ihrer Schürze versteckt, das der Baron zur Jagd dressiren wollte. Mit der Hundspeitsche in der Hand hatte er das arme Thier hervorgerissen, und der Mutter Florentinens einige harte Worte zugerufen, daß man die Kinder nicht auf dem Hofe solle herumlaufen lassen! Wie weh hatte ihr das arme Thier gethan. Noch nach Wochen hatte sie darum geweint. Aber noch eine andere Erinnerung tauchte herauf. An einem Johannistage war es gewesen, als es hieß, daß der Baron seine junge Gemahlin, mit der er schon Jahre lang in der Stadt lebte, zum ersten Male mit auf das Gut bringe. Florentine und andere Kinder des Dorfes hatten sich am Eingang der Pappelallee versammelt, und — wie es dort Sitte ist, eine Schnur über den Weg gespannt, um die neu einziehende Herrschaft anzuhalten, und zur Auslösung ein Geschenk von ihr zu erwarten. Langsam kam der offene Wagen heran, dem noch einige andere mit Gästen folgten.

Eine blaße junge Dame mit langen schwarzen Locken und schwermüthigen Augen schaute lächelnd aus dem Wagen, und stieg aus, um die Kinder der Reihe nach zu küssen, während der Baron, der in glänzender Offiziersuniform neben dem Wagen ritt, seinem Rosse die Sporen gab, und

lachend über das Seil setzte. Das war ein unvergeßlicher Tag, denn die Kinder durften alle in das Schloß kommen, wo sie reich bewirthet und beschenkt wurden.

Damals lebte auch noch die alte Mutter des Barons, die gute, alte, gnädige Frau. Wie oft hatte Florentine hier im Gartenzimmer zu ihren Füßen gesessen, mit seltenen Münzen und Perlen gespielt, wunderbare alte Kupferstiche durchblättert, die weißen Mäuse in dem hohen Drahtkäfig bewundert, ihr gelbes Windspiel Atalanta gefüttert und den goldgrünen Papagei gestreichelt, der so trefflich und laut seinen eigenen Namen: Vitzliputzli zu rufen wußte. — Das war nun Alles längst todt und verschollen. Das Windspiel Atalanta, der Papagei Vitzliputzli, die weißen Mäuse und die gnädige Frau mit ihren silbernen Locken und vielen Krausen und milden grauen Augen Alles war dahin, und die schwarzen Mäuse, die jetzt zuweilen in den Zimmern umherspazierten, schienen ihren weißen Vorfahren Nachkömmlinge zu sein, welche nun zeitlebens in schwarzer Trauer gingen, und des Glaubens lebten, nach ihrem Tode als Engel Flügel zu bekommen: nämlich Fledermäuse zu werden, die in großer Anzahl durch die Räume des alten Schlosses flatterten.

Florentine hielt zerstreut in ihrer Arbeit inne. Es war hell um sie her, und doch überkam sie fast ein leises Grauen. Es war nicht das Porträt der alten Gnädigen, welches in braunem Rahmen an der Wand hing, und sie mit den milden grauen Augen immer anzusehen schien, wohin sie auch ging im Zimmer — es waren nicht die Bildnisse des einstigen Reiteroffiziers und seiner jungen Gemahlin mit den langen schwarzen Locken und den schwermüthigen Augen, die heute so geheimnißvoll drohend und

zärtlich auf ihr zu ruhen schienen. — Das Alles war es nicht, es mußte ein anderes Bild sein, das vor ihrer Seele stand, und ihr aus der Ferne sehnsüchtig zu winken schien. Ja, aus der Ferne, und daher kam es wohl, daß Alles, Alles sie unsäglich fremd und traurig anzusehen schien, wie auf Nimmerwiedersehen, wie zum ewigen Abschied; selbst der hohe Apfelbaum draußen, der sie an ihrem Lieblingsplätzchen alljährlich mit Blüthen überschüttete, die Schwalben, welche unter dem großen Familienwappen der drei Aehren und drei Kugeln nisteten, schienen ihr Lebewohl zuzurufen und zuzuzwitschern, und doch war nicht die geringste Aussicht vorhanden, ihren Plan durchzusetzen und das väterliche Haus zu verlassen.

So eben stand sie in der offenen Thür von hellem Sonnengold umflossen, als es ihr vorkam, als höre sie Jemand im Nebenzimmer leise gehen. Florentine war nicht furchtsam, ohne Zittern öffnete sie alle Thüren des Zimmers, aber sie konnte Niemand entdecken. Beruhigt begab sie sich wieder an die Gartenthür, wo sie die Bildnisse des Barons und seiner jungen Frau abstäubte; schon lachte sie über sich selbst, und begann laut zu singen, und mit den Bildnissen scherzhaft zu reden, als plötzlich eine laute Stimme hinter ihr tönte.

„Dreitausend Teufel, was macht sie da!“

Erschrocken ließ Florentine den Staubwedel, das Tuch und das Porträt fallen, und wandte sich um.

Da stand der gefürchtete Baron selbst im Reiserock mit Stiefel und Sporen, und in der Hand die unvermeidliche Reitpeitsche. Sein ganzes Wesen schien mit einem ungeheuren Zorne vollgeladen zu sein, jede Falte seines scharfgeschnittenen Gesichtes den Auftrag eines Inquisitionsbe-

amten zu haben. Offenbar war er absichtlich früher gekommen, als er sich angesagt, um seine unbotmäßigen Vasallen zu überraschen. Momentan jedoch versagte ihm die Stimme des Grimmes vor Staunen und Bewunderung, denn die Schönheit des jungen Mädchens, das er noch niemals gesehen, blendete ihn, und dämpfte seine Erbitterung zur unwillkührlichen Höflichkeit, ohne jedoch das Brüllen zu mildern, welches er sich in Folge der Taubheit seines alten Dieners angewöhnt hatte.

„Dreitausend . . . mit wem die Ehre?"

„Ich bin die Tochter des Verwalters, Herr Baron," sagte Florentine wieder gefaßt.

„Verwalters? — Dreitausend . . . Sie das kleine Tinchen? Die Hundspeitsche auf mein schlechtes Gedächtniß!" und als Florentine wieder erschrockrn zusammenfuhr, setzte er mit mühsam sanftem Brüllen hinzu: „Nicht erschrecken, schönes Kind — ganz ein netter Kerl geworden unterdessen. — Hundspeitsch auf mich und den Verwalter, erlaubt sich der alte Dachs solche allerliebste Landpomeranzen zu ziehen — ganz in aller Stille — ohne mir ein Wort davon zu sagen verdient exemplarische Strafe!" —

Und alsbald näherte er sich dem anmuthigen Mädchen mit bärenfreundlicher Grimasse. Florentine empfand abermals jene unbestimmte Angst; dennoch kam ihr der Gedanke, die gute Laune des gestrengen Herrn zu benutzen, und für ihren Vater ein Wort einzulegen.

„Gnädiger Herr", sagte sie befangen, „ich muß es als ein Glück betrachten, Sie zuerst zu sprechen, als ein Glück für meinen armen Vater, wenn Sie mein Flehen um Nachsicht erhören wollen. Schonen Sie meinen Vater, Herr Baron, ich weiß, oder ich ahne nur, daß nicht Alles so ist,

wie es sein sollte; aber Sie können Barmherzigkeit üben; machen Sie ihn, machen Sie uns nicht unglücklich!"

Und wieder runzelte sich die Stirn des Barons. „Was da Vater — capituliren will der Patron, Friedensfahne schwingen, parlamentiren auf der Schanze! Dreitausend Teufel, nichts da! Sache für sich. „Dableiben!" schrie er dann mit Stentorstimme, als sich Florentine der Thüre näherte, um zu entfliehen.

„Bin kein solcher Wütherich, kein solcher Blaubart, daß Weiber gleich ausreißen. Herkommen Tinchen. Reiserock ausziehen, Koffer aufschnallen, Platz nehmen auf dem Sopha. - Was? noch immer keine Courage? hat doch mit meinem Bild da gesprochen wahrscheinlich tüchtig Leviten gelesen. Warum denn nicht mir selbst? — Mit Eurem Zimperlichthun! Weißt nicht mehr, kleine Hex am Johannistag damals — große Schnur gezogen — loskaufen müssen — heute auch Johannistag, auch loskaufen müssen, aber umgekehrt!" Und als das zitternde Mädchen ihn noch nicht ganz verstand, wollte er ihre Hand ergreifen, und seinen Arm um die schlanke Gestalt derselben legen. „Einen Kuß zum Willkomm, schönes Tinchen."

„Das werden Sie nicht, Herr Baron!" rief die Erglühende, und war mit einem Sprunge auf der Fensterbrüstung, um sich in den Garten zu retten, aber das dichte Weinlaub hinderte sie daran! sie sprang wieder herunter und flüchtete sich hinter den Tisch, welcher eine schwere Marmorplatte trug. Der Baron, schon seit seiner Ankunft mit seinem Zorne kämpfend, und jetzt doppelt erregt durch den entschiedenen Widerstand, wollte ihr nach, aber seine Sporen verwickelten sich in den dicken Teppich, wie es weiland Kunz von Kauffungen in den Erdbeersträuchern er-

ging; wie dieser strauchelte er schon und wäre gefallen, wenn ihm nicht Florentine zu Hilfe geeilt und aufgerichtet hätte. Sofort aber war sie auch zur Thür, und empfahl sich mit hochklopfendem Herzen.

„Ich werde dem Vater Ihre Ankunft melden, Herr Baron."

Schon war sie auf dem Hofe, als sie am Fenster abermals die Stentorstimme des Herrn hörte.

„Fräulein Florentine!"

Sie stand still, und sah zurück, wie das rothe Gesicht mit dem hellblonden Schnurrbart zwischen dem grünen Weinlaub erschien.

„Sagen Sie Ihrer Mama, daß ich heute drüben im Pächterhause zu Mittag speisen will. à revoir! mon ange!" Damit warf er das Fenster zu. —

Ein merkwürdiges Mittagessen.

Die Mittagsstunde war gekommen.

Im blauen Zimmer der Pächterwohnung, welches eine Rosenguirlande als Kante schmückte, saß man zu Tische; unser Pächter, der seinen neugekauften grünen Frack mit den blanken Knöpfen angelegt hatte, seine biedere runde Ehehälfte, die ihr schwarzseidenes „Gottestischkleid" aus dem Schranke hervorgesucht, als handle es sich um Leben und Sterben, Florentine endlich, die zum Aerger ihrer Mutter gar nichts an ihrem Anzug verändert hatte; ihr gegenüber

der Freiherr, den wir nachher noch betrachten wollen, und zum Schluß eine alte, lahme, einäugige, gutmüthige Person, Namens Frau Zipsin, welche die letzten Jahre der alten gnädigen Frau von Gerstenbeck mit ihrer Pflege verschönt hatte, und nun in irgend einem Dachzimmerchen der Pächterwohnung das „Gnadenbrod“ ihres ehrlichen Alters aß. Man ließ die kleine Person für gewöhnlich in Ruhe, aber heute war sie mit halber Gewalt heruntergeholt worden — vielleicht in der freundlichen Absicht, um als Blitzableiter zu dienen.

Seltsam; hätte dies Diner — dessen Hauptzierde ein „wildgemachter“ Schweinskopf mit einer Citrone im Maul bildete — Zuschauer gehabt, man hätte glauben können, es sei ein Leichenessen, denn in jener Gegend pflegt nach dem Begräbniß ein Gastmahl gehalten zu werden — so feierlich, so still ging und respectvoll ging es zu, wenigstens im Anfange.

Eine Stunde vorher war der Pächter vom Feld gekommen, aber er hatte nichts geschossen, denn seine sonst feste Hand war heute unruhig. — Er stand auf einmal in der Küche, ohne daß man ihn über den Hof kommen gesehen, so daß man glauben mußte, er habe sich hinter den Ställen herangeschlichen, um im Herrenhause nicht bemerkt zu werden.

„Angekommen?“ fragte er kurz und barsch seine Frau, die vor dem Loderfeuer selbst wie eine Päonie glühte, und so eben einen erschrockenen blassen Pfannenkuchen so unbarmherzig auf die andere Seite herumschwenkte, daß es klatschte und prasselte, als habe irgend Jemand eine Ohrfeige bekommen. „Freilich!“ ächzte sie, „stehe uns hier nur nicht im Wege herum, ich komme bald. Das Essen ist gleich fertig“.

Eine halbe Stunde darauf stand das Ehepaar im Sonntagsstaat mit gefalteten Händen und mit stillem Kummer

vor der dampfenden Suppenterrine, bis endlich der Pächter sagte: „In Gottes Namen denn, laßt den Herrn rufen.“ Das waren lange peinliche Minuten.

Aber wie staunte der Pächter, als Herr von Gerstenbeck in cavaliermäßigem Costüm, den Bart sorgsam zusammengezwirbelt, die brennende Cigarre im Munde und eine rothe Nelke im Knopfloch, zugleich mit der lahmen, einäugigen, freundlichen Frau Zipsin hereitrat und mit lachendem Munde, und gemäßigtem Brüllen grüßte: „'Morgen Zaungrubers! habt Ihr noch einen Löffel Suppe übrig, ist mir's recht. Wie geht's, Frau Pachterin, recht gut conservirt! Platz nehmen, Zaungruber, keine Umstände, Dreitausend! . . . Da bring ich auch noch einen guten Tropfen mit, hierher Jobst!“ und sein Bedienter stellte einige Flaschen alten Rheinwein auf den Tisch, und zwar vom gelbgesiegelten.

Der Pächterin begannen schon einige kleinere Steine vom Herzen zu rollen, denn wer traut einer gnädigen Laune eines Gewaltigen noch etwas Böses zu.

Der Pächter jedoch fand keinen Reim darauf, und nach der alten Erfahrung, daß die Sonne vor dem Wetter am heißesten sticht und am glänzendsten lacht, zog er den moralischen Panzer seines Muthes noch fester zusammen, und fügte die unsichtbare Sturmhaube des Ingrimmes hinzu; schnitt er doch mit einer wahren Scharfrichtermiene das Brod herunter, als wäre er ein Samson für alles Gebackene unter dem Monde.

„Wo ist denn das Kind?“ fragte plötzlich der Baron.

„Sie läßt sich entschuldigen,“ sagte die Mama kleinlaut, „sie hat noch in der Küche zu thun, und außerdem ist sie nicht ganz wohl“. —

„Ach was Flausen, Frau Pachterin!“ donnerte der

Freiherr, „hab' ja das Kind schon gesehen, gesund wie ein Eichkätzchen — Familie muß vollständig sein, Kind holen, Frau Zipsin, dreitausend noch einmal! . . . oder ich hole sie selber."

Was war dagegen zu machen?

Eine Weile darauf erschien Florentine mit niedergeschlagenen Augen und in ihrem einfarbigen Sommerkleide. Sie mußte sich sofort an die Seite des Barons setzen, und er machte ihr während des Mahles in einer Weise den Hof, daß er alles andere um sich vergaß. Er legte ihr vor, er schenkte ihr ein, und richtete stets nur das Wort an sie, er erzählte ihr von den Neuigkeiten der Stadt, von den Freuden des Theaters, der Concerte und großen Bälle, vom letzten Wettrennen und von der ersten Hofjagd dieses Jahres, von den Aeußerungen der Prinzessinnen, diesem oder jenem guten Witze des Fürsten u. s. w. Ueberhaupt mußte er wohl die Kosten der Unterhaltung allein tragen, da die anderen nur wenig sprachen.

Der Pächter selbst schien ganz in sich versunken zu sein, und über ein schwierigeres Räthsel nachzusinnen, als die Sphinx dem Oedipus aufgegeben; die Mama dagegen bemerkte mit heimlichem Wohlgefallen die Aufmerksamkeiten, welche der schönen Florentine zu Theil wurden; nur daß sich „das Kind" so kühl dagegen verhielt, verstimmte sie nicht wenig, und sie meinte hie und da mütterlich nachhelfen zu müssen, indem sie unvermuthet dazwischenredete, wie z. B.: „Der Herr Baron sind zu gütig," — oder „Florchen, Du weißt es ja, erzähle doch dem Herrn Baron" — oder „Tinchen, Du bist so zerstreut, der Herr Baron sagten so eben" u. s. w.

Inzwischen hatte der gute Wein auch seine Wirkung

gethan, und selbst der alte Zaungruber, der den Roué nicht gern an seinem Tische sah, wurde freundlicher, denn er kam plötzlich, Gott weiß wie, auf den Gedanken, sein Herr habe eine reiche Erbin kennen gelernt, und sein Besuch beabsichtige, sich behufs einer bevorstehenden Heirath zu arrangiren, und mit ihm zu berathen. Darin bestärkte ihn denn auch, was er so eben hörte.

„Muß ich Ihnen da noch eine köstliche Geschichte erzählen," rief der Baron, indem er mit Florentinen anstieß. „Kennen gewiß berühmten Tänzer Trampolini — sitzt eines Morgens mit guten Freunden bei Sekt und Austern. Trampolini sehr fidel, sehr aufgezogen als ewiger Hochzeiter, weil noch nie zu was gekommen bei Damenwelt. Sagt Trampolini: Mort de ma vie, so wahr ich heiße Trampolini, biete Wette von hundert Louis, daß erstes Frauenzimmer heirathe, so mir jetzt begegnet. Wette angenommen — Alle hinaus. Keine hundert Schritt gegangen, kommt junge Dame daher, äußerst modest und angenehm. Mein Trampolini an sie: „Mein schönes Fräulein, dürft' ich's wagen" u. s. w., wie Faust sagt bei — Schiller. Dame aber sehr resolut, Fiaker gerufen, eingestiegen und davon. Trampolini aber nicht faul, mit einem Satz hinten auf das Wagenbrett, mitgefahren als Bedienter. Als Wagen hielt, sofort hinunter, in das Haus hinauf, angeläutet, nach Vater und Mutter gefragt, war ein armer Beamter — Trampolini tritt aus Incognito, mit offenen Armen empfangen, um Hand der Tochter angehalten, und als Fräulein heraufkam, bereits verlobt und in vier Wochen verheirathet. Was sagen dazu! Solche Courage noch was werth in schlechter Welt dieser!" . . .

Florentine erröthete. Die Mama flüsterte nachdenklich:

„Ist es die Möglichkeit, ja ja, in der Residenz kann man noch Etwas erleben.“ — Der alte Zaungruber aber klappte mit einem Knalle seine Schnupftabaksdose zu, und that die unvorsichtige Aeußerung: „Ja ich glaub's wohl: die Hanswürste sind zu Allem fähig!“ —

Sofort wandte sich Gerstenbeck zu ihm um, maß ihn einen Moment lang mit starrem Blick, und brach dann plötzlich in ein unauslöschliches Gelächter aus. „Zaungruber, ich glaub', Ihr habt auch einen grünen Frack mit gelben Knöpfen an, ha ha! das ist unbezahlbar!“ —

„Was ist dabei zu lachen, Herr Baron“, sagte der Pachter, dem das Blut in den Kopf schoß.

Aber Gerstenbeck lachte fast convulsivisch fort — „wenn Ihr wüßtet“ — brachte er dann mühsam hervor, „Zaungruber — will's Euch erzählen. Vor drei Monaten in L. ein Friseur hingerichtet, weil seine Geliebte umgebracht — ganz junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, — hab' die Farce selbst mit angesehen. Waren eine Menge Personen auf dem Schaffott, Alle im schwarzen Frack, Scharfrichter obenein mit weißen Glacehandschuhen. Delinquent höchst modern und elegant, trug grünen Frack mit gelben Knöpfen, war damals allgemein Mode in L. — Ging Alles ganz vortrefflich, in zehn Minuten Alles vorbei; aber andern Tag alle Elegants blamirt. Mit Einem Schlag alle grünen Fräcke in den Bann gethan. Ganze Wagenladungen davon aufgekauft von Trödlern, in kleine Städte geschafft, und auf's Land — einer für ein Paar Thaler zu haben, habt ihn gewiß auch billig bekommen, Zaungruber?“

„Ja, Herr Baron“, sagte jetzt der Pächter mit fester Stimme, „ich hab' nur einen Thaler gegeben. Wir

müssen sparen, Herr Baron, weil Andere das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen!"

Die Folge dieser Worte war ein allgemeines Schweigen der Verlegenheit. Die Frauen erhoben und entfernten sich — um den Kaffee zu besorgen, wie sie sagten.

Der Pächter befand sich nun mit seinem Herrn allein, der mit gerunzelter Stirn und völlig entnüchtert im Zimmer auf und abging; er ärgerte sich weniger über seine eigene Tactlosigkeit, als darüber, daß die Frauen gegangen waren. Heftig stampfte er auf, als es ihm nicht gleich gelingen wollte, seine Cigarre wiederanzuzünden. Dann füllte er sein Glas von Neuem, und schien das Bankett zu zweien noch eine Weile fortsetzen zu wollen. —

„Herr Baron", begann jetzt Zaungruber, wir „können jetzt wohl auf die Hauptsache kommen, auf die geschäftlichen Dinge."

Gerstenbeck warf ihm einen Blick zu, als wollte er sagen: „Hüte Dich, das anzurühren!"

Aber der Pächter ließ sich nicht einschüchtern. „Sehen Sie, Herr Baron, ich komme mir auch nur wie ein Delinquent vor, dessen Tage hier vielleicht schon gezählt sind. Darum paßt mir der grüne Frack recht gut. Sie werden erwarten", setzte er etwas ernster hinzu, „daß ich mich vor Ihnen verantworten soll, weil ich Ihren Forderungen um Geldsendungen nicht entsprechen konnte."

„Ja freilich erwarte ich das."

„Sehen Sie, Herr Baron, viertausend Thaler jährlich Pacht — es ist eine unerschwingliche Summe in jetziger Zeit, und ich kann vor Gott nichts dafür, wenn ich bei Ihnen im Rückstand geblieben bin, denn der Zins für die Hypotheken bleibt doch

die Hauptsache — und auch darin sind wir im Rückstand seit mehreren Jahren. In diesem Sommer hofft' ich Alles aufzuräumen und richtig zu machen. Da hat uns der Dammbruch wieder in neue und schwere Kosten hereingebracht. Die Feldmäuse sind freilich dabei ersoffen, aber erst nachdem sie die ganze Wintersaat ruinirt hatten. Noch am meisten hofft ich von der vorjährigen Ernte. Wir hatten eine gute Anzahl Wispel zurückbehalten, aber das heurige gute Jahr und die Zufuhr aus Rußland hat die Preise gewaltig gedrückt. Freilich kann ich mich darüber kaum ärgern, im Gegentheil, — denn die armen Leute können auch mal schnaufen, und thun sich leichter. Vom Viehstand will ich gar nicht reden, denn die Seuche hat Andere auch getroffen, und wenn wir zweihundert Hammel verloren haben, sind wir noch gut dabei weggekommen, obschon wir es empfindlicher spüren als Andere. Aber das Schlimmste war die plötzliche Mobilmachung der Armee, die nun auch wieder umsonst ist. Die meisten Pferde haben wir an die Remonte abgeben müssen, und so ist eine Menge Arbeit ganz ungethan geblieben, weil wir keine Arbeitskräfte hatten, ja es ist eine traurige Zeit, Herr Baron."

„Zum Henker, aber warum schriebet Ihr mir nichts davon?"

„Wozu, Herr Baron. Sie hätten es doch nicht geglaubt, oder für Ausflüchte angesehen. Sie haben auch wohl Anderes zu thun gehabt, als an das arme Gerstenbeck zu denken. Mündlich macht sich das Alles besser, und der liebe Gott hat oft Wege genug, um über das Ungemach wegzuhelfen."

„Also was meint Ihr, Zaungruber?"

„Was ich meine, Herr Baron — hm! hm", sagte der

vorsichtige alte Mann — „nachdem ich Ihnen gesagt, wie es steht, möchte ich wohl zuvor wissen, was Sie meinen, Herr Baron? Vielleicht haben der Baron selbst schon irgend einen Ausweg gefunden."

„Was ich meine, ist bald gesagt, Zaungruber. Ich brauche zweitausend Thaler auf der Stelle. Wenn Ihr schlecht gewirthschaftet habt, muß ich mich nach einem neuen Pächter umsehen."

„Zweitausend — großer Gott — das kann ich nicht. Zurückgelegt haben wir gar nichts, und neue Hypotheken können wir nicht aufnehmen, Herr Baron, das wissen Sie am Besten, hätt' ich das Zutrauen nicht von den Gläubigern, so säß' uns das Messer längst an der Kehle. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Baron. Im nächsten Jahr läuft mein Pachtcontract ab. Wenn Sie ihn erneuern wollen, hoffe ich alles wett zu machen. In Döberitz drüben wird eine große Zuckerfabrik gebaut, und ich hab' vor, alle Felder für's nächste Jahr mit Zuckerrüben zu bestellen. Das reißt uns für den Anfang heraus!"

„Lauter Flausen, alter Zaungruber — lauft nur drauf hieaus: auf ein Paar Jahre krumm liegen, geht nicht an, alter Schwede! bin nicht gewohnt, Schmalhans zum Koch zu haben. Gerstenbeck kann sich nicht lumpen lassen. Denkt was Anderes aus, oder blast zum Ausrücken!"

„Nun denn mag Gott uns weiter helfen," sagte der Pachter, indem er aufstand und das Fenster öffnete, gleichsam als wär ihm die Luft zu schwül und der Raum zu eng im Zimmer.

„Dableiben, dreitausend!" rief jetzt der Baron, und indem er sich von Neuem das Glas füllte, und dem Pächter eine Cigarre anbot, sagte er mit verändertem Tone:

„Noch etwas im Vertrauen, Zaungruber, Mensch mit Ideen, will Euch auch eine Idee sagen. — Wären wohl noch andere Aussichten da — Veränderung des Standes, he was meint Ihr? — Manchen dummen Streich gemacht in meinem Leben, aber einen Geniestreich noch nicht; giebt viele Fehler auszubessern, Schaden auszuflicken, moralische Bruchbandage u. s. w. — Zaungruber, was sagt Ihr — he? — eine zweite Frau nehmen — das ist meine Idee!" und als wollte er jeden Einwand abschneiden, fügte er mit geflügelten Worten hinzu: — „Einmal ist keinmal — besten Menschen können sich irren, Gott hab sie selig, längst Gras gewachsen drüber — aber so fortleben wieder, alt werden, Einfaulen als Garçon, tolle Unnatur, Hundspeitsche auf alte Junggesellen — Affen in die Hölle schleppen müssen, wie Göthe sagt oder ein Anderer. Aber neue junge Frau, Familienleben, häuslicher Herd, gemüthliches Sparsystem, rührendes Stillleben am Kamin, kleinste Hütte, liebend Paar, zwei Herzen und ein Gedanke — oft beschrieben von Literaten und Federfuchsern. — Stoßt an Zaungruber!"

„Gratulire, gratulire von Herzen!" sagte der Pächter, zwar etwas erleichtert, aber doch zugleich von der unerwarteten Wendung verwirrt, obschon er damit seine erste Vermuthung bestätigt sah, daß der Baron sich in der Stadt mit einem reichen Fräulein verlobt haben müsse. „Hab' es ja immer gesagt," setzte er hinzu, „eine Frauenhand fehlt, d'rum war kein Segen dabei — nun Gott sei Dank, wenn es Das ist — wird wahrscheinlich eine reiche Dame sein, von altem Adel — gratulire, gratulire. — Nun kann Alles noch gut werden!"

Gerstenbeck trank wiederholt, als müsse er sich Muth machen; dann streckte er die Hände von sich, trommelte Generalmarsch auf dem Tische, sah den alten Pächter eine Weile mit gutmüthig schlauen, lustigen Fuchsblicken an, und sagte mit sanftesten Lachbrüllen: „Fräulein von altem Adel? — Dreitausend, alter Türke, merkst Du noch nichts? . ." Dann wieder ernst werdend: „Ja wohl — Unser Adel alt, uralt, keine Schande, hineinzuheirathen, Mädchen glücklich zu schätzen, das Gnade gefunden vor unsern Augen, Zaungruber stoßt an, alter Schwiegervater, meine Braut soll leben, vivat Florentine!"

Wie von dem Hufe eines ausschlagenden Rosses getroffen, sprang der Pächter auf.

„Herr Baron, ich bitte, meine Familie aus dem Spiel zu lassen, wenn Ihnen — der Wein geschmeckt hat. Sie können Ihre Leute schinden und aussaugen, dafür sind Sie der Herr, aber uns zum Besten haben in unserer eigenen Wohnung, das wollten wir uns ergebenst verbeten haben. Verstanden!"

„Sitzenbleiben — Hundspeitsche — Dreitausend Teufel!" schrie jetzt Gerstenbeck. „Ich bin nicht betrunken, alter Schwede. Mein vollster Ernst: ich Freiherr Aegidius, Emmeram, Kilian von Gerstenbeck halte an um die Hand von Demoiselle Florentine Zaungruber - will ein solider Mann, braver Ehegatte werden, und das Bischen zusammenhalten, was noch geblieben ist und so weiter! Schlag' ein, alter Zaunkönig; in Deiner Hand liegt jetzt mein Schicksal und — Dein eigenes!"

„Da wird doch wohl meine Tochter auch noch ein Wort d'reinzureden haben," sagte der Pächter; „morgen sprechen wir mehr davon, wenn noch etwas zu besprechen ist," stand

auf, ging hinaus, rief dem tauben Jobst zu, daß er seinen Herrn in's Schloß bringen solle, und bestieg den alten Schimmel, um auf die Felder hinauszureiten und darüber nachzudenken, ob es ein Glück oder Unglück sei, eine schöne Tochter zu besitzen. So löste sich das scheinbare Gewitter in — scheinbaren Sonnenglanz auf.

Entschließungen.

Es war spät Abends am selben Tage, als eine dunkle Gestalt vom Kirchhofe des Ortes her zu dem Dorfe schritt. Poetischer freilich wäre es, könnte der Erzähler von „bleichem Mondenschein, von unheimlich rauschenden, uralten Linden, von singenden Nachtigallen in Fliederbüschen an zerfallenen Klostermauern nebst obligaten Geistererscheinungen" berichten. Leider ist uns diese poetische Licenz vom Magistrat der Wahrheit verweigert worden.

Der Gottesacker Gerstenbecks lag höchst unromantisch an der offenen Landstraße vor den letzten Bauernhütten fast ganz im freien Felde. Die Bäumchen und Büsche des Friedhofes waren noch jung, und die Stille desselben wurde nur zuweilen vom Wachtelschlag im hohen Kornfelde und von dem Klappern einer fernen Mühle unterbrochen, die von einem bescheidenen Arme des Stroms getrieben wurde. Dorther — vom Gottesacker kam eine jugendliche Mädchengestalt langsam geschritten. Es war Florentine, welche an dem Grabe der alten gnädigen Frau gebetet hatte, derselben,

die sie heut aus ihrem Bildniß so unablässig und so forschend mit ihren milden, treuen Augen ansah, derselben, die sie einst als Kind mit Perlen und Münzen beschenkt hatte. Zu ihrem Grabe war Florentine gegangen, gleichsam um sich bei den Todten Ruhe und Rath zu holen, was zu thun sei, denn die Lebenden ließen sie im Stiche. War sie nun wirklich entschlossen, den verhängnißvollen Schritt zu wagen? Wir können keine Antwort darauf geben.

Am Abend war ihr die Werbung des Barons mitgetheilt worden.

„Florchen", rief die Mutter, „Herzenskind, Alles liegt nun in Deiner Hand. Du kannst Deinen Vater lachen und weinen machen, kannst ihn von seinen Sorgen erlösen, und uns ein glückliches Alter verschaffen."

Florentine sah starr vor sich hin. Sie hatte nur ein Gefühl: der Entrüstung und des Abscheus. Nicht etwa, weil der Baron ihr persönlich „zuwider", und weil er sie an Jahren bedeutend übertraf. Im Gegentheil zeigt die Erfahrung, daß solche Ehen nur in seltenen Fällen unglücklicher ausschlagen, als wo es heißt: Jung gefreit ꝛc. Nein, weil ein anderes Bild dazwischen stand — ein Geheimniß, wovon, wie sie wähnte, Niemand wußte, als ihr Herz und der Himmel.

„Sei gescheidt, meine Tochter", begann die Mutter wieder — „ich will nicht sagen, es sei Deine kindliche Pflicht. Bewahre der Himmel, Du sollst Dich nicht zwingen, das wäre ja Sünde vor Gott und der Welt; aber Mädchen, hast Du denn keinen Begriff, was es heißt, eine gnädige Frau zu werden. Schloß und Garten, Grundstücke und Vermögen sein eigen zu nennen, und über Land und Leute zu commandiren. So eine gnädige Frau ist immer eine

kleine Fürstin. Keine Sorgen, keine Kümmerniß, keine Unruh', wo werd' ich morgen mein Haupt hinlegen, wo werd' ich mit Ehren alt werden und sterben. — Kind, Du weißt nicht, was das heißt, ruhig sein. I sag' Dir, es ist Dir an Deiner Wiege gesungen, daß Du was Großes werden sollst, und schau, daß die alte Gnädige Dich immer so lieb gehabt, Dich gehegt und geküßt und beschenkt hat, wie ihr eigen Kind, das ist mir immer ein besonderes Vorzeichen gewesen." —

Florentine vermochte nichts zu erwidern; sie seufzte und erhob sich, um zu Bett zu gehen. „Gute Nacht Mutter, — morgen sage ich Antwort."

Aber so leichten Kaufs ließ sie die Mutter nicht davon. „Uebereile Dich nicht mein Kind," setzte sie hinzu. „Du sollst Dir keine Gewalt anthun, aber bedenke noch Eines zum Schluß: Du bist jetzt zwanzig Jahre alt. Es hat noch Niemand um Dich gefreit, und wird auch Niemand nach Dir fragen, ich hoffe doch, daß meine vernünftige Flora sich die Alfanzerei mit dem jungen Menschen da aus dem Kopf geschlagen. Jetzt sind es fünf Jahr, und wer hat wieder etwas von sich hören lassen? Er nicht also hat der Vater ganz recht gehabt, daß er ihn zum Haus hinauswies. Doch wozu von der albernen Geschichte heut reden. — Du weißt es, Florentine, Dein Vater ist arm, ist ein Pächter, der morgen brodlos sein kann, Deine Brüder brauchen auch auf den Schulen. Hinterlassen können wir Euch nichts, und wenn einmal vier Augen geschlossen sind, so steht Ihr allein in der Welt, die Jugend ist vorüber, und Ihr müßt Euch wohl oder übel durchschlagen bei fremden Menschen. Das nimm' Dir Alles zu Herzen. Mit Dir sind wir glücklich, ohne Dich müssen wir von Haus und

Hof — Gott segne Dich, mein Kind, und erleuchte Dich, schlafe wohl". —

Damit hatte sie Florentinen an die Stubenthür begleitet, aber das Mädchen war nicht zur Ruhe gegangen, sondern zum Gottesacker, dessen Bäumchen und Blumenflor ihre Lieblingsschöpfung war. Sie allein pflegte die Gräber, die Hecken, die Büsche und Blumenstöcke, und dort war es, wo sie in allem Wirrsal des Gemüthes immer Ruhe gefunden und innere Sammlung. Auch heute war ihr, als sollte sie die Todten um Rath fragen, was sie thun solle.

Was sie solle, ach, das war wohl keine Frage mehr. Setzet einem jungen Gemüth solche Schrauben an die Seele, und fragt, was sie solle — ihre Eltern von Haus und Hof treiben — da war keine Wahl mehr.

Mit bitteren Thränen hatte Florentine am Grabe der Gnädigen sich gelobt — wenn es denn nicht anders sein könne, und wenn keine glückliche Wendung sie erlöse — das Kreuz auf sich zu nehmen, eine treue Tochter ihrer Eltern, eine liebevolle Mutter und Pflegerin der Armen, und eine würdige Hausfrau des Gutes zu sein — selbst wenn diese Aufopferung ihr Leben kürzen würde. Voll dieses Entschlusses, dessen Verwirklichung oder Vereitlung sie dem Himmel anheimgestellt, obschon die Wetterwolke dieser düsteren Entscheidung bereits über ihrem Haupte stand, trat sie ihren Heimweg an, der ein Stück auf der Landstraße, und dann zwischen Scheunen, Gräben und Gartenzäunen zum Gute führte.

Sie war nicht weit diesen ziemlich schmalen Fußweg gegangen, als sie zwei Gestalten in eifrigem, durchaus nicht leisen Gespräch vor sich hergehen sah. Obgleich es völlig dunkel war, und bei der sternlosen Nacht keine Gefahr zu

befürchten war, wagte sie doch nicht, diesen beiden Leuten vorzukommen, aus Besorgniß erkannt zu werden. So ward sie unfreiwillig Zeuge eines Gespräches zwischen der alten Frau Zipsin und dem alten tauben Jobst, deren Stimmen Florentine sofort erkannt hatte. –

„Jetzt wißt Ihr Alles", sagte Jobst, „ich gratulire, wenn's die Jungfer annimmt, oder das Fräule, wie sie sich schimpfen läßt."

„Ei, ei, ei, Herr Jobst, wie mich die Sach' schüttelt und rüttelt, es ist gar nicht zum sagen — zur gnädigen Frau will er sie machen, unser Tinchen, unser Florchen — gutes Gottchen, was ist das für eine wunderliche Welt geworden; es ist ein braves Mädchen, ein gutes Mädchen, ein liebes Fräulein, jammerschade, jammerschade um sie", sagte Frau Zipsin näselnd vor sich hin, aber plötzlich schrie sie den tauben Jobst an: „Wenn der Herr Baron nur nicht die Rechnung ohne Wirth gemacht haben, wie ich das Fräulein kenne, nimmt sie's gar nicht an, und bedankt sich für die Ehre — und wenn auch — ich sag', es kann kein Glück kommen aus einer zweiten Hochzeit, und wenn sie partout wollen, so bin ich noch da, und ich leid's nicht, daß es einen solchen Scandal gibt!" Dabei stand die alte Person still, und stemmte die Arme in die Hüften.

Der taube Jobst hatte nur die letzten Worte erfaßt, und hielt noch sein Ohr in der Hand, während er in den Bart brummte: „Aber Frau Zipsin, wie kommt Ihr mir denn vor, was scheert denn Euch eine zweite Hochzeit, habt Ihr etwa ältere Ansprüche, he?"

„Ach was, laßt Eure Spöttereien, alter Filou. Ich weiß, was ich will, und — ich meine nur, es ist gut, daß

die Jungfer Flordchen nicht Alles weiß, aber der Herr Pfarrer soll's wissen und das ganze Dorf."

„Ja mein Gott, was ist denn das für ein gefährliches Geheimniß, Frau Zipsin, habt ein Einseh'n, und sagt mir Alles. So ein halbes Geheimniß ist wie ein loser Fensterladen — das knarrt und ächzt die ganze Nacht."

„So? knarrt's und ächzet es vor Euch, so muß es Euren Herrn beißen und brennen sag' ich, wenn er daran denkt, was auf ihm lastet. Ihr seid jetzt erst fünfzehn Jahre im Dienst bei ihm, aber Ihr wißt nicht, daß der gnädige Herr eine Frau gehabt hat und einen Sohn, aber Niemand weiß, was aus Beiden geworden ist, und die Leute munkeln allerlei."

„So?" sagte Jobst mit offenem Munde, „sie munkeln allerlei, ja, was munkeln sie denn? ich hab' noch nichts gehört."

„Weil Er ein tauber Esel ist", schrie Frau Zipsin, „daß ich der Narr wär, mir den Mund zu verbrennen, ich sag nur so viel: die Frau ist verloren, die er nimmt — verloren ist sie jetzt und nachher, wenn der Sohn kommt, und ich leid' es einmal nicht, daß dem Sohn auch noch sein Erbe gestohlen wird. Nein, ich leid's nicht, und werde vor ihn hintreten und vor sie und vor den alten Zaungruber, und werd' meine Zunge brauchen, und Alles von der Leber herunter reden, was ich weiß, ja Das werd' ich, und Gott soll ihnen beistehen, wenn sie dann noch Hochzeit machen! Das sag' er seinem Herrn, Jobst, sag' er's ihm, zeig' er mich an, verrath er mich, mir ist's gerade recht; er soll noch lernen, was ein altes Achteck ist, wie er mich zu tituliren pflegt, der — der — der feine Herr von Gerstenbeck!" und indem sie ihre drohende Faust gegen das

Schloß hin erhob, verschwand sie zwischen den Gärten und Hecken, während der alte Jobst philosophische Wahrheiten in seinen Bart brummte, und sich bemühte, die vorausschreitende Sibylle, Namens Frau Zipsin, wieder einzuholen.

Endlich waren sie verschwunden, und Florentine, welche sich erschrocken hinter einem Mauervorsprung verborgen hatte, gewann Raum, um sich durch den Schloßgarten in ihre Wohnung zu flüchten. — Ihr Gesicht glühte, ihre Brust wogte, ihr Auge flammte von einem festen unwiderruflichen Entschluß. Kaum in ihrem Zimmer angelangt, zündete sie Licht an, öffnete ihr bescheidenes Schreibpult, und warf mit flüchtiger Hand einige Zeilen auf das Papier. Dem ersten Briefe folgte noch ein zweiter. — Mitternacht war längst vorüber, als sie die Adressen auf beide Briefe schrieb, und den einen derselben versiegelte.

Dann suchte sie aus ihrem Kleiderschranke eine Reisetasche hervor, — es war eine buntgestrickte mit weißen Schwänen und einem Lustschlosse am See, das sie dereinst so verheißend und phantastisch angelacht, als der Vater sie ihr vom Jahrmarkt zum Geschenk mitgebracht hatte. Nachdem sie die Tasche mit einigen Kleidern und nöthiger Wäsche gepackt, warf sie ihren Mantel um, setzte ihren Strohhut auf, und wartete bei offenem Fenster bis zur ersten Morgendämmerung. Was in dieser Zeit durch ihre Seele gegangen, wer kann es beschreiben, aber ihre Augen waren in der Morgenfrühe verweint anzusehen.

Kaum hörte Florentine den ersten Hahnenschrei, als sie ihre Reisetasche nahm, leise die Thür öffnete und in den Schloßgarten hinunterschlüpfte, wo sie noch eine Weile au und niederging, als wollte sie Abschied nehmen von jeder Blume, jedem Baum, jeder Laube, wo sie einst glückliche

Stunden verlebt. Eine Stunde darauf schritt sie rüstig auf der offenen Landstraße dahin, die mit Kirschbäumen besetzt war, und nach dem zwei Stunden entfernten Flecken Erlenhausen führte. Erlenhausen aber war keine unbedeutende Eisenbahnstation, und Florentine wußte, daß der Schnellzug dort um fünf Uhr früh eintraf, und einige Minuten hielt.

Die beiden Briefe, welche sie in der Nacht geschrieben, hatte sie auf dem Tische ihres Zimmers zurückgelassen. Der eine unversiegelte war an ihre Eltern gerichtet, und lautete:

„Mein theurer Vater, meine geliebte Mutter! Verzeihet Eurer unglücklichen Tochter, daß sie in ihrer Rathlosigkeit keinen andern Ausweg gefunden hat, als schnelle Entfernung. Nach Allem, was ich jetzt weiß, und worüber Euch Frau Z. den nächsten Aufschluß zu geben im Stande ist, kann ich unmöglich den Antrag des Herrn Barons annehmen. Freilich kann ich keine ganz klaren Gründe angeben, aber ich fürchte Unglück über seine Familie zu bringen und den Rechten Dritter, vielleicht noch lebender Personen, entgegenzutreten. Um aber durch meine Weigerung nicht neue Verlegenheiten zu bereiten, habe ich meinen eigenen Lebensweg gewählt, um mir mit Gottes Hülfe meine Zukunft zu sichern, das Fortkommen meiner Brüder zu erleichtern, und Euch geliebten Eltern die Sorgenlast nach eigenen schwachen Kräften tragen zu helfen. Wie ich nun nachträglich mittheilen muß, war ich schon seit längerer Zeit entschlossen, ein selbständiges Engagement zu suchen und stand bereits mit einer angesehenen Familie in Unterhandlung, die so weit gediehen war, daß nur mein letztes Jawort noch erforderlich ist. — Bereits gestern wollte ich diesen Schritt wagen, als der Baron ankam und die Verwirrung stiftete, die mich einige Stunden lang schwankend machte. Statt

nun meinen Entschluß, die Stelle anzunehmen, schriftlich zu melden, bin ich lieber gleich selbst abgereist, und werde Euch schreiben, sobald ich an meinem Bestimmungsort angekommen bin. Es ist die Familie Falconi in C. Zürnet Eurer Tochter nicht, daß sie trotz ihrer kindlichen Liebe und Treue keinen andern Weg fand, die Verwirrung zu lösen. Der Baron hat vielleicht doch ein besseres Herz, als ich fürchte, und wird Dich, lieber Vater, schon seines eigenen Interesses halber schonen müssen. Ich habe in der Absicht, jedes Mißverständniß zu vermeiden, selbst einige Zeilen an den Baron geschrieben. Hoffet und vertrauet, es wird Alles noch gut werden. Lebet wohl und segnet Eure Tochter."

Der zweite Brief war, wie angedeutet, an den Baron selbst. — Florentine beschwor ihn darin mit den dringendsten Gründen, von dem Gedanken ihres Besitzes zurückzutreten, denn sie fühlte sich nicht stark genug, ihm ohne wahrhafte Zuneigung anzugehören. Zugleich beschwor sie ihn, ihre Weigerung ihren armen Eltern nicht entgelten zu lassen. Leider sollte dieser wohlmeinende Brief nicht den gewünschten Zweck erreichen. Der Baron, wild über den „ihm gespielten Streich", kam in einen heftigen Wortwechsel mit seinem Pächter, und die Folge war, daß Zaungruber selbst ihm bis zum nächsten Frühjahr den Pachtcontract kündigte. Die Einzige, welche über diese Wendung der Dinge triumphirte, war Frau Zipsin, aber wir wissen nicht, ob sie den Pächtersleuten reinen Wein enischenkte über die Familiengeheimnisse, die sie wußte und die sie nicht wußte.

So war Florentine von der Heimath geschieden, und hatte ihrem Vaterhause Lebewohl gesagt auf immer.

Die Gouvernante.

Inzwischen waren einige Monate vergangen.

Florentine war nun definitiv bei Frau von Falconi in C. eingetreten und bekleidete das Amt einer Gouvernante, Gesellschafterin und Beschließerin.

„Gouvernante — Gesellschafterin“ — kennt ihr die Lage solcher armen Geschöpfe, äußerlich oft so vortheilhaft, so glänzend und beneidet, doch nur in seltenen Fällen erträglich und zum Glücke führend.

Ueberblickt die Zahl Derer, die aus Pflichtgefühl oder aus einem gewissen Heroismus zu jener Werbetrommel der Dienenden geschworen. Die Einen sind schön, aber arm und haben die Hoffnung einer Heirath aufgegeben; sie treten ein, um ihr „Brod zu suchen“ und lästigen Verhältnissen zu entkommen; die anderen sind weniger anmuthig als gelehrt, denn sie sind von jugendauf zu diesem Beruf herangebildet worden. Der Vater zählte die Häupter seiner Lieben und erwog ihre Zukunft. „Die älteste Tochter ist schön, vielleicht wird sie eine gute Partie machen — die zweite aber — von der Natur etwas in den Schatten gestellt, hat keine Chancen, sie muß sich selbst forthelfen und soll Lehrerin werden.“ — Nach solchem Beschluß ward sie sorgfältiger erzogen, erhielt Unterricht in allen neueren Sprachen, Musik, Literatur u. s. w. In England wird das theuer bezahlt, und vielleicht findet sich ein vornehmes Haus mit gleichen Ansprüchen auch in Deutschland. — Das sind die beiden Hauptclassen. Daneben sind aber noch manche andere Fälle möglich. Es gibt Töchter, die aus

guten, plötzlich ruinirten Familien stammend, unerwartet in der Nothwendigkeit sind, für sich sorgen zu müssen. Es gibt Damen, welche unverheirathet blieben, weil sie ohne Neigung zur Vermählung waren oder allzuhohe Ansprüche machten. Eines Tages aber waren die goldenen Träume der Jugend vorüber, und — nur um der Einsamkeit zu entfliehen und im Strudel der Thätigkeit eine unterhaltende Lebensaufgabe zu finden, suchten sie eine Stelle.

Verschieden mögen die Gründe sein, aber Hoffnungen haben Alle entsagen müssen. Der Schimmer der Resignation, der leise Zug eines verfehlten Lebens liegt meist auf ihren Stirnen; ja, eines verfehlten Lebens, denn die Liebe und die Familie bleiben der natürliche Beruf der Frauen, und Diejenigen, die darauf verzichten wollten oder mußten, sie gleichen — auch ohne Ordenskleid, weltlichen Nonnen, weiblichen Abbés!

Indeß bietet die Lage einer solchen „weltlichen Nonne“ manchen Ersatz. Zwar zählen die Gouvernanten in vielen vornehmen Häusern zur Dienerschaft; sie müssen sich manches Herbe sagen lassen, ohne darauf antworten zu dürfen, sie machen die Familienfeste, Reisen und Ausflüge mit, aber es bleibt eine Scheidewand zwischen ihnen und der Herrschaft aufgerichtet; sie besuchen die Concerte, die Theater und Gesellschaften, spielen vielleicht sogar die Geistreiche und Liebenswürdige, aber alles das wird ihnen nicht angerechnet, denn sie werden ja dafür honorirt. Nur selten gelingt es ihnen, durch Klugheit, wahren Herzensadel und glückliche Umstände, bisweilen auch durch List und Intrigue sich Macht und Einfluß zu verschaffen, sich die Dienerschaft botmäßig, die Herrschaft abhängig, die Zöglinge unzertrennlich zu machen und allverehrt und unentbehrlich das ganze

Haus an unsichtbaren Fäden zu beherrschen, und bisweilen sogar unerwartet zum Schluß eine glänzende Partie zu machen. Aber solche Fälle sind sehr selten, in der Regel ist ihr Loos kein so glückliches. Den Meisten gehen die Jugendjahre ereignißlos vorüber, und sie enden als Lehrerin in einem Institut oder als alte Gesellschaftsdämchen bei noch älteren Matronen, die hübscheren heirathen manchmal den Hofmeister, den Clavierlehrer oder einen Bekannten des Hauses. Einige aber, die Gefährlichsten, müssen nach einer Liebesaventure mit dem alten oder jungen Herrn plötzlich das Haus verlassen, um dann die abschüssige Laufbahn der Abenteuerinnen zu beginnen. Sei es, wie es immer sei — eine Art von Romantik, ein Schein des Interessanten wird immer den Gouvernanten bleiben, so lange sie jung, schön und liebenswürdig sind, des Elegischen und Gemüthlichen, wenn sie die Linie passirt haben.

Florentine war nun auch Gouvernante und Gesellschafterin, bei Frau von Falconi geworden.

Es waren höchst eigenthümliche Verhältnisse, in welche sie eintrat, denn die Familie Falconi befand sich in einer ungewöhnlichen und seltsamen Lage. Der alte Florian Falconi war in seiner Jugend ein unternehmender, robuster, vollsaftiger Mann gewesen. Er hatte klein angefangen, aber es ging rasch in die Höhe. Man sagte, daß er sich jenen dänischen Grafen und Kaufmann zum Vorbild genommen, der den Grund seines Reichthums mit einer höchst scharfsinnigen Speculation legte. Als er erfuhr, daß der Papst sterben würde, ließ er sofort alles Wachs in Südrußland und Ungarn aufkaufen und beherrschte dadurch den Markt, als bei der neuen Papstwahl und den darauf folgenden großen Kirchenfesten die Nachfrage stark wurde.

Mit ähnlichen Unternehmungen war Falconi ein großer Mann geworden, und wenn Scheve seinen Schädel untersucht hätte, würde er den „Sinn für Neues" stark entwickelt gefunden haben. Sein erstes bedeutendes Unternehmen war eine großartige Wasserleitung, welche die zahlreichen größeren und kleineren Brunnen der ganzen Stadt und die meisten Privathäuser bis in das fünfte Stockwerk hinauf mit frischem Wasser versah. Seit diesem Riesenunternehmen, für dessen Verdienst ihn der Fürst des Landes in den Adelsstand erhoben, hatte er nach und nach die ganze Industrie der Residenz und ihrer Umgegend an sich gebracht. Ihm und seinem Hause gehörte schließlich ein weitläufiges Bad, in dem das Naturheilverfahren angewendet wurde, beträchtliche Steinbrüche, ein ausgedehntes Alaunwerk und endlich eine bedeutende Maschinenfabrik, verbunden mit Ziegeleien, umfangreichen Torfstichen und Sägmühlen; nicht zu erwähnen hier die Verdienste, welche er sich um die öffentlichen Anlagen der Residenz erworben hatte. Kurz, er herrschte wie ein kleiner Fürst in diesem technischen Gebiet und wenn er nicht auch noch eine große Champagnerfabrik, eine Discontobank und ein allgemeines Krankenhaus gründete, so geschah es nur darum nicht, weil eben die Bäume nicht in den Himmel wachsen sollen.

Aber trotz aller dieser glänzenden Thaten war Falconi — wie es meist solche Charaktere sind, weder ruhig, noch zufrieden. Die Erweiterung seiner Alaunwerke durch die mögliche Auffindung neuer Alaunlager — ferner die Errichtung eines Vereins zum Zweck einheimischen Kohlenbaus — beides wurde nach und nach bei ihm zur fixen Idee. Um jeden Preis mußte er Alaun und Kohlen finden, und er war aus verschiedenen Gründen über-

zeugt, daß man diese Naturprodukte in reichem Maße finden müsse, wenn man nur graben wolle. Mit Leichtigkeit brachte er eine Actiengesellschaft zusammen. Die Arbeiten wurden begonnen, und in kurzer Zeit schien sich bereits Erfolg zu zeigen; allein es war nur ein vorübergehender. Falconi's erster Geschäftsführer galt als einen der „tüchtigsten, ihm treuergebensten Leute," wenigstens hielt Falconi ihn dafür, und hörte nicht auf die Warnungen Derer, die ihn als einen verschmitzten, durchtriebenen Patron kennen wollten. Falconi baute fest auf ihn, wußte er doch so verständig über geognostische Fragen zu reden, so vorsichtig das Terrain zu prüfen, so energisch den Bohrer einzutreiben, die Schachte herzustellen und die Leute zu commandiren. Leider schien er zuletzt in ein permanentes Achselzucken zu verfallen, und besonders bestand er darauf, ein großes Hügelgebiet zu umgehen. Die Folge war: die ersten Spuren verschwanden wieder. Unsummen auf Unsummen wurden verschlungen. Die Actionäre wurden mißtrauisch, und endlich löste sich die Gesellschaft mit großen Verlusten auf. Falconi's Ruf hatte einen schweren Stoß, sein Vermögen eine bedeutende Einbuße erlitten.

Auch nicht besser ging es mit der Kohlengrube, welche Anfangs die reichste Ausbeute zu gewähren schien, allein eines Tages zeigten sich böse Wetter, giftige Schwaden, und die Arbeiter weigerten sich zu arbeiten, nachdem Einige betäubt worden waren. Die Grube mußte verkauft werden und kam in die Hand eines Unbekannten.

Einige Zeit darauf kam es zwischen ihm und seinem alten Geschäftsführer über die Erhöhung der Arbeitslöhne zu einem Wortwechsel, der damit endete, daß der Geschäftsführer ihm aufsagte, austrat und sofort um ein geringes Geld je-

nen großen, von ihm umgangenen Hügel kaufte. In aller Stille begann er jetzt die Arbeiten wieder, und siehe, es zeigte sich Alaun im Ueberfluß. Der alte Fuchs, der somit sein Spiel gewonnen, etablirte sofort ein eigenes Alaunwerk, das in Kurzem einen großartigen Aufschwung nahm. Diese List wurmte den trefflichen Falconi ungemein. Er durchschaute jetzt den Betrug seines Geschäftsführers, der absichtlich die Forschungen von jenem Hügel abgeleitet hatte. Die Aufwallung des Zornes zog ihm einen Schlaganfall zu, den er glücklicherweise in kurzer Zeit überwand.

Aber das war nicht Alles. Auch die Kohlengrube kam nach einiger Zeit wieder in Betrieb, die Schwaden blieben aus, und es ging ein Gerücht unter den Bergleuten, daß jene ersten „bösen Wetter" künstlich erzeugt worden seien, wenigstens behauptete Einer, daß man bei Nacht einen kleinen eisernen Ofen aus der Kohlengrube herausgeschafft habe. Wer beschreibt den Wuthausbruch Falconi's, als er erfuhr, daß der Besitzer seiner Kohlengrube ebenfalls sein alter Geschäftsführer sei, welcher gleichzeitig sogar eine Maschinenfabrik errichtete, und durch die namhaften Verbesserungen und neuen Ideen, die er dabei in's Leben treten ließ, und die ihm ermöglichten, zu bedeutend billigeren Preisen zu arbeiten, seinen früheren Herrn gänzlich zu ruiniren drohte. Falconi war außer sich, und beschloß seinen Gegner mit einem Prozeß zu vernichten, allein die Klage ward angeblich wegen mangelhafter Beweisgründe nicht angenommen; Falconi's Schlaganfall wiederholte sich, und am Tage darauf durchlief die Kunde von seinem Tode die Stadt.

Alle diese Ereignisse lagen bereits um ein halbes Jahr zurück. Frau v. Falconi stand mit ihren zwei jungen Töchtern allein, und sah dem Tage entgegen, an welchem über

die Hinterlassenschaft ihres Mannes Concurs verhängt werden sollte. Die Frau, welche Entschlossenheit besaß, sträubte sich dagegen auf's Aeußerste, ja sie scheute es nicht, sämmtliche Unternehmungen allein weiter fortzuführen, um wenigstens zu retten, was zu retten war. Und in der That griff sie die große Aufgabe geschickt genug an, allein bald zeigte sich, daß in der Verwaltung des Hausstandes eine große Lücke entstand. Wer sollte die Erziehung der Töchter überwachen, wer die Rechnungen führen, wer die Dienerschaft im Zaum halten. Frau v. Falconi hätte leicht einen Privatsecretär annehmen können, aber sie mißtraute den Männern, und namentlich den Fremden. Dies war die Ursache, weshalb sie sich durch die Zeitungen nach einem Frauenzimmer umgethan hatte, das in der Erziehung wie in der Haushaltung gleichmäßig erfahren sei.

Diesen „Platz" hatte Florentine angenommen, und bezeichnend genug war ihre Entree. Frau v. Falconi war eine majestätische Erscheinung mit welker Fülle und cholerisch nervösem Temperament. Zufällig hatte an jenem Tage ihr Todfeind der frühere Geschäftsführer, die Keckheit gehabt, ihr einen Besuch zu machen, um ihr einen neuen Verkauf anzutragen. Frau v. Falconi war in Gefahr einem Anfall von Krämpfen zu erliegen, als Florentine gemeldet wurde.

Das Mädchen hörte nichts als zwei Worte: „Hinaus, hinaus auf der Stelle! oder ich lasse Sie von meinen Leuten hinauswerfen!" Als sie eintrat, sah sie einen gebückten alten Mann, der sich mit äußerst demüthiger Miene und kriechender Haltung entfernte.

„Das war der Mörder meines Mannes! — Oh Sie kommen als mein rettender Engel, Fräulein!" rief Frau v. Falconi ihr entgegen, indem sie ihr mit stürmischer Heftig-

keit Willkommen bot — „Ach, ich will ja gar nichts, als meine Ruhe," fuhr sie fort — „meine Ruhe auf dieser Marterbank, o Gott — wie glücklich sind die Armen, denn sie haben keine Sorgen um Besitz und Verlust. — O Fräulein, wenn Sie mir Ruhe bringen, sollen Sie meine Tochter sein, und ich will Sie segnen!" Das waren wohl schöne Worte, aber die gute Frau wollte eben doch keine Ruhe. Ihre heißblütige Natur brauchte solche Aufregungen, auf die Gefahr hin in Zuckungen und Convulsionen zu verfallen.

Florentine wußte sich bald in Alles zu schicken; sie übernahm das häusliche Scepter, während Frau v. Falconi im Comtoir arbeitete oder auf ihren Besitzungen herumkutschirte — meist um echauffirt — „außer sich" und zorngeröthet wieder heimzukehren. Am Tische aßen außer den zwei jungen Töchtern noch der Badeverwalter, ein Inspektor des Alaunwerks, einige Bauführer und Techniker, die meisten gewöhnliche junge Leute — brav, ehrlich, schüchtern, ungeschlacht und wortkarg, kurz von keinem weiterem Interesse für unsere Erzählung, außer daß Florentine für die materielle Verpflegung dieser „Herren" zu sorgen hatte.

Daß ein solches Leben ein höchst buntes und bewegtes war, läßt sich wohl denken, aber wir wüßten kein Mittel, einen Blick in das Seelenleben Florentinens zu werfen, als indem wir einige ihrer Briefe an eine Freundin aus jener Zeit durchblättern, und uns einige Stellen daraus notiren:

— „Du fragst, ob ich glücklich bin, theure Elise; ja, wenn es ein Glück ist, in den Wogen eines aufregenden Lebens, einer betäubenden Thätigkeit sich zu vergessen, so bin ich es. Und doch ist es, als wenn ich den Sinn dieser

großen Aufgabe noch nicht gefunden, als wenn ich wohl etwas Bedeutendes — Wichtiges, Entscheidendes leisten könnte und sollte, aber es ist eben wie jenes Bergwerk mit giftigen Dünsten. — Man wird betäubt, eh' man das Ziel gefunden hat." —

— „Seltsame Lage, so allein in der Welt zu stehen, zu befehlen, zu leiten, zu sorgen und zu schaffen, und keiner dieser Menschen geht mich etwas an, sie sind mir so fremd wie Schachfiguren, die man wieder in die Schachtel packt, wenn die Parthie zu Ende ist."

— „Kann es denn so entsetzliche Menschen geben. — Gestern war wieder dieser Unhold da, der alte Kampke, der frühere Geschäftsführer, der Mörder ihres Mannes, wie Frau Falconi sagt. Ich muß gestehen, ich konnte nicht daran glauben, er sprach mit den Kindern vor dem Hause so freundlich, und beschenkte sie, ich saß auf dem Altan hinter den Blumen und Gummibäumen verborgen. Und dennoch schlug er mit seinem Stock ein Schwalbennest herab, das in unserem Hausflur ist, und stieß Drohungen aus, als die Falconi ihn abweisen ließ. Wie wenig verstehe ich von diesen Menschen, von dieser Welt." —

— „Du berührst in Deinem Briefe Dinge, Elise, die abgeschlossen sind für immer. — Jener eine Tag, jenes eine Erntefest, ach könnte ich das aus meinem Leben herausstreichen — muß man so namenlos glücklich sein, um so namenlos elend zu werden. Entsagung ist mein Lebensloos; ich habe mich längst ergeben, bitte komme darauf niemals wieder zurück. Wenn du mich lieb hast, so berühre diese Dinge nicht mehr."

— „Ja, es ist wahr, von den Töchtern hab' ich Dir noch nichts gesagt, und könnte Bogen damit ausfüllen. Wir musiciren und zeichnen zusammen, treiben ein wenig Sprachen, die ich halb vergessen, und weibliche Arbeiten. Es sind liebe Geschöpfe, die Anna und die Emmy, höchst talentvoll, erfinderisch und vom besten Herzen, ihr Vater muß ein herrlicher Mann gewesen sein, denn sie sind, wie mir scheint, nach ihm geartet. Und wie hängen sie an mir, mit einer Schwärmerei und Leidenschaft, daß mir manchmal die Thränen in die Augen treten. Die holden Geschöpfe. Wie golden und blau liegt die Zukunft vor ihnen, und was wird sie ihnen bringen, den ahnungslosen!" —

— „Lesen" — liebe Elise? — o nein, ich danke für Deinen Rath. Du empfiehlst mir Dorfgeschichten, lieber Himmel, mein ganzes bisheriges Leben war selbst nichts anderes, als eine langweilige Dorfgeschichte, und gerade deshalb hab' ich diese Art von Büchern nie leiden mögen. Es ist Alles so unwahr, so künstlich, denn die Leute in den Städten sind ganz dieselben, wenn man sie genau ansieht — warum sollen sie weniger natürlicher sein, als unsere Stalldirnen, Pfarrerstöchter und gnädigen Fräulein auf so und so. — Hier in der Stadt aber handelt es sich um ganz andere Dinge, und ich fange an, Achtung zu bekommen vor den Leuten, die diese Bauten errichten, diese Maschinen erfinden, diese großen Unternehmungen beherrschen — doch lache mich nur aus — was geht das Alles ein Mädchen an." —

— „Von meinem Vater traurige Nachrichten. Mit nächstem Frühling muß er Gerstenbeck verlassen, das liebe,

theuere Gerstenbeck. Was nun beginnen. — Alle seine Versuche, eine neue Stelle zu finden, haben sich zerschlagen. Du glaubst nicht, wie unglücklich ich darüber bin. Manchmal mache ich mir doch geheime Vorwürfe. Ich hätte ihn retten können, wenn ich mich — geopfert hätte, und nun helfe ich ihn mit in den Abgrund stoßen. Nein, nein, tröste mich nicht, ich weiß, was ein Kind seinen Eltern schuldig ist, und doch — wenn es noch einmal so käme — müßte ich nicht ebenso handeln? Wo ist ein Ausweg aus diesem Labyrinth?"

Florentine sollte bald ihre Erfahrungen vervollständigen. Es war eines Abends im Spätherbste, als die Stürme das welke Laub in den Gartenwegen fegten, und die kurzen Tage, die bleichen Nebel kamen — da war es, als Frau v. Falconi in das trauliche Familienzimmer trat, das von einer dämmernden Lampe erhellt, und zum ersten Male geheizt war.

„Ach liebes Fräulein," sagte sie sorgenvoll nach einer Weile, „unser Haus kommt mir vor wie ein unheilbarer Kranker. Man versucht allerlei, aber wenn einmal das Blut krank ist, helfen alle Mittel nur zum Untergang. Mir gehen manchmal die Gedanken durch, Alles, was ich thue, ist nur Flickwerk; ist das eine Loch gestopft, geht eine andere Nath auf. Endlich geb' ich das Spiel verloren!"

„Aber was ist denn geschehen, gnädige Frau?"

„Sehen Sie, da ist wieder eine neue Vorladung. Man hat mich bei den Gerichten verleumdet als eine Verschwenderin, die einen Curator haben muß. Da lesen Sie — sie schreiben: sie könnten mein Treiben nicht länger mehr ansehen. Ich müßte einen Vormund, einen Verwalter des

Vermögens aufstellen, und wenn ich mich noch länger weigerte, so würde man mir die Sache aus den Händen nehmen im Interesse der Kinder. — Was soll ich thun?"

„Aber lassen sich denn die Behörden nicht aufklären über die Falschheit jener Verleumdungen?"

„Ach liebes Kind. Sie kennen die Menschen nicht. Zwei oder Drei sind es, die dabei zu entscheiden haben, und bei ihnen gelt ich nichts, gilt nur jener Schreckliche, jener Mörder meines Mannes. Wir sind in ihren Augen die Schwindler und Verschwender, die Zersplitterer und schlechten Wirthschafter, ach Florentine, Sie werden sehen, das wird noch mein Grab!" —

Florentine versuchte noch einige Worte der Tröstung. Besonders schien es ihr räthselhaft, warum die gnädige Frau so entschieden gegen einen Vormund sei — ein Abkommen, das ja für alle Theile bequemer sein mußte.

„Das verstehen Sie nicht, Fräulein", fuhr die Frau auf. „Einen Vormund — wissen Sie, was das heißt, sich abhängig machen? Und wenn ich das auch wollte, aber es weiß Niemand Bescheid über das Einzelne in der großen Verwirrung, als ich und noch Einer in der Welt — und dieser Eine — sehen Sie, dieser Eine von allen Menschen, der mir zu helfen im Stande wäre, weil er ebenso seit Jahren eingeweiht war — dieser Eine ist wieder mein Todfeind. Nein, nein, ich versuch's noch einmal zu widerstehen, wir wollen sehen, ob sie's wagen, mit Gewalt in mein Haus zu dringen, meine mütterlichen Rechte anzutasten, und die Geheimnisse des Hauses auf den Markt hinauszuziehen!"

„Geheimnisse, Frau v. Falconi, das ist etwas Anderes. Nun begreife ich."

„Was begreifen Sie? — nichts begreifen Sie. Was hab' ich denn gesagt von Geheimnissen, daß ich nicht wüßte; aber das begreifen Sie, daß es gewisse Punkte in der Verwaltung, in der Verwendung und so weiter gibt — Punkte, die man einem Fremden nicht aufdecken mag, ehrenhalber. Ich will meinem seligen Mann nichts Uebles nachsagen, aber für Manches, wie er es betrieb, für Summen, wie er sie verwendete: — dafür genügen vier Augen, besonders wo es Wohlthaten waren, deren Empfänger dann in die Oeffentlichkeit kämen — ich will darüber nichts weiter sagen, aber Niemand soll mir über meine Schwelle — und wenn es mein Tod wäre! — Ach, ich bin eine unglückliche Frau, und Sie werden es erleben, jener Mörder setzt alle Mittel in Bewegung, uns ganz zu verderben," und schluchzend begann die heftig erregte Frau vor dem jungen Mädchen zu weinen.

Florentine schwieg eine lange Zeit, in Nachdenken verloren. Plötzlich stand sie auf, und sagte: „Gnädige Frau — ich helfe Ihnen, ich schaffe Ihnen einen Vormund, ich schaffe Ihnen Ruhe."

„Was wollen Sie denn thun, Florentine?"

„Bitte, bitte, gnädige Frau, lassen Sie das mein Werk allein sein. Sie werden Alles erfahren, vielleicht morgen schon. Für heute bitte ich nur, mich einen Blick in Ihre Bücher werfen zu lassen — doch auch das braucht es nicht; ich glaube schon genug instruirt zu sein. Fassen Sie Muth und Vertrauen, gnädige Frau. Wenn Gott meiner Zunge Gewalt gibt, so helfe ich Ihnen. Gute Nacht — gute Nacht!"

Im Feindeslager.

Seltsame Aufgabe für ein junges und eigentlich unerfahrenes Mädchen, für eine fremde Familie und unter so drohenden verwickelten Umständen einen Vormund aus dem Nichts herbeizuzaubern: — noch seltsamer darf die Absicht erscheinen: — einem „Monstrum" gegenüberzutreten, dem es auf Dolch und Feuer, Gift und Gold nicht ankam, Andere zu ruiniren, wenn man der Frau v. Falconi Glauben schenken durfte. Indeß, junge Mädchen haben ja schon Tiger gezähmt, und Florentine sah sich plötzlich jener großen entscheidenden Aufgabe gegenüber, die sie so lange vergeblich ersehnt hatte.

Es ist vielleicht ein kühnes Wagstück, die Verruchtheit zu lähmen, indem man sie ignorirt, und plötzlich an ihre Großmuth appellirt, — eine Großmuth, die freilich nicht existirt; aber dennoch kann das Wagniß glücken, denn es ist eine alte Wahrheit, daß auch der verworfenste Mensch noch den Ehrgeiz besitzt, gut und edel zu erscheinen, vor Allem der Heuchler; und es ist nicht unnatürlich, daß er eine solche plötzliche Gelegenheit auszubeuten sucht, auf die Gefahr hin — wirklich ein gutes Werk zu thun und den eigenen bisherigen Interessen in einer Weise entgegenzuhandeln, welche von der Reue nicht mehr unterschieden werden kann. Wir wissen nicht, wie ein junges Mädchen auf den Gedanken eines solchen psychologischen Schachzuges kam, wenn nicht durch den Instinkt ihres Herzens und durch ihre

Neigung zu kühnem und entschiedenem Handeln. Im schlimmsten Falle war ja nichts verloren.

Am andern Tage stand sie im Schreibzimmer des alten Kampke, jenes früheren Geschäftsführers des verstorbenen Falconi.

Sie fand den alten, kleinen dicken Mann mit schwarzem Sammetkäppchen über einen Kasten von Alaunkrystallen gebeugt, die er ordnete. Es war ein höchst ärmliches Zimmer, kokettirend mit seiner Einfachheit. Der Fußboden war mit ordinären Teppichen belegt, ein Crucifix hing über dem Jahreskalender, und die blaßgrünen Wände schmückten außerdem Ansichten berühmter Kirchen, wie z. B. des Kölner Domes in seiner Vollendung, architektonische Zeichnungen, Aufrisse und Grundrisse nebst den Statuten eines frommen Vereins unter Glas und Rahmen. Unter der kleinen Bibliothek auf dem breiten mit Papieren beladenen Schreibtische stachen vor Allen die Bände des allgemeinen Landrechtes und der Prozeßordnung in's Auge.

Das grünliche bartlose Gesicht des alten Herrn, der seine blaue Brille über die Stirn gerückt hatte, glich mit den vorquellenden Augen und den buschigen Augenbrauen täuschend einem Heuschreckenkopf, wenigstens in der Carricatur, und man suchte unwillkürlich nach den langen Tastern oder Fühlfäden an der zurücktretenden Stirn. — Das war der gefährliche Mann, dem Florentine jetzt gegenüber stand; obwohl sie sich Alles wohl überlegt hatte, befiel sie nun doch ein eigenthümliches Bangen. Ihr Gespräch mit ihm dauerte über eine volle Stunde, und ohne in die Einzelnheiten desselben einzugehen, können wir es nur nach den Hauptpunkten berühren, wie es später Florentine selbst aus der Erinnerung zu erzählen pflegte.

„Was steht Ihnen zu Diensten, meine Dame?“ begann der alte Herr mit süßlichem Tone, nachdem er seine Glotzaugen wieder mit der blauen Brille bewaffnet hatte.

„Ich muß um Nachsicht bitten, Herr Kampke, wenn Ihnen der Besuch einer Unbekannten seltsam erscheinen sollte. Dennoch gibt mir Ihr bekannter christlicher Sinn den Muth, Ihnen eine Bitte vorzutragen.“

Der Alte, welcher in der Fremden eine terminirende Schauspielerin oder dergleichen vermuthete, rückte unmuthig an seinem Käppchen, und sagte: „Meine Dame, ich zahle jährlich meine Armensteuer.“

„O es ist nicht Das,“ unterbrach ihn rasch Florentine, „auch will ich Sie nicht mit langen Einleitungen ermüden, oder zu Mißverständnissen führen, sondern gleich zur Hauptsache kommen. Es lebt in der Nähe dieser Stadt eine Familie, welche durch den Verlust ihres Oberhauptes in unerwartete Bedrängniß gekommen — verstehen Sie wohl, ich meine nicht materielle Sorgen. Aber sie ist ohne Schutz, ohne Leitung, die nur von einem streng christlichen und geschäftserfahrenen Manne geführt werden kann.“ — Florentine hielt ein wenig inne, und sah in das forschende Gesicht des Alten. — „Auf vielfache Erkundigung nun sowohl bei den Geistlichen als bei den Behörden hat man uns an Sie gewiesen.“

„An mich, und zu welchem Zwecke?“

„Ob Sie nicht die Christenpflicht übernehmen wollen, Vormund dieser hilflosen Familie zu werden.“

Einen Moment lang schwieg der alte Kampke, und drehte an seiner Schnupftabaksdose, ohne sie jedoch zu öffnen.

„Hm, hm,“ ächzte er endlich hervor. „Sehr geehrt

durch das Vertrauen, aber da müßte man doch nähere Aufschlüsse haben.“ —

„Ich bin bereit, sie zu geben.“

„Sie sagen, es ist eine vermögende Familie.“

„Von bedeutenden Besitzungen.“

Wahrscheinlich viele Kinder?“

„O nein, nur zwei, und noch in zartem Alter, was mich betrifft, so bin ich Gouvernante in jenem Hause.“

„Liebes Fräulein,“ sagte jetzt der Alte äußerst artig, und bot ihr einen Platz auf dem uralten Canapee, „ich muß dennoch fürchten, man hat sich mit diesem Antrage einer gewissen Schwärmerei hingegeben, denn ich sehe noch keineswegs klar. Wahrscheinlich verschleppte Schulden, verwickelte Verwandtschaftsansprüche, gemischte Ehe, Stiefkinder — schwierige Testamentsbedingungen — irgend einen Haken scheint die Sache doch zu haben?“ —

„Die Sache ist sehr einfach, Herr Kampke, und ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen,“ begann jetzt Florentine, indem sie ihren Blick fest auf den alten Mann richtete. „Jene Familie, von der ich rede, ist — soviel ich weiß — durch die Arglist und den Betrug eines Menschen, auf den sie ihr ganzes Vertrauen setzte, in hilflose Lage gekommen, und es gilt zugleich den Sieg der guten Sache gegen das Raffinement unermüdlicher Verfolgung.“

„Aber warum beginnt man keinen Prozeß, wenn die Sachen so stehen?“ erwiederte der verschmitzte Alte, der von einer seltsamen Unruhe ergriffen wurde, und an seinem Beinkleid bürstete, als sähe er überall Flecken, und müsse sich in aller Eile reinigen.

„Weil das unnütz wäre, Herr Kampke — mit einem

Worte, es ist die Familie Falconi, deren Vormund Sie werden sollen — ja gerade Sie!"

Kampke, der eine Wanderung durch das Zimmer begonnen, als suche er eine Stecknadel, stand, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, still. Dann faltete er die Hände und sagte mit süßer Stimme des Selbstbedauerns, wozu jedoch der lauernde Blick übel paßte.

„Wer sind Sie, meine verehrte Dame, einen armen Mann auf so unerhörte Weise zum Besten zu haben?"

„Das thut nichts zur Sache, Herr Kampke. Suchen Sie nicht auszuweichen, sondern nehmen Sie meine Worte für den vollsten Ernst; ich sagte Ihnen schon im Voraus, daß Ihnen dieser Besuch seltsam erscheinen würde."

„Unerhört — unerhört. Wie kann eine Frau, die mich armen Sünder mit den schmachvollsten Verleumdungen zu vernichten sucht — sich nicht entblödet, mich den Mörder ihres Mannes zu nennen, die alle Hebel in Bewegung setzt, mich unglücklich zu machen — wie kann eine solche Frau mir den Schimpf — ich wollte sagen, die Ehre anthun, dieses Anerbieten zu machen, ich verstehe nichts davon;" — und während er dies mit weinerlichem Tone sagte, schienen die Heuschreckenaugen das junge Mädchen durchbohren zu wollen. Gleichwohl ertrug Florentine den Blick und die Stimme des ergrimmten kleinen Mannes, und setzte mit gelassenem Tone hinzu:

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Kampke. Es ist ganz gleichgültig, wie Frau v. Falconi auf diesen Gedanken kam, aber fragen sie sich selbst, ob es nicht der einzige ehrenwerthe und auch vortheilhafte Ausweg für beide Theile ist. Gott allein kann entscheiden, wo die Schuld liegt, und ich maße mir keineswegs an, an Ihrem Gewissen rütteln zu wollen,

oder Ihr Zartgefühl zu verwunden. – Die Gerechten müssen ja allezeit am meisten tragen. — Aber, wenn Sie wirklich unschuldig sind — wenn Alles nur Verleumdung ist, was man sagt, nun was hindert dann Ihr Herz, eine Christenpflicht auszuüben, und durch Annahme dieser Vormundschaft der Welt zu beweisen, wie gut und ehrlich Sie es meinen. — Und wenn Sie schuldig waren, Herr Kampke, was hindert Sie, wenigstens an der Wittwe und an den Kindern wieder gut zu machen, was Sie an dem Vater derselben gesündigt haben." —

„Sie führen eine vermessene Sprache mein Fräulein!"

„O gäbe mir der Himmel Engelszungen, Ihnen zu sagen, daß für alle Vergehen — und wären sie unerreichbar dem Wissen und dem Gesetz der Menschen, endlich doch ein Tag der Sühne kommt, und daß die Hand, die anklagend aus einem Grabe ragt, den Schuldigen langsam, aber sicher hinabzieht — aber ich weiß wohl, daß mir eine solche Sprache nicht ziemt, Herr Kampke, doch ich wollte von Ihnen selber hören, was Sie abhalten kann, Ihrem Rufe als mildthätiger und frommgesinnter Christ untreu zu werden, falls Sie sich wirklich ganz schuldlos fühlen."

Kampke schlich wieder im Zimmer umher, den leinenen Kittel, welchen er aus Sparsamkeit trug, fest um sich geschlagen, und so energisch zusammenhaltend, als wäre es eine stählerne Rüstung, die ihn gegen die Pfeile jener Worte vertheidigen könnte.

„Ich will Ihnen noch einen Punkt zur Erwägung geben," begann Florentine wieder, als sie keine Antwort erhielt; „die Dinge stehen so, daß Frau v. Falconi sich auf Befehl des Gerichtes einen Vormund wählen muß. Gesetzt nun, es ist nicht Alles, wie es sein sollte, so könnte ein

Fremder wohl leicht einige Entdeckungen in den Büchern machen, die Frau v. Falconi entgangen sind, — einige Widersprüche, einige Aenderungen finden, so daß es wohl zu einer nachträglichen Untersuchung kommen könnte.“ —

Kampke zuckte unmerklich zusammen, er faßte sich rasch, und erwiederte trotzig: „Niemand wird in den Büchern etwas finden, darauf lasse ich es ankommen, ich weiß nicht, was Sie sich herausnehmen, meine Dame, und muß wünschen, dies Gespräch beendet zu sehen!“

Florentine merkte, daß Sie einen wunden Punkt berührt hatte, und muthig gemacht, versuchte sie einen letzten Trumpf, eine Finte, die ihr der Himmel verzeihen möge.

„Es ist doch die Frage“, setzte sie leise hinzu, fast schüchtern und erstaunt über ihren Einfall, „Sie selbst haben nicht alle Bücher gekannt, und es hat sich jetzt im Schreibpult des verstorbenen Falconi noch ein geheimes Controlbuch gefunden, das über manche Angelegenheit Ihrer Geschäftsführung möglicherweise vielleicht ein neues Licht verbreitet.“

Dies war, genau genommen, eine Unwahrheit, denn es hatte sich wohl ein Manual gefunden, aber von etwaigen Widersprüchen hatte Florentine darin nichts entdecken können, einfach, weil solche Untersuchungen weit über Ihren weiblichen Scharfblick hinauslagen. Sie sprach ihre Finte nur als kühne Vermuthung aus, aber gleichwohl traf dieser Pfeil sein Ziel in's Herz. Kampke sank auf dem Sopha zusammen, und Florentine änderte sofort ihren Ton.

„Fürchten Sie Nichts, Herr Kampke, Ihre Vortheile haben Sie errungen, lassen Sie sich daran genügen. Niemand soll und wird das Vergangene antasten, wenn Sie dagegen jene Christenpflicht gegen die Familie erfüllen wollen. Niemand wie Sie kennt den Zusammenhang der Fal=

coni'schen Unternehmungen, die Art ihrer Verwaltung und die Bestimmungen der Separatkontrakte mit den einzelnen Werkführern. Wenn Sie die Vormundschaft redlich führen, und aus dem Schiffbruch retten wollen, was zu retten ist, so wird die Familie Sie segnen, und der Verewigte wird Ihnen verzeihen, was Sie an ihm gethan haben. Lassen Sie mich nicht wieder so davon gehen!" —

„Fräulein," sagte nach einer Weile der alte Kampke, der noch schwerathmend auf den Kanapee saß, — „nehmen Sie Platz — ich bitte — Sie sind ein gewürfeltes Frauenzimmer — eine ganz durchtriebene Person, verzeihen Sie —; ich kann" — er sprach mühsam und kurzathmig — „ich kann heute noch keine bindende Antwort geben, auch wenn ich selbst Ihren Vorschlag annehmen wollte — aber die Wahrheit will ich Ihnen sagen, Ihnen, denn Sie sind eine resolute Natur, und später werden Sie mir vielleicht abbitten, so hart zu mir gesprochen zu haben. — Ich weiß recht gut Alles, was man mir nachsagt — ich sei der Mörder Falconi's, weil ich die Entdeckung des Alaun's am Achsenstein verheimlicht hätte, weil ich mehr Glück im Kohlenbau gehabt, nachdem er die Grube aufgegeben, — weil ich Verbesserungen in meiner Maschinenfabrik eingeführt, und ihn dadurch ruinirt hätte. — Das sagen die Leute. — Du lieber grundgütiger Gott, ich sollte mich eigentlich für die Ehre bedanken, die aus mir armen simplen Mann so einen Ausbund von Schlauheit, Verschlagenheit und Sachkenntniß macht. Ach mein Gott, wäre ich so klug, so gerieben, so erfahren, ich wäre viel weiter gekommen in meinem Leben, und niemals Geschäftsführer geblieben, das können Sie mir wohl glauben — aber — Ihnen will ich das Geheimniß sagen — ich bin es eigentlich gar nicht gewesen, der alle

diese Sachen durchgesetzt hat. Dazu muß man in heutiger Zeit mehr gelernt haben, Jugend und Muth haben, fremde Länder gesehen, ihre Kunststücke studirt haben — dazu ist der alte Kampke wahrhaftig der Mann nicht. Da sehen Sie hin," sagte er, indem er plötzlich durch das Fenster auf den Hof wies, wo ein junger Mann vom Pferde stieg, um sich in eines der Bureaus im Nebengebäude zu begeben. — „Das ist mein spiritus familiaris, das ist mein Genius, dem ich Alles danke. Ihnen sag' ich das, aber sonst Niemand weiter. Grüßen Sie mir Frau v. Falconi, morgen soll sie Antwort haben, und hoffentlich zufrieden sein. Gott befohlen, mein Fräulein, der Himmel segne Sie und beschütze Sie!" — Damit machte er eine devote Verbeugung, und noch eine zweite, und schlich durch das Nebenzimmer hinaus, um die Berichte des jungen Mannes — seines spiritus familiaris zu hören.

Florentine war mit einem unterdrückten Schrei aufgesprungen, als sie den jungen Mann sah; ihre Kniee bebten, ihre Hand zitterte, ihr Antlitz war blaß geworden, und jetzt loderte es, und leuchtete wie von himmlischen Flammen.

Hastig schlug sie den Schleier über ihr Gesicht, und trat — tiefbeschämt und in völliger Verwirrung ihren Heimweg an. Die kühne Rednerin, welche sich so muthvoll über die gewöhnlichen Grenzen der Weiblichkeit erhoben hatte, um hier wie ein Anwalt der Unschuld, wie ein herzenskundiger Advokat die Maske dem Schuldigen vom Gesicht zu reißen: diese kühne Heroine ward plötzlich, gleichsam zur Strafe ihrer Ueberhebung in die Weiblichkeit zurückgeschleudert. Sie verwünschte den Weg und die Idee, diesen Schritt gewagt zu haben, und um Alles in der Welt

hätte sie ihn rückgängig gemacht, aber nun war es zu spät, die Sache hatte ihren Lauf.

Noch am selben Abend trat Frau v. Falconi in das Zimmer Florentinens.

„Lesen Sie, welche merkwürdige Wendung. Kampke trägt sich selber zum Vormund meiner Kinder an, und in welchen seltsamen Ausdrücken von Reue, Verehrung und Zerknirschung, ich verstehe die Menschen nicht mehr. Was meinen Sie dazu?"

Florentine war zerstreut, und suchte nach staunenden Ausdrücken.

„O ich kann es mir wohl denken", setzte Frau v. Falconi hinzu. „Er muß von meiner Verlegenheit erfahren haben, und das Gewissen läßt ihm keine Ruhe. Er wünscht eine Aussöhnung, und will unserem Hause retten, was zu retten ist. Er soll ein frommer Mann geworden sein. Vielleicht ist er doch nicht der Heuchler, für den ich ihn immer gehalten habe. Was meinen Sie dazu Fräulein, soll man es annehmen?"

„Sie sind Herrin Ihrer Entschlüsse, aber es wäre doch mancherlei dabei zu bedenken. Wie, wenn er auf die Idee gerathen, um Sie ganz in seine Hand zu bekommen, um vollends zu ruiniren?

„O nein, das thut er nicht. Wenn einmal eine solche religiöse Umwandlung in ihm vorgegangen, so wird sie auch ächt sein; und wie willkommen mir ein solcher Ausweg ist, kann ich gar nicht sagen. Er allein kennt Alles, und mir wären alle Sorgen auf einmal vom Halse genommen."

„Aber wie ist diese Umwandlung bei Ihnen möglich? Noch gestern nannten Sie ihn den Mörder Ihres Gemahls, und heute? —"

„Liebes Kind, ich kenne die Menschen. Lieber wäre

ich zu Grunde gegangen, als selbst auf einen solchen Antrag zu kommen, aber seinerseits, und so freiwillig, hat das ein ganz anderes Gesicht. So sehr es mich überrascht, so tief hat es mich gerührt, und ich hab' ihm auch bereits geschrieben, daß ich es annehme!"

„Haben Sie!" fuhr erschreckt Florentine empor.

„Aber was ist Ihnen, Fräulein, ich finde Sie zerstreut und aufgeregt. Bitte lesen Sie nur erst seinen Brief. Morgen will er uns seinen Sohn schicken, um das Nähere mit uns festzustellen."

„Seinen Sohn?"

„Eigentlich seinen Pflegsohn. Es schwebt ein gewisses Dunkel über diesem Verhältniß, und ich erzähle Ihnen die Geschichte ein ander Mal. Er hat den jungen Mann auf die hohen Schulen geschickt, und nachher nach England und Frankreich um das Maschinenwesen aus dem Grunde zu studiren. — Aber meine Liebe, was haben Sie? Sie scheinen angegriffen und ernstlich leidend zu sein. Ich dispensire Sie sehr gerne von den heutigen Besorgungen. Gehen Sie früher zur Ruhe. Trinken Sie einen kräftigen Thee. Das Klima ist hier sehr unfreundlich, und der Spätherbst hat seine Tücken."

Fiebernd zwischen Frost und Glühen begab sich Florentine zur Ruhe. Wieder war eine Lebenswendung für sie im Anzuge, und wie es schien, eine entscheidende und längst gefürchtete. Morgen sollte „er" kommen. . . .

Erste Liebe.

Ein Mädchenherz — wo wäre eines, das nicht von einer stillen Liebe erzählen könnte, wenn es den Muth hätte, ganz offen zu sein. Dies Thema ist oder war ihre Lebensfrage überhaupt. Ein Mann der resigniren mußte, findet Ersatz in seinem Berufe, seiner Wissenschaft, seiner Kunst, im bunten Weltleben und in der Theilnahme an den großen Interessen seines Vaterlandes. Ein Weib, das resignirte — freiwillig oder gezwungen, es hat in der That den Schleier genommen, auch ohne in das Kloster einzutreten. Die heutige Zeit und besonders die großen Weltstädte, wo die Schwierigkeiten wachsen, eine Familie zu gründen, zählen viele solche Nonnen, oft noch jung, noch schön, noch lebensfreudig und begehrenswerth, nur ein leiser elegischer Zug des ganzen Wesens verräth jene heimliche Weihe; ja eine Weihe, denn eine ächte Frauennatur sucht nach keinem Ersatz, wenn sie einmal liebte und nicht glücklich war, wenn sie getäuscht wurde oder mit eigener Hand den Bau ihres Glückes unbedachtsam zerstörte. —

Auch Florentine gehörte zu Denen, die seit Jahren eine stille hoffnungslose Resignation im Herzen trugen.

Es war vor fünf Jahren, eben als sie zur Jungfrau herangeblüht war. Man feierte auf einem benachbarten Gute das Erntefest.

Da das „Herrenhaus" keinen so großen Saal besaß, als nothwendig war, so hatte man die Nebengebäude, welche

im Erdgeschoß Ställe und oben Fruchtböden enthielten, festlich mit Tannenkränzen und Birkenzweigen geschmückt. Dem feierlichen Aufzug der Gutsleute mit dem Erntekranz, der mit sinnigen Versen dargebracht und im Hausflur des Schlosses aufgehängt wurde, folgte ein solennes Mahl und ein lustiger Tanz auf den Fruchtböden, wo sich Knechte und Dirnen, Cavaliere und anmuthige Damen mit Aufhebung aller Ranguntерschiede in republikanischer Gleichheit tummelten. Die Gesellschaft war sehr zahlreich. Aus der Residenz waren mehrere Verwandte und Freunde der gräflichen Familie erschienen, deren Gastfreiheit heute ohne Etikette und Zwang jeden Fremden willkommen hieß, der sich mit Anstand einzuführen wußte. Auch Florentine war mit ihren Eltern eingeladen worden; und es konnte als besonderer Beweis von Hochschätzung des tüchtigen Mannes gelten, daß man ihn und seine Familie gleichsam als ebenbürtig unter den zahlreichen Adel zuließ. Gerstenbeck war wie immer auf Reisen, in Paris oder in Wien, wo er ungestörter und zügelloser seine Freiheit genießen konnte, als im Kreise aufmerksamer Nachbarn. Florentine ward die Königin des Abends. Ihre zarte rosige Schönheit, ihr ungezwungenes naives Benehmen, ihre jugendfrische Anmuth und Herzlichkeit bezauberten die Herzen der jungen Welt. Sie hatte die Wahl zwischen eleganten Baronen, martialischen Husarenoffizieren, reichen Fabrikbesitzern, frommen Candidaten, schüchternen Hofmeistern und flotten Studenten. Aber seltsam, von allen diesen machte Niemand auf sie Eindruck. Nur ein junger Mann, von herculischer Gestalt und dunklen durchdringenden Augen, den Kopf, dessen eckige Formen durch das spärliche Haupthaar scharf hervortraten, kurz auf den breiten Schultern aufgesetzt, Arme und Hände stark „aus-

gearbeitet" — wie es hieß, war er ein Eleve der polytechnischen Schule der Hauptstadt: — dieser seltsame Mensch fiel ihr auf durch die ungebundene Art, wie er — ohne ihr den Hof mit glatten Redensarten zu machen, vielmehr Offenheiten sagte, Fragen an sie richtete, wie es noch kein Mensch gewagt, sie häufig tadelte und zurechtwies, aber alles in einem so zutraulichen brüderlichen Tone, daß sie sich zu ihm hingezogen fühlte, wie zu einem alten lieben Vertrauten, der ihr Courage machte zu derselben Offenheit und Zutraulichkeit: kurz, es war die alte süße Geschichte von zwei Herzen, die sich auf den ersten Blick fanden, als gehörten sie sich schon seit Jahren, und als sei die ganze Vergangenheit nur ein Irrthum und eine unbewußte Armuth gewesen. — In Deutschland glaubt man, seien solche Fälle schnellen Findens und schnellen Bündnisses nicht so möglich als unter dem südlichen Himmel Hesperiens; und doch sind sie vielleicht noch häufiger, aber selten, oder niemals „zu etwas führend." — Man könnte dreist eine Wette eingehen, daß in Deutschland jeder junge Mann, jedes junge Mädchen in früher Jugendzeit eine solche „erste" goldene Liebe gehabt, um so goldener oft, grade weil sie unerfüllt geblieben, sich mit dem sonnigen Märchenglanz wehmüthiger Erinnerung umschleiert — unerfüllt oft nur darum, weil es unter unserem kälteren Himmelsstrich und unter schwierigeren Existenzbedingungen nicht Sitte ist, mit achtzehn Jahren fix und fertig in das sociale bürgerliche Leben zu springen und einen Hausstand zu gründen. Unter warmen Himmel sind, wie die Pflanzen schöner, farbiger und reicher, auch alle menschlichen Verhältnisse natürlicher, und das ist der wahre Grund, weshalb die Antike, wie alle südlichen Geschichten einen so unmittelbaren Zauber

üben, gleichviel ob sie sich im Geiste eines Boccaccio oder Cervantes, eines Shakespeare oder Goethe spiegeln. —

Spät erst und nahe an Mitternacht zerstreuten sich die Gäste des Erntefestes; die Einen blieben auf dem Gute zu Gast, die Anderen suchten Unterkommen im Wirthshaus, die größere Zahl aber, welche der Umgegend angehörte, machte sich zu Fuß, zu Roß, zu Wagen auf den Heimweg und wohl Denen, die über solche Bequemlichkeiten gebieten konnten, denn ein Gewitter donnerte über das Flußthal, und der Regen schoß in Strömen. Benno Hammer, dies war der Name des jungen Polytechnikers, welcher eben so rasch die Herzen des alten Pächters und seiner ehrsamen Hausfrau erobert hatte, war von letzterer eingeladen worden, einige Tage noch auf Gerstenbeck zu verweilen. Zaungruber hatte Wagen und Pferde, aber es selbst vorgezogen, seinen alten Leibfuchs zu besteigen, weil er der Finsterniß nicht traute.

Florentine? — holde Zeit der ersten unbewußten Liebe — Florentine kannte sich selbst nicht mehr. Als sie heimfuhr, in Bennos Arm geschmiegt, in seinen Ueberrock gehüllt, den er ihr gegen das Unwetter abgetreten — waren die Kinderschuhe der Jugend für immer ausgezogen.

Während die rasch aufeinanderfolgenden Blitze die weite Gegend erleuchteten und der rollende Donner an den Bergen verhallte, während die Mutter in die Ecke des finsteren Wagens gedrückt schlief und der Vater auf seinem schweren Leibfuchs durch den Regen vorantrabte, um den jungen muthigen Kutschpferden den Weg in der Finsterniß zu zeigen, — da war es, als wenn es nach dem seligen Heut kein Morgen mehr geben könne, wie es kein Gestern mehr gab in einer unendlichen süßen Allgegenwart des Glückes

erster schuldloser und ungetrübter Liebe. — Florentine lag in seinen Armen, an seine Brust geschmiegt; was Beide ausgetauscht in der kurzen Stunde dieser herrlichen Fahrt: welcher vorlaute Mund vermöchte es zu sagen, welche unbescheidene Feder es zu schildern. —

Aber nur kurz sollte dieser Traum dauern und schnell das Erwachen kommen. Schon am andern Morgen, als Benno Hammer aus der Pächterwohnung auf den Hof hinaustrat, um das schöne Herrenhaus und den prachtvollen Park zu besichtigen, ging eine auffallende Veränderung mit ihm vor; er wurde finster, verschlossen, nachdenklich. Als er mit Florentine, die sich eine kindische Freude darausmachte, ihn an ihren Lieblingsplätzen überall herumzuführen endlich auch in den kleinen Gartensalon trat, wo bie beiden Frauenporträts, das eine mit den milden grauen Augen, das andere mit den langen schwarzen Locken und den schwermüthigen Augen, hingen, schrak er zusammen und verlangte sofort mit dem Pächter zu reden, mit dem Vater Florentinens. — Eine bange Stunde verfloß. Was in dieser Unterredung gesprochen wurde, solle Florentine nie erfahren. Aber gesehen hatte sie, wie ihr Vater zorngeröthet, der junge Mann bleich und mit blitzendem Aug' in heftigstem Wortwechsel aus dem Herrenhause traten. Benno versuchte, wie es schien, beschwichtigende Einwendungen, aber Zaungruber schwang seinen Stock durch die Luft und rief: „Einen Schwindler dulde ich nicht in meinem Hause, mach' er daß er fortkommt, sonst!“ . . . .

Weiter hatte Florentine nichts gesehen und gehört; Benno Hammer stieg zu Pferde und ritt davon, ohne von ihr Abschied zu nehmen. — Niemals wieder sprach ihr Vater auch nur ein Wort von ihm, sondern wich allen ihren Fra=

gen aus. Einige Wochen später lief ein Brief an Florentinen aus der Residenz ein, ohne Zweifel von Hammer, der sich ihr gegenüber darin rechtfertigen wollte. Florentine war in heftigstem Kampfe, ob sie diese Zeilen lesen sollte, aber noch nie gewöhnt, ein Geheimniß vor ihren Eltern zu haben, ging sie mit dem Briefe zu ihrem Vater und bat ihn, denselben zu lesen und ihr zu sagen, was sie darauf zu thun hätte. Im Stillen hoffte sie, daß die Rechtfertigung auch ihren Vater wieder gewinnen, einen unseligen Irrthum wieder aufklären würde. Zaungruber las den Brief, murmelte unverständliche Worte in den Bart und wurde finster und nachsinnend; endlich sagte er „Mein Kind, überlaß mir die Sache. Es ist schon so — wie ich meinte — und wenn auch alles in Richtigkeit, um so schlimmer — es gibt da unübersteigliche Hindernisse, und wer weiß, es ist doch alles nur Trug und Schwindel mit dem Menschen. Geh zu Deiner Mutter und vergiß die Geschichte wie einen falschen Traum.“ Damit entließ er Florentinen, die wohl einige Tage heiße Thränen weinte, aber bei ihrer gesunden, aller Sentimentalität fernen Natur den Schlag bald überwunden hatte, wenigstens äußerlich.

Der Brief ward, ohne daß sie ihn gelesen und ohne eine Zeile Erläuterung, an Hammer zurückgeschickt.

Somit war Florentinens „Jugendliebe“ auf immer abgeschlossen, ja sie empfand etwas wie Haß und Widerwillen gegen jenen Räuber ihres Herzens, und wenn sich auch zuweilen eine Stimme der Liebe vertheidigend für ihn regen wollte, so scheuchte die Liebe zum Vater, dessen ernste und bekümmerte Miene ein abschreckendes Geheimniß zu bewahren schien, alle Hoffnungen, alle Entschuldigungen hinweg. — Florentine hatte ihn mit der Zeit wirklich ver-

gessen. Wie groß mußte ihr Schrecken, ihre Verwirrung sein, als sie in jenem „Spiritus familiaris" des alten Kampke keinen anderen als Benno Hammer wieder erkannte. —

Sie verwünschte den Einfall, Kampkes Haus betreten zu haben, sie zürnte auf ihre eigene Rednergabe, der es gelungen war, den alten Sünder zu erschüttern, und zugleich bemächtigte sich ihrer eine unsagbare Furcht vor ihrem eigenen Herzen; indeß, das Alles vermochte nicht mehr den Moment eines Wiedersehens abzuwenden, und keine Zeit geht mit schnellerer Sturmeseile hin, als vor Ereignissen, die wir fürchten. —

Der Morgen kam, und es sollte ihr nichts erspart bleiben. Zwar hoffte Florentine anfangs durch vorgeschütztes „Unwohlsein" dem lästigen Wiedersehen auszuweichen und Frau von Falconi allein die Auseinandersetzung zu überlassen.

In der That empfing auch Frau v. Falconi den jungen Mann, welcher als Theilhaber und Compagnon des Hauses Kampke ihr die Erklärung überbrachte, daß zwar sein Compagnon die Vormundschaft und Curatel der Falconischen Hinterlassenschaften gern übernehme, daß er selbst aber nach reiflicher Ueberlegung nicht dafür stimmen könne. Einerseits könnten Mißverständnisse dabei nicht ausbleiben, andererseits würden Weitläufigkeiten, Verschleppungen der Geschäfte dadurch nur erhöht. Ueberhaupt sei das Benehmen der jungen Dame, welche den Vorschlag überbracht habe, so excentrisch gewesen, daß eine nochmalige Erwägung und unmittelbare Besprechung wohl gerathen scheine.

„Von welcher jungen Dame ist die Rede?" fuhr Frau v. Falconi auf.

„Nun von Ihrer Gesellschafterin oder Gouvernante, die dem Alten so merkwürdig in das Gewissen geredet hat.“

Frau v. Falconi war auf das Höchste überrascht, und dachte eine Weile nach — „sollte Florentine? — es wäre unerhört!“ Dann fragte sie noch nach dem Näheren des Vorgangs, und ließ heftig die Stubenklingel ertönen.

Florentine erschien.

Im höchsten Grade gereizt, trat ihr Frau v. Falconi entgegen: „Mein Fräulein, Sie hätten mir diesen peinlichen Auftritt wohl ersparen dürfen. — Wie können Sie sich in geschäftliche Dinge mischen, die Sie nichts angehen, in meinem Namen Anerbietungen machen, wozu Sie gar kein Recht haben, und eine Verwirrung anrichten, die Sie nun selbst wieder lösen mögen. Verantworten Sie nun Ihre Unbesonnenheit vor dem Herrn Compagnon selbst.“ — Damit verließ sie in höchster Aufregung das Zimmer, und ließ die Beiden allein.

Benno Hammer war überrascht und betroffen zurückgetreten, als Florentine erschien.

Jetzt standen sich Beide in langem und bangen Schweigen einander gegenüber.

Florentine gewann zuerst ihre Fassung wieder. Die Erinnerung an die geringschätzenden Bemerkungen ihres Vaters, die seltsame Stellung im Hause Kampke's, des Todfeindes Falconis — ihre eigene scheinbar demüthigende Lage, daß er sie nun in dienendem Verhältniß wiedersehen mußte — Alles das gab ihr den kühlen Muth leichter, als ihm zurück, der in ihrer „Annäherung“ vielleicht eine beglückende Absicht zu sehen wähnte.

„Sie werden etwas erstaunt sein, Herr Hammer,“ begann sie, „mich in diesem Hause wiederzufinden“.

„Ja Florentine — sagen Sie mir um des Himmels willen, wie kommen Sie gerade in dieses Haus? — O mein Gott, was muß inzwischen Alles vorgegangen sein. Man glaubt und sieht wohl, daß man selbst mit der Zeit ein Anderer wird, aber man vergißt, daß diese Veränderungen inzwischen über Andere ebenso hereinbrechen! Veränderungen, die uns aus der Heimath, aus dem Vaterhause vertreiben — verwaist vielleicht und hilflos — o das erschüttert mich!"

„Sie sind im Irrthum, Herr Hammer, meine Eltern sind, Gott sei Dank, noch beide am Leben; ich habe diesen Platz angenommen aus — Thätigkeitstrieb, — aus — doch reden wir nicht davon, ich bin recht glücklich!"

„Glücklich — Florentine, Sie reden nicht die Wahrheit. Deshalb die kühne Idee, zwei Todfeinde versöhnen zu wollen? Seltsam, für Andere, und allein diesen abenteuerlichen Versuch zu wagen! O Sie haben eine große Seele, Florentine", setzte er fast spottend hinzu.

„Ich bitte Sie, Herr Hammer," erwiderte Florentine mit Unwillen, „meinen Schritt in keiner Weise anders deuten zu wollen. Von Ihrer Anwesenheit in dieser Stadt wußte ich nichts, und hätte ich auch nur eine Ahnung gehabt, niemals würde ich diesen Versuch gewagt haben!"

„Niemals hätten Sie es gewagt — wie tragisch! — Immer noch die alte Feindschaft. Doch, es ist wahr. Sie haben ja meinen Brief damals nicht gelesen. — Sie wissen nicht, wie schwer . . — o Gott, welche Berge von Mißverständnissen!"

„Waren Sie damals gekränkt, Herr Hammer" — dabei zitterte Florentinens Stimme ein wenig, „so urtheilen Sie, daß die Tochter nicht anders konnte, als dem Willen

ihres Vaters zu gehorchen, und, wie es scheint, hat er in seiner Meinung von Ihnen doch nicht so Unrecht gehabt."

„Doch nicht so Unrecht? Das ist stark, was wollen Sie damit sagen? hat er Ihnen etwa von unserer damaligen Unterredung Mittheilung gemacht?"

„Nein; aber Ihre jetzige Stellung?"

„O, nun begreife ich! Ja wohl, meine jetzige Stellung — Compagnon eines betrügerischen alten Sünders, freilich Florentine, das sieht aus, als hätte Ihr Vater Recht gehabt, mich einen Schwindler zu nennen, und doch schwöre ich Ihnen, daß ich keine Ahnung hatte, was der alte Kampke mit mir im Sinne hatte. Er war der Einzige, der früher schon mich und meine Mutter mit Wohlthaten überhäufte, doch davon ein andermal. Ich hätte aus Dankbarkeit Verbrechen begangen für ihn, während es hier nur galt, die Natur anzuspannen, um einen Concurrenten zu besiegen!"

Florentine schwieg auf diese Eröffnungen.

„Aber auch Sie haben damals Recht gehabt, mich wegzuwerfen. Was konnte Ihnen ein Techniker, ein Schüler einer Gewerbsschule bieten. Ihm Zeit zu lassen zu erringen, und die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen, das mochten Sie nicht. Deshalb verschmähten Sie es, jenen Brief zu lesen. Deshalb glaubten Sie lieber einer Täuschung oder einer Fabel — was weiß ich."

„Wer soll mich getäuscht haben, Herr Hammer?"

„Sie werden eines Tages schon Alles erfahren, Florentine. Gott sei Dank, daß ich Sie wieder gesprochen habe. Verlangen Sie keine Schilderung dieser grauenvollen Jahre; ich habe gekämpft mit jener thörichten Leidenschaft, ich habe mich einen Narren gescholten, auf eine Jugenderinnerung zu bauen, ich habe mir alle Mühe gegeben, dies holde Bild

zu vergessen, ist es meine Schuld, daß ich es nicht vermocht? O es ist ein Verhängniß, daß ich Sie gerade jetzt wiedergefunden. Denn ich war bereit, nach einem viel gefährlicheren Heilmittel zu greifen. Meine Aufgaben hier sind zu Ende, und ich war entschlossen, mit nächster Gelegenheit Deutschland zu verlassen, und in frühere Verhältnisse nach England zurückzukehren. Dort wartet eine reiche Lady darauf, sich mit mir zu verbinden. Vielleicht wäre es ein Verbrechen gegen meinen alten Wahn gewesen, aber solche Verbrechen sieht man vor keinem Forum als Schuld an, wenn sie Heilmittel sein sollen, um zu vergessen. Heute weiß ich: es wäre Verrath an meiner eigenen Seligkeit gewesen!"

Florentine gerieth in die äußerste Verwirrung.

„Herr Hammer, ich will nicht Ursache sein, daß Sie sich Verpflichtungen entziehen."

„O von Verpflichtungen ist keine Rede. Lassen wir das. Fragen wir uns, wie wir in der Gegenwart stehen. Sie haben das Haus Falconi retten wollen durch die Curatel Kampke's. Ich war dagegen, weil ich keinen rechten Sinn darin sah. Nun aber soll es geschehen, um Ihretwillen Florentine! Der Alte muß thun, was ich will. Abgemacht, Ihre Hand darauf Florentine!" —

Florentine, die Augen niedergeschlagen, reichte ihm die Hand.

„Dann noch eines. Lassen wir es ein Geheimniß bleiben, daß wir mit reinen Sinnen ein Familienglück wieder aufbauen, das die Bosheit und Arglist Anderer zerstört hat. Vielleicht lernen wir uns in dem Segen, der daraus erblühen soll, wieder kennen, wieder verstehen. Lassen wir es endlich auch ein Geheimniß bleiben, daß wir uns einst —

näher standen. Vor der Welt sind wir einander fremd, Geschäftsleute, die sich sonst nichts angehen — Sie eine Gouvernante, Gesellschafterin, ich ein Commis, Compagnon, Maschinenbauer. Eines Tages vielleicht . . . .“ seine Stimme wurde leiser, und er wollte das Mädchen an sich ziehen, sie aber entriß ihm ihre Hand und flüchtete aus dem Zimmer.

„Eines Tages vielleicht löst sich auch jenes Geheimniß, und die letzten Schranken fallen, die unserm Glücke im Wege stehen,“ sprach er vor sich hin und verließ, langsamer, als er gekommen war, die anmuthige Besitzung Falconi's. —

Die Würfel fallen.

„Ja, meine theure Elise,“ so lautete ein späterer Brief Florentinens an ihre Freundin. So kam Alles, und nun sind die Wolken am Horizonte meines Lebens einstweilen geklärt. Benno Hammer ist hier. Mag seine jetzige Stellung wirklich vorwurfsfrei oder mit irgend einer Schuld belastet sein — daß er die Hand geboten hat, ein edles Werk durchzuführen, und eine Familie dem Verderben zu entreißen, das entsündigt ihn, wenigstens in meinen Augen.

„Ich kann Dir nicht sagen, in welchem Sturm der Thätigkeit, in welcher Stille glücklicher Seelenruhe die Tage und Wochen vergehen. — Wieder eine freie, sonnige Lebenshöhe, eine lachende Zukunft. Wir arbeiten übrigens mit

allem Segen des Himmels. Die verwickelten Verhältnisse der Familie Falconi arrangiren sich. Wir haben neue Verwalter, neue Bauführer und Techniker sind angestellt. Die Leute fühlen die Zucht der neuen Controle, und arbeiten mit frischem Muthe. Wir sehen wieder frohe Gesichter um uns. Wie tief alles zerrüttet und zu Grunde gerichtet war, kommt jetzt erst an den Tag, da es der Besserung und Genesung entgegengeht. Das Haus wäre unrettbar in einigen Monaten verloren gewesen, wenn mir nicht dieses gewagte Radicalmittel eingefallen und geglückt wäre."

„Ja, liebe Freundin, die „beweinenswerthe" Lage einer Gouvernante und Gesellschafterin ist doch nicht so übel, wenn man für eine tüchtige Aufgabe zu wirken hat. Du darfst mich in Deinen künftigen Briefen nicht mehr bedauern, nein, Du solltest mich beneiden. Kein Minister, der in ein unglückliches Land Ordnung und Frieden bringt, kann sich stolzer fühlen, als Deine Florentine. Oder ist es nicht ein erhebendes Gefühl, sich sagen zu können: Und alles das ist Dein Werk! Aber ich wäre ungerecht, wollte ich sein Verdienst dabei verschweigen. Benno führt die Vormundschaft im Namen des alten Kampke mit einer Liebe und Strenge, einer Umsicht und Pflichttreue, daß die gnädige Frau ganz vernarrt in ihn ist — à propos die gnädige Frau. — Unser Verhältniß ist ein höchst seltsames, und gerade kein sehr erfreuliches geworden. Seit jenem Tage, wo ich mich gleichsam eigenmächtig ihrer Interessen annahm, und ihrem Unglück einen Retter beschwor, betrachtet sie mich mit einer Art von Scheu und Zurückhaltung; obschon sie mich es mit einer übertriebenen Höflichkeit nicht fühlen lassen will, habe ich doch Grund, zu vermuthen, als lasse sie mich heimlich beobachten und überwachen. So sind

die Menschen. — Daß die Bauführer, die Inspectoren, das Gesinde immer zuerst zu meiner Wenigkeit kommen, wenn sie ein Anliegen an Hammer haben, verdrießt sie, aber es ist mein Trost, daß doch wenigstens er ihr volles Vertrauen besitzt. Sie hält ihn oft Stunden und halbe Tage in den Glashäusern und Orangerieen, in den Fabrikgebäuden und Alaunwerken fest; und so haben wir Gelegenheit, uns zuweilen zu sehen, und verstohlen die Hand drücken zu können. O es ist unsäglich süß, gleichwie auf Bergeshöhen im ersten goldenen Sonnenschein zu wandeln, während die Welt ringsum noch in Dämmerung und Nacht liegt. Er schreibt mir zuweilen kurze rührende Briefe — unterdrückte Worte, wie er es nennt, aber ich habe noch nie gewagt, ihm darauf zu antworten.

So viel von mir. Von meiner Familie kann ich leider wenig Erfreuliches melden. Wir haben jetzt Winter. Mit kommendem Frühjahr läuft der Pacht meines Vaters ab, und noch habe ich keinen Ausweg gefunden, wie ihm zu helfen sei. Diese Dinge machen mir oft schlaflose Nächte. Wenn ich ihm auch einstweilen die schwerste Sorge um die Brüder auf der Schule abgenommen habe, so bleibt seine Zukunft doch die Hauptsache. Wie soll das Alles werden? O Gott, wenn mir dieser einzige letzte Lieblingswunsch erfüllt würde, dann erst wäre ich ruhig und glücklich, aber wer kann von der gütigen Vorsehung zu viel verlangen. — Leb wohl, und hilf mir denken! —

P. S. Nach alle dem, was ich Dir da zusammen geschrieben, magst Du meinen, ich sei höchst glücklich, und dennoch bin ich höchst elend, manchmal bei gewissen Gedanken . . . Doch davon ein andermal!"

Kein Wort in diesem Briefe war übertrieben. Floren=

tinens Macht im Hause der Falconi war größer, als jemals die der Herrin selbst gewesen war. Sie vergab Stellen, führte die Correspondenz, verwaltete die Casse, ward verehrt und geliebt von den Arbeitern, von dem Gesinde und den Freunden des Hauses. Frau v. Falconi selbst, trotz ihrer Eifersucht froh, ihre Schultern erleichtert zu sehen, hatte sich wieder in einen Strudel von Zerstreuungen und Vergnügungen gestürzt, die sie selten dazu kommen ließen, Florentinen zu sehen; und so war das frühere vertraulichere Verhältniß völlig in ein formelles umgewandelt. Trotzdem war Florentine so vorsichtig, ihrer Herrin jeden einzelnen Brief, jede Anweisung, jeden Contract zur Unterzeichnung vorzulegen.

In den letzten Tagen war die Inspectorstelle des Bades vor der Stadt frei geworden, und sollte neu besetzt werden. Die Ansprüche, welche an den Inspector gestellt wurden, waren weniger wissenschaftlicher, als rein ökonomischer Natur, und sofort tauchte in Florentinen die Idee auf, ihren eigenen Vater zu dieser ihm völlig passenden Stelle vorzuschlagen. Aber sie erschrack fast vor dem Gedanken, zum ersten Male etwas in ihrem eigenen Interesse zu verlangen, und die Entfremdung der „gnädigen Frau" war nicht der geringste Grund, sie von diesem schönen Plan zurückzuschrecken. Trotzdem verließ sie dieser Gedanke nicht mehr, ja es begeisterte sie die Vorstellung — nachdem sie selbst, wenn auch nothgedrungen, Ursache am Unglück ihrer Familie gewesen war, nun derselben ein sicheres Asyl zuschaffen, und ihr Glück wieder aufzubauen. Die Idee Benno mitzutheilen, scheute sie, denn sie wollte sich ihm nicht in diesem Grade verpflichten, und so kam sie schließ-

lich doch wieder auf die Nothwendigkeit zurück, ihre Wünsche der Frau v. Falconi selbst zu eröffnen.

Um einen Anfang dazu zu machen, versuchte sie hie und da, die Angelegenheit zum Gespräch zu bringen, und beiläufig die Bemerkung einzuflechten, daß sie in Sorgen wegen ihres Vaters sei; allein Frau v. Falconi schien sie nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen. Es mußte eine entscheidende Frage gewagt werden, und Florentine war — nachdem sie sich die Nacht über noch einmal Alles überlegt hatte, entschlossen, am kommenden Morgen die kurze halbe Stunde, welche sie nach dem Frühstück mit der Herrin des Hauses zusammen zu sein pflegte, zu ihrer Absicht zu benutzen.

Diese Stunde war bei den vornehmen Gewohnheiten der gnädigen Frau keine sehr zeitige. Florentine war bereits geraume Zeit bei ihren Wirthschaftsbüchern beschäftigt, und erwartete soeben den Briefboten, der regelmäßig um diese Stunde alltäglich die eingelaufenen Briefe ihr zu überbringen pflegte. Sie hörte auch diesmal richtig die Hausglocke ihn ankündigen, sie kannte seinen Tritt, aber es fiel ihr auf, daß der Briefbote diesmal nicht die Treppe zu ihrem Zimmer heraufkam. Seine Schritte hielten an, statt dessen wurde ein Wortwechsel unten hörbar, und kaum einige Minuten später trat das Kammermädchen der Gnädigen, ein vorwitziges Landgänschen, in Florentinens Zimmer mit dem schnippischen Befehl:

„Das Fräulein sollte unverzüglich bei der gnädigen Frau erscheinen.“

Florentine erschrack vor dem ungewohnten Ton; aber sie kam noch mehr aus der Fassung, als sie zu Frau von Falconi eintrat, welche sie mit brennendem Auge und

schneidendem Tone empfing. Sie trug ein Häubchen mit rothen Schleifen und Bändern, wie sie es gewöhnlich nur in Fällen wählte, wenn sie in zorniger Aufregung war.

Arme Florentine! Vielleicht hattest Du Dich in jenem Briefe doch zu vorschnell Deines Glückes gerühmt, weil Du noch nie jene bitteren Auftritte kennen gelernt, denen arme Gouvernanten so leicht ausgesetzt sind, die ein einzigesmal, wenn auch nur ganz im Geheimen, vergessen haben, daß sie Dienende sind, und ewig Dienende bleiben.

„Ich habe schon lange mit Ihnen reden wollen, Fräulein," begann die Gnädige mit herbem Ton, indem sie den Zucker in ihrem Cafe umrührte.

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, gnädige Frau", antwortete Florentine, nur um etwas zu sagen, und die drückende Pause zu brechen.

„Sehen Sie," hob Jene endlich wieder an, und deutete Florentinen an, sich zu setzen, „ich verkenne keineswegs die guten Dienste, die Sie meinem Hause geleistet haben, seitdem man Sie darin aufgenommen hat" — dieses „man" klang unglaublich brutal. „Aber diese Dienste sind auch gewiß von den Annehmlichkeiten und Vortheilen reichlich aufgewogen worden, welche Sie darin genossen haben. — Außer einer glänzenden Existenz für sich selbst fanden Sie hier Mittel, Ihre arme Familie zu unterstützen. Sie lernten einen großen Haushalt führen, und konnten sich die Routine des Geschäftslebens zu eigen machen. Sie durften Theater und Concerte, Bälle und Gesellschaften besuchen, und sich die Bildung erwerben, die eine Residenz vor dem Landleben voraus hat. Das ist auch etwas, meine ich — außerdem —"

„Aber gnädige Frau, wozu in aller Welt diese peinliche Abrechnung?“

„Eine Abrechnung soll es nicht sein,“ sagte die Gnädige scheinbar einlenkend; „aber Sie müssen doch anerkennen, daß Sie sich eine Stellung geschaffen, wie Wenigen das Glück zu Theil werden läßt.“

„Ich erkenne es auch an, gnädige Frau,“ erwiederte Florentine ganz bescheidentlich, „und danke dem Himmel dafür.“

Aber damit hatte sie Feuer in's Stroh geworfen.

„Thun Sie nicht so erschrecklich demüthig und kopfhängerisch,“ brauste jetzt die Gnädige auf, „ich kann das nicht leiden, sage ich Ihnen, es ist doch nur Maske und Heuchelei. Wer ist hier Herr im Hause, wer befiehlt der Dienerschaft, was sind Sie und was bin ich? — Machen Sie mir keine Einrede, ich will nichts hören, Sie sind eine durchtriebene Schleicherin! Mit Ihrer Demuth, mit Ihrer Heimtücke! — soll ich es Ihnen etwa beweisen, mein gnädiges Fräulein? — Ich wünschte eiserne Gartenstühle, man sagt mir Fräulein Florentine hat befohlen: geflochtene. Mir gefielen goldene Rahmen für die Kupfer, Fräulein Florentine hat schwarze machen lassen, um mir den Bauerngeschmack beizubringen. — Ich bestelle neue Marmorvasen, Fräulein Florentine hat steinerne setzen lassen; ich will ausfahren, will nach Carlsbad reisen, ich will eine hübsche Calesche ankaufen — aber Fräulein Florentine bewilligt kein Geld dazu, Florentine hier, Florentine dort — wer ist hier Herrin im Hause, das frage ich Sie!“

Florentine war über diesen unerwarteten und jähen

Ausbruch in tiefster Seele erschrocken, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Gnädige Frau, wenn ich mir jemals wissentlich das Geringste habe zu Schulden kommen lassen, so verantworte ich es auch. Was Sie anführen, mögen kleine Mißverständnisse sein, weil Sie mich selbstständig gewähren ließen, und weil sich die Leute einmal an mich gewöhnt haben. Sie selbst haben mir ja Sparsamkeit anempfohlen, und ich handelte darnach, ich begreife demnach nicht, wie sie Ursache zu einer Anklage finden können.“

„O ich klage Sie gar nicht an,“ sagte die Gnädige mit großem Tone, „fällt mir gar nicht ein, aber“ — und hier änderte sich ihre Stimme zu einer schneidenden Weise, als wenn sie Dolche und Stecknadeln spräche — „was dachten Sie sich eigentlich, als Sie den Mörder meines Mannes und seine Sippschaft wieder in unser Haus hereinriefen?“

„Aber mein Gott, Sie selbst haben es ja gutgeheißen, und es ist von Segen gewesen.“

„Mag sein. — So sehen Sie es an, aber Andere nennen es anders. Wissen Sie, wie man es nennt: Conspiration einer Fremden, Durchstecherei einer Dienenden auf Kosten meiner Angelegenheiten.“

„Sie sind Herrin, gnädige Frau, Sie haben zu befehlen, aber ich denke, Sie haben sich von der Rechtschaffenheit des Herrn Hammer überzeugen können, und Sie selbst sprachen immer im wärmsten Tone von ihm.“

„—Wärmsten Tone - mein Fräulein, wählen Sie Ihre Ausdrücke, bitte ich. Wärmsten Tone, seht doch, was geht mich dieser hergelaufene Mensch an, der die Verlegenheiten Anderer zu seinem eigenen Nutzen ausbeutet!“

„Sie thun ihm Unrecht," rief Florentine, „und das ist undankbar von Ihnen!"

„Undankbar?! — und das sagen Sie mit so — offener Stirne, mit so unschuldiger Miene. — O mein Fräulein" — und dabei schlug sie in religiöser Anwandlung die Augen zum Himmel auf — „Ich bin eine fromme Christin, die viel Trübsal erfahren hat auf Erden, die viel Nachsicht hat üben müssen mit ihren Mitmenschen, aber" — und hier wurde ihr Ton würdevoll — „aber auf Eines hab' ich stets bei meinen Leuten gehalten, auf strenge Sittlichkeit und auf fleckenlosen Ruf, denn schon das gute Beispiel darf nicht durch den leisesten Schatten getrübt werden!"

„Was soll das Alles heißen, Frau von Falconi?" rief Florentine, der die helle Röthe bis zur Stirne stieg.

„Es soll heißen, mein Fräulein, daß ich mit Ihrer Aufführung keineswegs zufrieden bin. Es kommen mir allerlei Dinge zu Ohren, die unerhört sind in meinem Hause, ich hab' es nicht glauben wollen, aber man sagt mir von geheimen Rendezvous, von Liebesbriefen, von bestehenden Verhältnissen — wo waren Sie zum Beispiel vorgestern Nachmittag, als Sie, wie Sie sagten, in die Kirche gehen wollten? — mit wem sprachen Sie gestern auf der Promenade? was schrieben Sie Nachts in Ihrem Zimmer? — mit einem Wort, was haben Sie mit Herrn Hammer? — Sie, ein Mädchen vom Lande, eine unerfahrene Person ohne Aussichten, ohne Mittel gegenüber einem Mann von seinem Werth, von seiner Zukunft, von seinen Talenten!"

Mit diesen Worten war die ganze Batterie gelöst, und das blödeste Auge eines Dritten hätte vielleicht in den

haarsträubendem Widerspruch zwischen „jenem hergelaufenen Menschen“ und dem „Manne von Werth, von Talent und Zukunft“ die unverkennbare Stimme der brennendsten Eifersucht herausgefühlt, aber Florentine merkte es nicht.

„Gnädige Frau,“ erwiederte sie ruhig, „ich bitte Sie, diese Unterredung zu beenden. Ihr System von Spionage und Belauerung ist so unerhört, daß ich diese Verleumdungen und Unwahrheiten keiner Antwort würdigen darf.“

„Unwahrheiten!“ rief jetzt die gnädige Frau in hellem Zorn. — „Nun, so lesen Sie selbst!“ und sie hielt ihr einen erbrochenen Brief hin. Die Wahrheit war, daß sie den Briefboten zufällig diesen Morgen auf der Treppe begegnet hatte. Seine Antwort auf die Frage: wohin? — „zu Fräulein Zaungruber“ hatte ihre Galle erregt. Sie verlangte alle eingelaufenen Briefe zu sehen, und einer darunter war unglücklicherweise ein Billet Bennos an Florentine. Es lautete:

„Geliebtes Leben, ich habe Dir wichtige Dinge mitzutheilen; diesmal oder niemals bringe ich das Schiff unseres Glückes in den sichern Hafen. Komme gegen Abend zur Statue Schillers auf den Theaterplatz. Dort sollst Du Alles erfahren — vielleicht auch spreche ich noch diesen Morgen bei Deiner Gnädigen vor, um der Zukunft eine Gasse zu hauen, wie Winkelried; aber hoffentlich glücklicher — Dein Benno.“

„Läugnen Sie nun noch, mein sittiges verschämtes Fräulein?“ fragte spöttisch die gnädige Frau; „ein offenes Rendezvous — ein complettes Abenteuer mit einem Curator, es ist wirklich eine unerhörte Spionage, die so fromme Leute auf frecher Sünde ertappt!“

Florentine schien von diesem Beweise vernichtet; aber sie war sogleich gefaßt.

„Gnädige Frau, mit diesem Auftritt ist mein Aufenthalt in Ihrem Hause zu Ende. Ueber mein Herz und meine persönlichen Neigungen bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Gestatten Sie mir nur einige Stunden Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen, und meine Sachen zu packen, alsdann lege ich die anvertrauten Schlüssel und Bücher wieder in Ihre Hände zurück."

Mit diesen Worten verließ sie hochaufgerichtet und stolz das Zimmer, so sauer es ihr ankam. Auf dem Vorsaal sah sie, wie Benno so eben vom Pferde stieg, und zur Hausflur hereineilte, sie zärtlich zu begrüßen.

Aber sie wehrte ihm mit einer Handbewegung ab, und entfloh in ihr Zimmer, um dort in der Stille sich satt zu weinen.

Ihrem geliebten Vater hatte sie heute ein Asyl schaffen wollen, und nun war sie selbst verloren. Sie hatte ihre Brüder auf den Schulen erhalten, der älteste sollte mit nächstem Frühjahr die Universität beziehen — nun waren sie alle preisgegeben. Sie selbst hatte eine geachtete Stellung im Hause Falconi erworben — nun war ihre Existenz, ihr guter Name vielleicht für immer vernichtet. Der langsam besonnene Bau langer Monate, ja beinahe eines ganzen Jahres war an einem einzigen Morgen zertrümmert. So unglücklich, so elend hatte sie sich in ihrem ganzen Leben nicht gefühlt, und es kam ihr eine leise Ahnung der alten Wahrheit, daß es sich eines Tages rächt, wenn Mädchen versuchen, mit Kühnheit und Thatkraft aus ihrer weiblichen Sphäre herauszutreten, um eine active — wenn gleich segensvolle Rolle zu spielen. —

Genugthuungen.

Ein gestürzter Staatsbeamter — eine fortgeschickte Gouvernante — zwei höchst verschiedene Personen, und doch, wie ähnliche Erfahrungen machen Beide. Die Untergebenen werden weniger höflich; der Kutscher rückt nicht mehr am Hute, die Zofen verneigen sich nicht mehr so demüthig, sondern bleiben stolz stehen und flüstern unter einander. Alles sieht hart und streng, herzlos und sauer drein, nur der große Haushund Tyras wedelte zutraulich, und machte ein mitleidiges Gesicht, als wüßte er von Allem. —

Florentine lag lange auf ihrem Sopha, sie hörte die Uhren schlagen, die Thüren gehen — jetzt wußten es Alle im Hause bis auf den letzten Gärtnerjungen, daß sie fortgejagt sei — sie die Schöpferin dieses Friedens und Wohlstandes. Wieder hörte sie Thüren gehen und ein Roß forttraben — jetzt war Benno wieder fortgeritten, und er hatte sie nicht aufgesucht, obwohl er doch Alles erfahren haben mußte. — Er mußte sie unzweifelhaft vertheidigt haben, aber er hatte geschwiegen — er konnte wissen, daß sie hülflos preisgegeben war, und er ließ sie wirklich ohne Hülfe, — arme Florentine, du bist verlassen von allen Menschen, verrathen von Allen, auf die Du bautest, verstoßen von Denen, die Du am innigsten geliebt, und nun — —

Bei diesem Gedanken erwachte all' ihr Stolz, all' ihr Selbstbewußtsein wieder, entschiedener, muthiger, aber auch bitterer, als sie damals in der Morgenfrühe von Gerstenbeck

nach Erlenhausen durch die dämmernden Felder gewandert war, um den Anträgen des Barons zu entgehen.

Rasch ergriff sie jetzt ihre Reisetasche wieder — es war dieselbe Reisetasche mit weißen Schwänen gestickt, und einem Lustschlosse am See, füllte dieselbe mit ihren wenigen Habseligkeiten, und trat auf den Gang hinaus, um von einer Seitentreppe aus hinunter auf die Straße zu gelangen; denn Sie mochte Niemand mehr im Hause sehen.

So war ihr Vorsatz, aber kaum hatte sie ihre verschlossenene Thüre geöffnet, als ihre beiden Zöglinge Anna und Emmy ihr entgegeneilten, und sie mit stürmischen Liebkosungen überhäuften.

„Fräulein Florentine, wo bleiben Sie denn heute? was fehlt Ihnen? warum kamen sie nicht zu Tische?"

„Ich muß fort, meine Kinder, lebt wohl."

„Sie wollen fort — das ist ja ganz unmöglich. Wer hat Ihnen denn etwas zu Leide gethan? Wir sagen es der Mutter!"

„Bemüht Euch nicht, lebt wohl, und behaltet mich lieb. Ihr werdet später schon Alles erfahren."

Da brachen die beiden Mädchen in lautes Weinen aus. — „Nein, nein, Fräulein, Sie dürfen nicht fort, Mama kann Sie nicht fortlassen. Wir lassen Sie nicht fort, wenn Sie uns nur ein Bischen liebhaben!"

Kurz, es gab einen stürmischen Auftritt, und Florentine ward, ohne sich dessen zu versehen, bis vor die Thüre des Zimmers gezogen, in welchem sich Frau v. Falconi aufzuhalten pflegte. Und ehe sie noch zur Besinnung kam, öffnete sich plötzlich die Thür dieses Zimmers, und zu ihrem Schrecken stand Frau v. Falconi selbst vor ihr — aber die beiden Kinder ließen sie zuerst kaum zu Worte kommen.

„Mama," riefen sie Beide, „unser Fräulein Florentine will fort, sie ist krank und weint. Nicht wahr, sie darf nicht fort, sie muß bei uns bleiben. Wir alle haben sie so lieb, Mama, und Du hast sie auch lieb, nicht wahr? Ich hab' meine Zeichnung noch nicht fertig, und ich hab' gestern erst meine neue Stickerei angefangen, aber ohne Fräulein Florentine bringen wir es nicht fertig. Und wir wollen gewiß noch folgsamer sein und noch fleißiger, daß das Fräulein nicht böse wird, gelt Fräulein Florentine, Sie bleiben hier, ja ja, Sie bleiben bei uns, nicht wahr Mama?" und abermals überhäuften Sie die Gebeugte mit einem Sturm von Zärtlichkeiten.

Frau v. Falconi's Antlitz war merkwürdig ruhig dabei und auffallend mild, auch sie schien in tiefer Bewegung zu sein, und sogar — geweint zu haben.

„War es wirklich Ihre Absicht, Fräulein, mein Haus zu verlassen?" fragte sie endlich mit gütigem Tone.

„Gnädige Frau, ich begreife nicht, wie Sie noch einen Zweifel haben konnten; nach solchen Eröffnungen, wie ich sie heute früh hören mußte, kann ich nicht bleiben, das werden Sie selbst einsehen."

„Nach welchen Eröffnungen, mein Fräulein? doch das ist ganz gleich — so ist es nicht Regel — Sie vergessen ganz, daß bei einem solchen Fall der Trennung ein Vierteljahr Kündigungsfrist üblich ist. Das wäre eine üble Ordnung, wollte uns die dienende Klasse" — doch sich schnell verbessernd, sagte sie — „wollten Sie uns so unvorhergesehen, so Knall und Fall davonlaufen, ohne uns eine Stellvertreterin zurückzulassen. Wissen Sie, daß ich Sie eigentlich rechtlich festhalten kann."

„Das werden Sie aber in diesem Fall unmöglich thun

gnädige Frau. Welche Lage wäre es für beide Theile nach solchen Worten, wie man sie heute früh für gut befand, noch zusammenleben zu müssen. Es müßte eine Hölle sein für Sie und für mich. — Für eine Stellvertreterin werde ich Sorge tragen.“

„Nun wir reden also noch davon — einstweilen, Ihr geht wohl an Eure Arbeit Kinder — habt keine Sorge um das Fräulein, so schnell wie die Schwalben soll sie Euch nicht davonfliegen“ — und über ihren eigenen Einfall lachend, küßte sie die beiden Töchter, welche jubelnd und seelenvergnügt davonsprangen. — „Einstweilen,“ und sie wandte sich nicht ganz ohne einen Ausdruck von Verlegenheit zu Florentinen — „einstweilen gibt es auch in Geschäftssachen so viel abzuwickeln, daß ich — — kurz, Sie sind mir wenigstens schuldig, mir mit Ihrem Rathe bis zum letzten Augenblick beizustehen. — Wie war es denn,“ fuhr sie scheinbar nachdenklich fort, „ich habe gestern von der Badinspectorstelle reden hören. Mir scheint die Sache dringend zu sein. Die gute Jahreszeit kommt heuer früh, und wie ich lese, sind schon Gäste angekündigt; wir müssen einen zuverlässigen Mann haben; bei den Leuten geht Alles drunter und drüber. Was meinen Sie, daß zu thun sei?“

Nicht um Alles in der Welt hätte Florentine jetzt ihres Vaters Namen nennen können. Wie schön hatte sie es sich ausgemalt, wenn dieser Wunsch erfüllt, wenn er ihr und sie ihm hätte zur Seite stehen können, aber solche Lieblingsgedanken bleiben gewöhnlich im Reich der Träume. Seufzend erwiderte sie: „die gnädige Frau haben ohne Zweifel schon darüber entschieden.“ — —

„Wer sagt Ihnen Das? Sie wissen ja, daß ich dergleichen nicht ohne meinen kleinen Minister wage. Aber

wie war es denn?" setzte sie lächelnd hinzu, „ich meine doch, gestern gehört zu haben, Ihr Vater sei vom Frühjahr an ohne Stelle, nachdem er seinen Pacht verloren." — Florentine horchte hoch auf. — „Wer eine so große Oekonomie betrieben hat," fuhr die Gnädige fort, „kann doch diese Stelle gewiß leicht versehen, bitte, schreiben Sie doch an ihn. Wenn er sich dazu entschließen kann, die Inspectorstelle anzunehmen, so ist die Sache abgemacht. Recht gern will ich die bisherigen „Bedingungen" um das Doppelte verbessern."

„Gnädige Frau!" schrie Florentine auf," wie soll ich das erklären?"

„Kindsköpfchen" — lächelte die Gnädige, und schlug sie leicht auf die Wangen, indem sie sich erhob, um zu gehen. An der Thür wandte sie sich noch einmal, und sagte leichthin:

„Daß ich's nicht vergesse, Herr Hammer war hier, und läßt Sie grüßen. Er hat sein Compagnonsverhältniß mit Kampke aufgelöst, und ist auf unbestimmte Zeit verreist. Wir aber bleiben uns treu, nicht wahr Flora?" und ihr noch zärtlich mit der Hand winkend, verschwand sie hinter der Portiere, und ließ die Ueberraschte in einer Art von Betäubung allein.

Wenig kennt der die Frauenherzen, der solche auffallende Umschläge für unmöglich hält. Frau v. Falconi war im Grunde keine böse Frau; leider aber entsprangen ihre Impulse, die guten wie die schlimmen, aus Launen, wechselnd wie das Wetter im April, und ohne Entschuldigung oder Erklärung sich wandelnd und in jähesten Gegensätzen umspringend, als verstände es sich bei ihrem Stolze von selbst, daß man darüber keine Erklärung verlangen dürfe. So hatte sie auch Florentine vom ersten Tage an kennen ge-

lernt, und wäre über den Stimmungswechsel weniger erschrocken, als über die Nachricht der Auflösung des Vormundschaftsverhältnisses und der Abreise Hammers. O nein, eine bloße Laune der Falconi konnte es diesmal nicht sein. Hier mußten wichtige Erklärungen, wichtige Veränderungen stattgefunden haben, und daß man ihr diese verheimlichte, war kein gutes Zeichen. Ja wenn sie sich die Sache recht betrachtete, wollten sie ganz eigenthümliche Gedanken beschleichen. Wohlthuend schien die Milde, sie nun doch hier festzuhalten, ihr den Lieblingswunsch aus der Seele zu lesen, ihn zu erfüllen, ehe er noch ausgesprochen, und doch, wie kam es, daß alle diese Milde durchaus nicht wohlthuend für sie war, als lauere eine Absicht dahinter, die einer verhüllten Grausamkeit viel ähnlicher sah.

Arme, glückliche Florentine. Es trifft sich oft so, daß Menschen jahrelang etwas ersehnen, wünschen und hoffen, daß sie gern „sterben" könnten um die Erfüllung dieses einzigen Wunsches. Kommt dann aber die Verwirklichung in der That, so entzückt sie nicht mehr, weil die ersten Verhältnisse sich ebenfalls verändert haben, weil Bedingungen dabei sind, auf die man nicht rechnete. Ohne Bedingungen aber gesteht auch das gütigste Schicksal keine Gunst zu, das Schicksal, welches viel öfter einem herzlosen Wucherer gleicht, der sein kleines Darlehen mit der doppelten Summe verbriefen läßt.

Ihrem Vater gehörte nun die Inspectorstelle, ihre eigene Stellung blieb ihr erhalten, aber den Geliebten hatte sie verloren; hatte sie ihn etwa dafür hingeben müssen? — eine gefährliche Gedankenverbindung, und seien wir offen, noch blitzte diese Idee in dem einfachen Mädchenkopf nicht auf, als Florentine eilig und freudig an ihren Vater schrieb, um ihm eine neue Heimath, eine glückliche und sorgenfreie

Existenz anzubieten. Desto größer war ihr Schrecken, als das Kammermädchen ihr am folgenden Morgen mittheilte: „Die gnädige Frau sind heute früh um 5 Uhr mit der Eisenbahn fort. Hier sind die Schlüssel. Wohin, haben sie nicht gesagt, sie würden in einiger Zeit selbst schreiben."

Da war es, als wenn ein Vorhang vor ihren Augen weggerissen würde, ein Vorhang, der einen Abgrund von List und Schlauheit verdeckt hatte. Florentine verlor fast die Besinnung vor den Gedanken, die auf sie hereinstürmten. Hammer war fort, ohne Abschied von ihr zu nehmen, Frau v. Falconi war fort, ohne zu melden, wohin — vielleicht ihm nach! Sie war mit Großmuth hier festgehalten worden, um jenen die Flügel zu entfesseln. Entsetzlicher Verdacht. Und allerdings — jener plötzliche Zorn über den entdeckten Briefwechsel mit Hammer, die Wärme des Tons, wenn die gnädige Frau von ihm sprach, die unbewachten Stunden in der Orangerie, die tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die verschleierten zarten Andeutungen einer möglichen Wiedervermählung von Seiten der Gnädigen: — wie tausend glühende Pfeile schossen jetzt diese und andere Erinnerungen ihr in das Herz, tausend Beweise, daß sie den Geliebten hatte hingeben sollen. Nur das Eine blieb ihr räthselhaft. Wozu war es nothwendig, diese Großmuth gegen sie zu üben? Konnte man sie nicht einfach fortschicken, um einige Wochen später ganz ungehindert die Hochzeit am Orte selbst zu feiern.

Ein Besuch beim alten Kampke, um von ihm die Ursache der Abreise Hammers zu erfahren, änderte an Florentinens Befürchtungen nichts, sondern war nur geeignet, sie zu verschlimmern.

„Sehen Sie liebes, kluges Fräulein," sagte der Alte,

indem er seine blaue Brille putzte, „Wir konnten uns in der letzten Zeit nicht mehr recht vertragen. Der Herr Hammer — ich danke ihm viel, es ist wahr, aber der Mensch hat einen Sparren zu viel, ja einen zu viel, und für's Geschäft ist er verdorben, ein für allemal! Früher schrieb er wunderschön, und zeichnete wie gestochen, jetzt ist aus den Krähenfüßen nicht klug zu werden. Das mußte Alles wie geblasen sein. Er hörte nicht mehr auf mich, er antwortete nicht, wenn man fragte, blieb bei Tische aus, und sogar des Nachts. Nein, nein, das ist ein ungesundes Leben das; soll ich es Ihnen sagen, Fräulein, was ich glaube — verliebt war der Junge, verliebt sag' ich; ich bin es auch gewesen, vor dreißig Jahren, hab' auch allerlei Tollheiten gemacht damals, auch rosenrothe Weste getragen und auf dem Klepper galoppirt wie er — hab' ihn auch an den Puls gefühlt und coram genommen, aber glauben Sie, daß ich etwas ausgerichtet, — keine Spur, sage ich Ihnen! —"

„Benno, sagte ich ihm — mach' mir die Freude, suche Dir eine Frau aus, sei es, wer es sei – auf Vermögen haben wir nicht zu sehen, Gott sei Dank — aber nein, da war Feuer im Dach. – Denken Sie, was der Junge für Sachen sagt: Es ruht ein Fluch auf unserer Familie. Das verstehen Sie nicht, Papa; — man lebt nicht für die Liebe allein. Lassen Sie mich künftig damit in Ruhe! und dabei war er brennend roth, so roth wie meine damalige Weste vor dreißig Jahren. — Was war zu machen, ich hielt das Maul. Auf einmal — es war erst vor ein paar Tagen, liest er die Zeitung — wirft sie hin — springt auf, und stürmt auf mich los. Jetzt ist's Zeit, alter Kampke — jetzt ist's Maaß voll — jetzt könnt Ihr mir mein Guthaben herauszahlen — baar bis auf den Heller, denn ich brauche es, Adieu

Stadt! Adieu Maschinen! Ich stand da, können Sie denken, wie ein angemalter Türk; er aber, ohne nur eine Antwort zu haben, nimmt den Hut, und fort — zu Frau v. Falconi — ich dachte, Sie wüßten schon." —

„Ich weiß gar nichts, Herr Kampke, und kam deshalb zu Ihnen, damit Sie mir Licht verschaffen sollten, denn mir sind alle diese Dinge unerklärlich."

„Liebes kluges Fräulein, dann könnten wir zusammen mit einer Laterne durch die Welt spazieren, um zu suchen. Ich kann Ihnen nur sagen, was geschehen ist, aber nicht, warum es geschehen ist. Tags darauf hab' ich ihm sein Guthaben als Compagnon ausgezahlt — es ist nicht so sehr viel, aber anfangen kann man etwas damit. Dann ist er abgefahren. Sehen Sie, das ist Alles. Ich bin meinen guten spiritus familiaris los, und Frau v. Falconi muß nun auch einen neuen Curator haben, was soll das werden, was soll das werden. Wir sind recht in der Patsche, mein Fräulein!"

Das war das ganze Resultat des Besuches. Alle diese Dinge und ungelösten Fragen stürmten auf Florentinen ein, und als sie mühsam vom alten Kampke heimgekehrt war, mußte sie sich zu Bette legen.

Am andern Morgen saßen ihre Eltern an ihrem Lager, der brave Zaungruber mit dem ehrlichen rothen Gesicht, das heute von besonderer Freude strahlte, und die Mutter von unermeßlichen Schachteln, Koffern und Kisten umgeben. „Da sind wir nun, Du Engelskind," sagte der Vater, „sind da mit Sack und Pack, um in dem Land Gosen Hütten zu bauen, dahin Du uns gerufen hast, wie der Joseph seinen alten Vater Jacob sammt seinen zwölf Brüdern. Schau, es ist doch gut, daß es so gekommen ist,

sagte er später; es hat noch schreckliche Auftritte gegeben, mit dem gnädigen Herrn."

„Ja, wir haben Dir Vieles zu erzählen," schob die Mama ein. „Was so ein Mädchen nicht Alles anrichten kann. Du bist nun eigentlich Schuld, daß der Herr Baron von Haus und Hof muß!"

„Ja staune nur, mein Kind," sagte jetzt Zaungruber, wir sind vollständig gerächt. Daß mir der Baron den Pacht aufsagte, oder mich dazu zwang, ihm zu kündigen, ist natürlich kein Geheimniß geblieben. Einen neuen Pächter konnte er nicht finden. Du weißt, daß man in der Umgegend mich seit lange schon kennt. Die Leute, das heißt die Gutsbesitzer und die Gläubiger, meinten, ich hielte allein den ganzen Krempel von Gerstenbeck zusammen. Und daß ich mit meinem Herrn hintereinander gekommen, das machte die Leute stutzig, und das Vertrauen war beim Teufel. Kurz, es meldete sich ein Gläubiger nach dem andern, hier Schulden, dort Schulden. Der Baron hat ganz unglaublich gewirthschaftet. Das Ende vom Lied war der vollständige Concurs, oder eigentlich die Zwangsversteigerung, denn nach den eingeklagten Zinsen hat man nicht so lange gewartet, einen regelrechten Concurs zu eröffnen, und einen Massacurator einzusetzen. Zuerst wollten sie mich dazu haben, aber ich danke gehorsamst für solche Ehre. Uebermorgen soll draußen schon der zweite Licitationstermin sein; beim ersten ist nichts herausgekommen. Ich hab' den Jammer nicht mit ansehen können, bin lieber gleich fort, ehe Alles in fremde Hände, an fremde Leute kommt. Der Baron ist ganz aus'm Häuschen. Wer weiß, was der noch für Streiche macht -- übermorgen. Zwar, ich hätte es darauf ankommen lassen können, ob mich der neue Herr nicht etwa als

Verwalter oder als Pächter brauchen kann. Aber wer weiß, was für ein Gutsschlächter darüberkommt, der uns die Wälder ausholzt, die Felder parcellirt, aus dem Schloß am End' eine Fabrik macht. Nein, besser fern vom Schuß — ich kann's nicht sehen, wie nun Alles zu Grunde geht, obschon ihm ganz Recht geschieht; denn es ist ein Fluch auf dem Haus! Und wer ihn erfüllt hat, das bist Du, Wettermädel. Ohne Dich kein Heirathsantrag, ohne Antrag keine Aufkündigung, ohne Dich kein Concurs und keine Licitation — alles eines aus dem andern! Nun für uns ist gesorgt, denn ich nehme die Stelle an, und bin froh, wenn wir nur einen Unterschlupf haben. Auch Deine Brüder sind ganz glücklich, daß es noch so gekommen ist. So hast Du für uns Alle gesorgt. Kind, und am End' bliebst Du selber übrig — was, hab' ich Recht Flora? das wurmt mich, Mädel, das wurmt mich!"

Florentine verbarg weinend ihr Gesicht an der Brust der Mutter. Diese treuherzigen Worte des Vaters ließen sie auf Neue empfinden, was sie verloren hatte.

„Blitz und Granaten, ich glaub', ich hab' eine Dummheit gesagt," fuhr jetzt der Alte empor, „oder ist's wirklich an Dem, hast ein Herzleid, Kind, oder geht's Dir schlecht, bist gesprengt mit Deiner Herrschaft, oder hast Dir einen Schaden gethan, gelt ich hab' Dir's gesagt, es ist ein saures Brod, das Dienen. Und etwas muß hier vorgefallen sein, die Menschen sind alle so sonderbar, gehen auf den Zehen, und murmeln in den Bart, als wenn, der Teufel weiß was, passirt wäre. Schenk reinen Wein ein, Flora, und wenn es mit der Stelle hier nicht sauber ist, so heißt's vorwärts nach Amerika!"

Der Alte würde wahrscheinlich noch lange in seiner

„Trostrede“ fortgefahren haben, hätte nicht in dieser Stunde der Briefbote seine Sendung abgeliefert.

Mit flüchtigem Auge musterte Florentine die Adressen, bis ihr Auge auf einem Brief, der von Carlsbad aus datirt und persönlich an sie gerichtet war, haften blieb. Sie erkannte die Handschrift der Frau v. Falconi, riß den Brief hastig auf, und las und las, je weiter sie kam, desto mehr hellten sich ihre Züge auf, und ein glückseliges Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie endlich zu ihren Eltern sagte: „Ein Glück kommt doch selten allein. O nun kann Alles noch gut werden, ich bin gesund und fröhlich mit dieser Kunde geworden, und ich hoffe, wir werden Alle noch glücklich werden. Laßt mir Zeit, mich anzukleiden, und in einer Stunde fahren wir nach dem Bade hinaus, wo sich Väterchen sein künftig Asyl selbst ansehen mag.“ Und so geschah es auch noch am nämlichen Nachmittag.

Jener Brief der gnädigen Frau, welcher einige Räthsel löste, um neue an ihre Stelle zu setzen, lautete folgendermaßen:

„Liebes Fräulein, hoffentlich sind Ihre lieben Eltern, nun angekommen, und alle Ihre Wünsche sind erfüllt. Damit trage ich nur einen kleinen Theil des Dankes ab, den ich Ihnen und Ihrer segensreichen Thätigkeit schulde. Manches haben Sie in unsern letzten Begegnissen allerdings seltsam finden müssen, und ich bin Ihnen nachträglich einige Erklärungen schuldig, besonders über den Besuch Hammers an jenem letzten Morgen.“

„Daß ich es kurz mache, Herr Hammer hielt bei mir um Ihre Hand an, denn er sah ein, daß der Verkehr, in dem er mit Ihnen stehe, doch eines Tages entdeckt werden, und Sie vor mir compromittiren müsse. Er bat mich zu-

gleich, Ihnen zu verschweigen, daß er eine große Ueberraschung vorhabe, und auf dem Punkte stehe, ein Rittergut zu kaufen, welches zur Licitation ausgeschrieben sei. Bevor er Ihnen nicht eine reiche und anmuthige Zukunft bieten könne, wollte er bei Ihnen keinen Antrag wagen. —

„Ich habe diese delicate Sache nun dennoch verrathen, theils damit sie inzwischen an Herrn Hammer nicht irre werden, theils meinethalben! — Wohl ging mir aus seiner Leidenschaftlichkeit, wie aus sonstigen Mittheilungen, die Sie einst sehr in Erstaunen setzen werden, hervor, daß ich in einer großen Thorheit befangen gewesen, wenn ich — wovon Sie unschuldiges Kind vielleicht gar nichts wissen — in seinen häufigen Besuchen Anlaß genug zu dem Gedanken fand, früher oder später mir noch einmal Hymens Fackel leuchten zu lassen. — Und Sie dürfen versichert sein, daß unter den Gründen, diese Idee aufzugeben, die Rücksicht auf Sie und auf Ihr Glück in erster Linie stand. Hammer verläßt unwiderruflich die Stadt, und ich hänge unwiderruflich an ihr, und würde mich niemals entschließen können, ein Landleben zu beginnen. Das fällt wohl auch in das Gewicht. Diese Erklärung wird Ihnen hoffentlich genügen, um meine Resignation erklärlich zu machen, wenn ich wirklich einiges Recht darauf zu haben glaubte, mit Ihnen gleiche Ansprüche zu haben (ein Glaube, den ich noch heute nicht ganz verbannen kann). Wir täuschen uns eben nur zu leicht in den Ausdrücken der Verehrung, und wissen noch weniger, von welchen oft augenblicklichen, oft zufälligen und unbesonnenen Motiven die Entschließungen der Männer geleitet werden, aber Sie werden es natürlich erachten, daß ich vorläufig eine kleine Luftveränderung passend finden mußte, um Ihnen und Ihm Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Wie sich die Dinge entwickeln werden, muß ich Ihnen anheimstellen, aber ich glaube, auch Sie daran mahnen zu dürfen, die Sache mit allem Ernste zu erwägen. Sie haben sich in meinem Hause einer Aufgabe unterzogen und Pflichten übernommen, deren Erfüllung vielleicht eine größere und heiligere sein kann, als die ungewisse Aussicht eine Hausfrau zu werden. O wüßte ich nur Mittel und Wege, Ihren Geist und Ihr Herz — Ihr ganzes Leben an mich zu binden, und die Ueberzeugung in Ihnen zu befestigen, daß Entsagung um eines allgemeineren höheren Zweckes keines der letzten Erdengüter ist. Sie thäten mir innig leid, wenn Sie, was ich nicht hoffe, noch beurtheilen kann, vielleicht doch das Opfer einer Selbsttäuschung werden.

Wenn Ihre Angelegenheiten sich geordnet oder Sie selbst zu irgend einem Entschlusse gekommen sind, bitte, so schreiben Sie mir. Einstweilen schenken Sie mir Ihre Liebe und Freundschaft, deren ich so sehr bedürftig bin und ewig bleiben werde, als Ihre treuergebene Sidonie von Falconi."

Dem Briefe, der in Florentinens Seele zwar anfangs freudig wirkte, aber kurze Zeit darauf die widerstreitendsten Empfindungen hervorrief, war zum Ueberfluße wie allen Damenbriefen noch ein Postscript beigefügt, welches schwer zu entziffern war, und nach der richtigsten Annahme ungefähr lautete:

„Es versteht sich von selbst, daß Sie im Falle einer ernsteren und resignationsvollen Lebensauffassung doppelt an mich gekettet bleiben." — Weiter folgten einige unleserliche Zeilen, in denen nur die Worte „Adoption als meine Tochter" und „Rücktritt" entziffert werden konnten. —

Die Licitation.

Der Tag der Licitation war gekommen, der Licitation für Schloß Gerstenbeck.

Wer früh Morgens als Wanderer vorübergekommen wäre, und die leeren Höfe, die schweigenden Gärten, die lautlosen Gebäude gesehen, er hätte glauben können, zu einem ausgestorbenen Gute zu kommen, so sehr schien die Natur und die leblose Umgebung das bevorstehende Loos mitzufühlen. Zwar, so still war es nicht an den andern Stunden des Tages.

Seit der Pächter Zaungruber abgereist war, hatte jede bisherige Ordnung aufgehört, oder war vielmehr auf den Kopf gestellt worden.

Die Knechte und Mägde blieben bis in den hellen Tag hinein in den Betten liegen, und thaten sich gütlich, als wäre eine lange Reihe von Festtagen für sie angebrochen. Die Knechte standen müßig, machten sich breit auf der großen Freitreppe, rauchten ihren schlechten Tabak im Schlosse, und nahmen sogar im Gartenpavillon oder im Freien Platz, um Morgens, Mittags und Abends Skat und Tarok zu spielen. Dazu wurde tüchtig getrunken, gelärmt und gesungen. Jede Feldarbeit hatte aufgehört. Die Pferde stampften in den Ställen unruhig und mißgelaunt ob der ungewohnten Unthätigkeit, und selbst die Kühe, deren Pflege vernachlässigt wurde, brüllten hungrig in den

Ställen. Thiere und Menschen, gleichsam verwaist und bekümmert, wußten nicht mehr, wem sie gehörten.

Im Herrenhause öffnete sich manchmal eine Thüre oder ein Fenster, und der alte Baron schritt wie ein Gespenst aus besseren Tagen treppauf und treppab durch Säle und Gänge. Schweigend und drohenden Blickes, zuweilen still stehend und nachdenklich seinen Bart drehend, schien es, als brüte er über einer kühnen That, einem finstern Entschluß. Dann verschwand er wieder im unteren Gartenzimmer, lautlos, wie er gekommen, und die Knechte hörten von Zeit zu Zeit einen Schuß fallen.

So war es gewesen in den letzten Tagen, aber heute gegen neun Uhr Morgens war es anders, und derselbe Wanderer, der einige Stunden zuvor das Gut für eine ausgestorbene Ruine halten konnte, mochte jetzt auf die Meinung kommen, das Schloß sei in die Burg eines Raubritters umgewandelt worden.

Glücklicherweise können wir den Baron von Gerstenbeck nicht in Verdacht haben, als hätte er jemals Göthe's Götz von Berlichingen gelesen, sonst hätte sein Benehmen als ein Plagiat ausgelegt werden müssen.

„Dreitausend Teufel!“ schrie er seinem alten tauben Jobst zu, indem er ein offenes Papier in Händen hielt — „Federfuchser anrücken wollen, Fehde angesagt auf zehn Uhr! Mich ausräuchern wollen wie kranken Dachs! Sollen nur kommen, sollen's probiren! Hundspeitsch auf die Schacherseelen. He Jobst, die Gewehre geladen, die Kanonen in den Saal! die Zugbrücken aufgezogen! und alle meine Leute hiehergerufen!“

„Freie Männer, liebe Freunde“ — sprach er nun zu den Knechten — „wisset, daß Männer des Umsturzes,

die Thron und Altar unterwühlen, auch uns antasten wollen, uns die Stützen der Ordnung im Staate. Freie Männer, treue Kameraden, Tag ist gekommen, an dem Ihr heilige Freiheit vertheidigen sollt gegen Federfuchser, Rabulisten, Republikaner, Rebellen! Auf dem Spiele steht Ehre des Ritterstandes, Wohlfahrt des Volkes und Glaube an alten Gott, der keinen Deutschen verläßt in seiner Noth. Also rüstet Euch, und greift zu den Waffen, begeistert Euch für König und Vaterland, und schleift Eure Messer gegen Wölfe, die unsere freie Burg brechen wollen, der Sieg muß uns verbleiben, denn unser ist die gerechte Sache!" — Mit Jubelgeschrei antworteten ihm die Vasallen, denn der Herr hatte weislich ein Fäßlein gebrannten Wassers auffahren lassen.

Jetzt hatte man die Thüren verbarrikadirt; die kleine Bachbrücke, welche in den Schloßgarten führte, war abgehoben, auf dem Dache des Herrenhauses flatterte lustig eine alte ausgewaschene Familienfahne mit dem Wappen der drei Aehren und drei Kugeln, über die Hofmauer hinweg schauten die eisernen Schlünde kleiner Böller, die man sonst nur beim Erntefest, in der Neujahrsnacht, oder bei der Geburt eines Stammhalters losgebrannt hatte. Die Pappeln am Schloßhof waren gefällt worden, und quer vor die Einfahrt postirt. Kein Raubritterschloß war gegen die Heere Maximilians und Frundsbergs jemals besser verbarrikadirt, und wäre der göttliche Ritter von der Mancha jemals in die Lage gekommen, ausgepfändet oder „vergantet" zu werden, er hätte sicherlich seine Behausung ebenso sinnreich in Vertheidigungszustand gesetzt.

Doch damit wir keiner Uebertreibung beschuldigt werden, oder uns absichtlich auf die Bank der Spötter setzen,

welche nachträglich die Handlungsweise Gerstenbecks in erwähnter lustiger Art carrikirten, sei es zugestanden, daß jene Ausrüstung wohl nur im Plane des Barons lag; allein als ein Sohn der modernen Zeit kannte er die Macht der Polizei und der Gerichte zu gut, um einen solchen Exceß ernstlich zu wagen.

Thatsächlich jedoch kann es bezeugt werden, daß er jene Rede gehalten, die jedoch mit Schweigen und Lachen aufgenommen wurde, so daß er sich darauf beschränken mußte, das große Hofthor selbst zu verschließen, dessen großen Schlüssel er fluchend in seine Jagdtasche steckte. Ferner verschloß er das Herrschaftsgebäude, und zog sich mit seinem Schießzeug in das Gartenzimmer zurück, entschlossen, Niemand gutwillig hereinzulassen, und als neuen Herrn von Gerstenbeck anzuerkennen, nimmermehr freiwillig das Schloß seiner Väter zu verlassen, sondern allein dem Schicksal seine Stirn zu bieten.

Der Termin der Licitation war auf zehn Uhr festgesetzt. Eigentlich war es bereits der zweite Termin, auf welchen nunmehr ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth des Gutes verfahren werden sollte. Bereits vor einigen Wochen hatte der erste Termin in zufälliger Abwesenheit des Barons auf dem Gute selbst stattgefunden, allein die Angebote hatten bei Weitem nicht die Schätzungssumme erreicht; und gerade dieser Umstand, so wie daß man in seiner Abwesenheit in das Schloß gedrungen, hatte den Grimm Gerstenbecks zur hellen Wuth gesteigert. Juristisch angesehen, war die Sache nicht so verwickelt, als sie schien. Außer einem Schwarm kleiner Gläubiger, welche freilich am meisten Lärm machten, vertheilte sich die Hauptmasse der Passiva auf einen Fabrikbesitzer der Umgegend und

einige reiche Kaufleute in der Stadt, die gern den Scandal vermieden hätten, wenn sich eine Garantie der Zinszahlungen hätte finden lassen. Außer ihnen erschien zur bestimmten Stunde eine große Anzahl von Zuschauern und Steigerungslustigen, zuerst einige benachbarte Gutsbesitzer, ferner einige Geschäftsleute und Agenten aus der Hauptstadt, darunter auch wie gewöhnlich mehrere Söhne des bevorzugten Volkes Gottes, endlich auch einige alte Officiere und Cavaliere, welche von dem Unglück des alten Kameraden gehört hatten, und neugierig waren, wie er sich dabei benehmen werde.

Alle ohne Ausnahme wurden jedoch am verschlossenen Hofthor abgewiesen, und es half den Einzelnen nichts, daß sie ihre Namen nannten, und sich auf ihre Freundschaft beriefen. Gerstenbeck, der in den letzten Monaten diese Freunde hinreichend kennen gelernt hatte, als er Hülfe bei ihnen suchte, hatte alles Recht, seine getreuen Freunde wie Timon von Athen zu einem großen Gastmahl zusammenzubitten, um ihnen verdeckte Schüsseln mit warmem Wasser zu präsentiren, ihnen aber zugleich dieselben Schüsseln an den Kopf zu werfen. Was war zu thun. — Unter vielem Hin- und Herreden spazierten die Gäste gruppenweise in der Allee vor dem Schlosse, um die Ankunft der Gerichtscommission zu erwarten, die auch präcis zwanzig Minuten später eintraf. Es waren drei Herren in einer offenen Kalesche, allein auch ihnen wurde kein freundlicherer Empfang. Das Thor blieb eigensinnig verschlossen.

„Im Namen des Gesetzes befehle ich dem Herrn Baron von Gerstenbeck, das Thor zu öffnen, und die Commission des Gerichts einzulassen!“ rief Einer der Herren mit Stentorstimme, indem er sich im Wagen erhob. Eine Weile

war Alles still. Dann öffnete sich ein Fensterflügel der oberen Etage. Gerstenbecks Kopf erschien weingeröthet, und rief als Antwort einige unverständliche Worte herunter, die vermuthlich von der berühmten Replik Götz von Berlichingens wenig unterschieden waren. Zugleich krachte aus demselben Fenster ein Schuß, und die Kugel sauste weit über die Köpfe der Commission hin. Der Krieg war erklärt.

Die Pferde an der Kalesche bäumten sich erschreckt, und die Schaar der „Interessenten" tobte im wildesten Aufruhr durcheinander.

„Meine Herren", sagte der Commissär. „Ich nehme Sie Alle als Zeugen dieser öffentlichen gewaltsamen Auflehnung gegen das Gesetz. Hier wird ein Exempel statuirt werden müssen. Fertigen wir sofort einen Boten nach der nächsten Gendarmeriestation ab. Einstweilen schlage ich Ihnen vor, uns zum Wirthshaus zu verfügen. Wir können dort unsere Geschäfte vollkommen bereinigen, da wir die Karten und die Plane des Gutes mitgebracht haben."

Der Vorschlag wurde acceptirt. Die Gesellschaft, aufgeregt und entrüstet, lachend und schimpfend, versammelte sich im Obersaal des Gasthauses, wohin auch einige später anlangende „Parteien" verwiesen wurden

Wir verzichten darauf, die Einzelnheiten der Versteigerung zu berichten. Bereits drei Stunden hatten die Verhandlungen gedauert, und das letzte Gebot war zu einer Höhe von sechzigtausend Thalern gestiegen, während die Schuldenmasse selbst nahe zu das Doppelte dieser Summe erreichte Zwar betrug die gerichtliche Schätzung selber kaum weniger als die Schuldenmasse, und es schien unerklärlich, weshalb nicht die Hauptgläubiger selbst sich der Sache annahmen, sondern ruhig duldeten, daß die berechnende Verläumdung von Spe-

culanten, welche um den möglichst billigen Preis das reiche Besitzthum an sich reißen wollten, den wahren Werth herabsetzte, und die Kaufliebhaber abzuschrecken versuchte. Allein es ist bekannt, wie dabei auch die Zeitumstände mitwirken. Drohende Zeitläufte, die Erhöhung der Steuern, politische trübe Aussichten, ein möglicher bevorstehender Krieg, und das Weichen aller Course drückten im Moment auch den Werth des Grundbesitzes herab — kurz die Sache schien zu keinem erfreulichen Resultat zu führen, man müßte es denn erfreulich nennen, wenn die Gläubiger sich mit fünfzig Procent ihrer Forderung begnügen, und der Eigenthümer als Bettler vor die Thür gesetzt werden sollte. Dennoch schien der Augenblick dieser Entscheidung unausweichlich gekommen zu sein, als ein junger Mann, der von ziemlich unscheinbarem Aeußern der Verhandlung bisher schweigend vom Fenster aus beigewohnt hatte, sich umdrehte, und um das Wort bat.

„Wer ist der Fremde?“ ging ein flüsterndes Fragen durch den Kreis. Und bald wußte man, daß dieser „Unbekannte“ bereits vor einigen Tagen am Orte angekommen, und beim Pfarrer abgestiegen sei. Hätte man früher gefragt, so hätte man vom Wirth noch mehr erfahren können.

In der That war der Fremde beim Pfarrer eingekehrt; aber sein Benehmen war ein höchst seltsames gewesen. Nicht daß er mit kundigen Leuten vom Dorfe die Feldmark und weitläufigen Grundstücke des Gutes beging, alles Einzelne sorgfältig durchforschte, sich über die Durchschnittserträgnisse seit den letzten zehn Jahren unterrichtete, und die zum Gute gehörigen Wassermühlen in Augenschein nahm, das Alles war nicht auffallend — aber daß er öfters vor Tagesan-

bruch oder an spätem Abend Nachgrabungen auf der Feldmark anstellte, die Erde in einem Säckchen mitnahm, und die Versuche wiederholen ließ — daß er ferner mit der Frau Zipsin mehrere Zusammenkünfte auf dem Pfarrhofe hatte und daß die letztere plötzlich höchst lustig wurde, und den Weibern im Dorfe merkwürdige Redensarten zu kosten gab: „Jetzt werde es die Welt sehen, daß sie Recht habe, jetzt werde ein seltsames Gericht ergehen, jetzt sollten die Leute zu Kreuz kriechen und Gottes Fügungen anbeten“ u. dgl.: – Alles dies war kein Geheimniß geblieben, und hatte vielfaches Aufsehen erregt; aber weder der Gutsherr, noch die jetzt anwesenden Herren Interessenten hatten etwas davon erfahren.

So viel beiläufig. Dieser junge Mann trat jetzt zum Commissär, und nachdem er sich vor ihm durch einige vorgelegte Papiere über seine Person sowie über seine Zahlungsfähigkeit legitimirt hatte, nahm er das Wort, und sprach, indem er seine Cigarre nachlässig im Mund drehte: „Meine Herren! Wie mir scheint, handelt es sich hier für einen Theil darum, aus der Concursmasse wenigstens die Deckung der Passiva zu retten, für den andern dagegen, diese vogelfreie Beute möglichst billig zu er—steigern, um nicht zu sagen, zu erschwindeln, mögen auch die Gläubiger nur mit fünfzig Procent davonkommen. Nach meiner Meinung jedoch,“ fuhr er mit erhöhter Stimme gegen den beginnenden Tumult fort, „handelt es sich nicht bloß darum, das Gut mit Ehren zu erwerben, das heißt, die Gläubiger zu befriedigen, sondern auch den jetzigen Eigenthümer nicht ganz hilflos in die Welt zu schicken. Nach den bisherigen Schätzungen decken sich Werth und Schuldenmasse ziemlich gleichmäßig. Die letz-

tere beträgt 120,000 Thaler. Wohlan, ich biete 130,000 Thaler.

Wie ein Wetterstrahl fuhr dies Wort in die Versammlung. Niemand wagte zu athmen oder geschweige eine Silbe darauf zu erwidern. So kam es, daß nach fünf Minuten der Hammer fiel, und das Gut dem letzten Bieter, dem unbekannten jungen Mann von unscheinbarem Aeußern, zugeschlagen wurde.

Jetzt bemächtigte sich ein Schrecken der Versammlung, wie es zuweilen auf Kunstauctionen geht. Die Meisten haben kein Urtheil über alte Gemälde, und zögern mit Angeboten, bis plötzlich die Steigerung eines Fremden ihnen die Augen darüber öffnet, daß es sich hier um eine Celebrität, um ein unerkanntes Meisterstück ersten Ranges handeln müsse. — So glaubten diese Concurrenten, daß er das Gut und seine Eigenschaften besser kennen müsse, als sie nach den vorgelegten Plänen, auf denen zweihundert Morgen Acker, achtzig Morgen Waldung, ebensoviel Wiesen, und nahe an hundert Morgen „Unland," d. h. unbrauchbares Terrain: Wasser, Wege, Sümpfe und Felsen verzeichnet waren.

Der Lärm nach diesen Erwägungen wurde unbeschreiblich. Die Gläubiger umdrängten den Käufer gratulirend, und hätten ihn am Liebsten umhalst, denn sie kamen ja in diesem Fall ohne allen Verlust davon, die andern Käufer schüttelten die würdigen Häupter, schnupften mit bedenklichen spöttischen Mienen, oder stierten den unverhofften Sieger mit sprachlosem Staunen an; aber wer beschreibt das wechselnde Mienenspiel, als jetzt der Fremde wieder begann:

„Meine Herren! Da nun mir das Gut zugeschlagen ist, will ich Ihnen nicht länger mein Geheimniß vorent-

halten. Ich könnte mir zwar den Vorwurf machen lassen, daß ich das Gut über alles Verhältniß zu theuer erstanden habe, denn ich hätte es ja weit unter der Schätzung haben können, allein ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß nach meiner Kenntniß von den wahren Naturschätzen des Gutes und seines Terrains der Kaufpreis noch billig zu nennen ist. Außerdem aber habe ich ein ganz besonderes Interesse, dieses Gut mit Ehren zu erwerben. Ich will es nämlich der Familie des Barons Gerstenbeck erhalten!" — Namenloses Staunen, welches in Bestürzung überging, als er fortfuhr:

„Wir haben nunmehr über den Modus der Bezahlung zu verhandeln, und hierin erlaube ich mir als jetziger Eigenthümer, Ihnen einen Vergleich anzubieten. Zwar bin ich bereit, und im Stande — wenn es verlangt wird, Ihnen die volle Kaufsumme baar zu erlegen, worüber Ihnen vorliegender Creditbrief Bürgschaft sein möge," und er ließ bei den Hauptgläubigern ein Papier circuliren, welches er dann zusammenfaltete, und wieder in die Brusttasche steckte — „allein," fuhr er fort — „es wäre mir lieber, wenn ich Ihnen sagen dürfte: Geld bringe ich Ihnen nicht, aber ich bringe Ihnen Kenntnisse und neue Hoffnungen. Wurde das Gut versteigert ohne mein Dazwischentreten, so hatten sie höchstens auf fünfzig Procent Ihrer Forderungen zu rechnen. Wollen Sie jedoch unter meiner künftigen Verwaltung die Hauptsummen auf dem Gut liegen lassen, so garantire ich Ihnen nicht nur die vollen Zinsen der Schuld, sondern hoffe Ihnen in einigen Jahren auch keine unbedeutende Dividende zu zahlen, denn ich betrachte Sie in diesem Falle von heute an als meine Miteigenthümer. Für die

rückständigen Zinsen, sowie für die Abfindung der kleineren Gläubiger mögen diese sofortigen Anweisungen genügen!" —

Bereits erhob sich der Tumult von Neuem, als er nicht ohne Mühe mit kräftigem Tone sich wieder Gehör verschaffte. „So wissen Sie denn, was hoffentlich alle Räthsel erklären wird, ich baue auf Alaun und Braunkohlen, und ich war es, der Kampke's Firma in C. in Flor gebracht hat, wie Sie vielleicht gehört haben werden. Ich habe nach sorgfältigster Untersuchung die sichersten Gründe und Beweise, daß das Gut Gerstenbeck überreich an diesen Naturproducten ist, deren Ertrag Ihnen jene Dividende in Aussicht stellt. Es kommt also darauf an, ob Sie auf einer sofortigen Auszahlung des Kaufpreises bestehen, oder meinen Vorschlag acceptiren, die Hauptsummen liegen zu lassen, und dafür an dem eventuellen Gewinn theilzunehmen."

Mit dieser Wendung war im Grunde der Begriff einer Licitation einer Vergantung des Gutes — umgangen, denn der Fremde wurde, obschon er juristisch Besitzer des Gutes geworden, thatsächlich somit ein neuer Verwalter, ein neuer Curator des Gutes zum Nutzen der Hauptgläubiger. Hauptsächlich war es der Name Kampke's, welcher elektrisirend wirkte, und die sicherste Bürgschaft für den vorgeschlagenen Modus bot. Man drängte sich zu dem jungen Mann, um seine Bekanntschaft zu machen, und ihn mit Complimenten zu überhäufen. Man bewunderte seinen klugen Einfall und seine ehrenwerthe Handlungsweise — kurz: die Aussicht auf ein Arrangement ohne Verlust, ja sogar auf neuen Gewinn war so lockend, daß jener Vorschlag, der ja überhaupt nur den Hauptgläubigern galt, während der Lärm der kleinen Creditoren längst gestillt

war, nach kurzer Besprechung ganz nach Wunsch angenommen, und sofort rechtsgiltig ausgefertigt wurde

Kaum war dies geschehen, und die nöthigen Protokolle über den Erwerb des Gutes Gerstenbeck durch den Fremden unterzeichnet, als der letztere jenes Document, das er als seine Hauptbürgschaft vorher hatte circuliren lassen, wieder aus der Brusttasche hervornahm und vernichtete. Seine Brust athmete auf, als hätte sie einen schweren Stein abgeworfen, und ein halb spöttisches, halb glückseliges Lächeln glitt über seine Züge, als er das Document an der Flamme des Lichtes verbrannte, das zur Untersiegelung des ausgefertigten Vertrags gedient hatte. Jenes Document war aber nichts anderes, als ein Creditbrief auf das Haus Falconi!

Darüber war der größte Theil des Tages hingegangen, und es schlug eben fünf Uhr, als sich Galoppschlag im Dorfe vernehmen ließ. Es war eine Abtheilung Gendarmen, welche gekommen war, um dem neuen Besitzer zu seinem Eigenthum zu verhelfen, und nöthigenfalls den widerspenstigen, halsstarrigen Feudalherrn zu verhaften. Begreiflicher Weise blieben die anderen Interessenten gern noch auf dem Platze, um einem so merkwürdigen Schauspiel, wie es die „Verhaftung eines Barons“ und die Eroberung des Gutes Gerstenbeck zu werden versprach, beizuwohnen.

Es könnte scheinen, als ob diese Erzählung eine culturgeschichtliche traurige Wahrheit illustriren wollte, wie Rittergüter und Adelssitze in unserer Zeit allmälig in die Hände der Industriellen kommen, allein das war und ist nicht die Absicht des Erzählers. Nichts hat ihm beneidenswerther, poesievoller und anmuthiger gedünkt, als jene uralten Familiensitze des Adels, wo schon die Großältern und Urväter hausten und

wirkten, wo die alterthümlichen Gemächer und Treppen, die uralten geschnitzten Schränke und rostigen Waffen, verblichenen Bilder, gedunkelten Glasgemälde und manch' vergilbtes mit seltsamen Schnörkeln und derben Sprüchen geschmücktes Stammbuch den späten Enkel wie alte liebe Bekannte anmuthen. Die hohen Nußbäume vor dem Schlosse rauschen heimliche Sagen, in den Kellern walten emsige Hausgeistlein, in der gewölbten Trinkstube geht ein leises Klingen bisweilen, als versammelte sich dort die ganze Reihe der dahingegangenen Generationen, um bei ihrem späten Enkel zu Gast zu sein. Ja in solchem alten Schlosse kommt man sich selbst um Jahrhunderte älter vor, und ein Behagen, wie nichts in der Welt geben kann, weht dann um Dein jugendliches Greisenalter vor dem goldgrünen Römer. Freilich, die heutige Zeit belächelt solches Behagen, sie bröckelt an den Resten der Vergangenheit, verschleudert und zerstört, um mit andern Kenntnissen, andern Künsten, andern Lebensmaximen sich ein leichteres lustigeres Dasein zu gründen. Verkehr und Handel, Wissenschaften und Künste schleichen sich wie Füchse und Marder allmälig herein, um das ehrwürdige Alterthum zu unterhöhlen, und es gibt Leute, welche fürchten, daß uns diese Füchse und Marder der Betriebsamkeit und des Weltgenusses wieder einer neuen Barbarei, einer Wildniß entgegenführen, in der nur das Recht des Stärkeren und der wilden Leidenschaften nach bekanntem amerikanischen Maßstabe gilt. Vielleicht aber gibt es dennoch einen Weg, diese Motten und Bohrwürmer der Neuzeit, welche den Glanz des alten Adels zu zernagen drohen, unschädlich zu machen, indem die alten Familien selbst die neuen Wissenschaften und Künste, die Merkursschwingen heutiger Industrie, sich zu eigen machen, um so, wie in einstiger Zeit,

an der Spitze der Bildung zu bleiben. Wenigstens ist solch' ein Adeliger noch nie von seinem Stammgut gekommen. —

Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

In bunter Menge rückte man zum Schlosse vor. Der Abend war bereits hereingebrochen. Noch flatterte die verwaschene Fahne mit den drei Aehren und drei Kugeln von dem First des Daches; noch zeigten die Thore sich äußerlich verschlossen, und auf den Hofmauern blinkten spitzige Glasscherben, als sei der Herr entschlossen, wie ein alter Raubritter es auf einen Sturm ankommen zu lassen, und unbesiegt zu fallen und zu sterben. Wir wollen nicht alle Möglichkeiten erschöpfen, die vielleicht die Sache verschönern könnten, sondern kurz angeben, was wirklich geschehen.

Gerstenbe ckhatte im Gefühl seines Triumphes am Nachmittag die Barricaden der Pappelbäume wegschaffen lassen, und gab seinen Knechten auf dem Hofe mit einem zweiten Fäßlein gebrannten Wassers ein kleines Siegesfest. Man trank und lärmte, sang und tanzte, als plötzlich die Gendarmen am Eingang erschienen, und sofort auf den Hof sprengten, um das Schloß zu besetzen. Ein Theil der Knechte entfloh, ein anderer wurde gefangen und gebunden, und auf die Frage, wo der Herr sei, schimpften sie, und fluchten auf Gott und die Welt.

Benno Hammer, so hatte sich jener Fremde in das Protokoll über den Vertrag mit den Gläubigern eintragen lassen, schritt jetzt mit tiefer Bewegung die Treppe hinauf, um in das Herrenhaus einzutreten — zu derselben Thür einzutreten, aus der ihn einst vor Jahren der alte Zaungruber als Betrüger und Schwindler vom Hofe gewiesen hatte. Ungehindert trat er in die lautlose Hausflur ein,

doch kaum richtete er seine Schritte zum nächsten offenen Zimmer, als drinnen die Stentorstimme des Barons ertönte: „Wer eintritt, ist ein Kind des Todes!“. Schon wollte Benno sich der Thüre nähern, als ihn glücklicherweise Frau Zipsin einholte, und im letzten Augenblick zurückriß. — „Was thun Sie, Herr Benno! Der Teufel ist zu Allem fähig, erst muß er Sie sehen!“ Und laut ausrufend: „Ich bin es, Herr Baron, ich, die alte Frau Zipsin, die Ihnen was Gutes zu sagen hat,“ trat sie zuerst in die Thür. Da stand der Baron, in der That mit erhobenem Gewehr, aber kaum hatte er Benno bemerkt, als er, von Schrecken durchzuckt, die Waffe fallen ließ, und sich zitternd — gleichsam wie vor einer Geistererscheinung, mit abwehrenden Händen und starren Augen zurückzog.

Benno folgte ihm nach, ohne ein Wort zu reden.

Endlich waren Beide in jenem Gartensaal angekommen, wo jene beiden Frauenbilder hingen, das eine mit den silbernen Locken und den milden grauen Augen, und das andere mit den langen schwarzen Flechten und den schwermüthigen dunklen Augen.

„Warum fliehen Sie vor mir, Herr Baron?“ fragte Benno. „Sie haben keine Ursache, denn unsere Angelegenheit ist hoffentlich geschlichtet, und ich komme, Sie zu retten.“

Beim Ton der Stimme fuhr der Angeredete wieder zusammen, aber er, da er zu sehen schien, daß er es mit einem Menschen von Fleisch und Blut zu thun hatte, faßte er sich und erwiderte in brüskem Tone:

„Wessen Angelegenheiten, mein Herr, wovon reden Sie? ich hoffe, auf diesem Gute hat Niemand zu commandiren, als ich. Augenblicklich verlassen Sie dieses Zimmer!“

„Lassen Sie diesen traurigen Trotz. Er steht Ihnen nicht mehr, Herr Baron, und Sie haben kein Recht mehr dazu. Kein Recht!" donnerte ihn Benno an, denn Sie stehen vor dem jetzigen Herrn des Gutes, der Sie leicht dieselbe elende Rolle spielen lassen könnte, wie er es vor Jahren erfahren mußte, der Sie leicht in dieselbe Verzweiflung stoßen könnte, wie diese edle Frau, die Sie vor zwanzig Jahren dem Elend preisgaben. - Kennen Sie dieselbe nicht mehr aus meinen Zügen, denn ich soll ihr Ebenbild sein? Blicken Sie hinauf, mit welchem Mitleid sie auf den Herzlosen herabsieht, der ein reiches Lebensglück mit roher Faust in Trümmer schlug!"

„Mensch, wer bist Du? — Entsetzlicher!" rief der Baron, indem er ihn am Arme ergriff.

„Die Nemesis bin ich, würde ich sagen, wenn ich Rachegedanken im Herzen trüge, und bei Gott, oft sind mir solche gekommen; ja es war ein süßes Gefühl in dem Gedanken, Dich einst in den Staub zu beugen, um Dich nach einem Menschenalter voll Thränen und Sorgen zerknirscht fühlen zu lassen, was es heißt, ein edles großes Herz gebrochen, ein junges aufstrebendes Leben den Stürmen eines mitleidlosen Schicksals preisgegeben zu haben. Das Alles solltest Du fühlen, wenn dieselbe Hand Dich in das Elend trieb, und Dein prahlerisches Glück zerbrach. Das Alles wollte ich thun, um jene Eine Theure zu rächen, die längst nun im kühlen Grabe schläft — heute aber, da ich Dich gesehen, thust Du mir leid. Fliehe, ehe die Gendarmen eindringen, um Dich zu verhaften. Fliehe! ich weiß keine andere Rettung, denn Du hast zu den Waffen gegriffen und Dich selbst außerhalb des Gesetzes gestellt. Fort, ehe sie eindringen, fliehe nach C. Am Grabe Clementinens

wirst Du Ruhe finden, und Dein Asyl wird Dir immer gesichert sein!“

„Mensch, wer bist Du?“ — und von Neuem klammerte sich der Baron zitternd an den Fremdling, der ihn zur Gartenthür drängen wollte.

In diesem Augenblick öffnete sich die entgegenstehende Thür, und die Gendarmen erschienen auf der Schwelle, um sich des Barons zu bemächtigen. Benno trat ihnen entgegen, und sagte zum Anführer derselben: „Herr Lieutenant, Sie werden vielleicht meine Bürgschaft für diesen alten Mann annehmen, und das Uebrige einer friedlichen Ausgleichung überlassen. Ich bin Herr dieses Hauses, und stehe Ihnen gut für diesen meinen Gast, um so mehr, als es mein Vater ist. Ich selbst heiße Benno Hammer, aber ich bin der legitime, einzige Sohn dieses Hauses, wie Ihnen diese Papiere ausweisen mögen.“ —

Ein Lebenslauf.

„Wenn ich in meine früheste Jugend zurückdenke“ — so lautet die Lebensgeschichte Benno Hammers, wie er sie in späteren Jahren seinen Freunden erzählte, und die wir endlich hier einschalten müssen — „so steht vor meinen Augen das Bild meiner Mutter, einer hohen schlanken Gestalt mit dunklen durchdringenden Augen und schwarzen herabhängenden Locken. —

„Wir wohnten einsam ohne Vater, ohne Geschwister zwischen Wassern und Wiesen in einem entlegenen Hause bei einem alten Manne, der Geschäftsführer in irgend einer großen Fabrik war, und den ganzen Tag außer dem Hause zubrachte. Meine Mutter sang mit ihrer tiefen Altstimme wundervolle Lieder, und besaß einen seltenen Schatz von Kenntnissen, selbst in fremden Sprachen, die ich mit Leichtigkeit von ihr lernte. Sie unterrichtete mich in Allem selbst, und ihr Grundsatz war: Hoffe nichts von Menschen, nichts von Beschützern oder Verwandten; noch weniger vom Golde, wenn Du dereinst in Besitz eines Vermögens kommen solltest — Du mußt Alles durch Dich selbst werden, und darfst Dich deshalb auch auf Niemand verlassen, als auf Dich allein. In dieser Absicht ließ sie mich in früher Jugendzeit verschiedene Handwerke erlernen, ich bin ebenso guter Schlosser als Uhrmacher, ein ausgelernter Tischler und Stellmacher, als wäre meine Existenz für eine Zukunft unter den Farmern des letzten Westens Amerikas berechnet gewesen. Dabei ließ sie mich fleißig Reisebeschreibungen lesen, turnen und schwimmen, fechten und reiten lehren, und in allen Realkenntnissen auf das Sorgfältigste unterrichten. Denn darin, sagte sie, lebe und wirke der Geist unserer Zeit. Was Kunst und Literatur angeht, bin ich vollständig ein Barbar geblieben, und ich kann mich rühmen, weder die sogenannten Classiker, noch irgend einen Künstler kennen gelernt zu haben, ja meine gute Mutter bewahrte mich davor, wie vor dem feinsten Gifte.

So kam es, daß ich frühzeitig körperlich entwickelt, stark, geschickt und eine Art Heros unter meinen Kameraden wurde, mit denen ich die Gewerbsschule besuchte. Von meinem Vater wußte ich nichts, als daß er gestorben sei.

Wovon wir lebten, kümmerte mich nicht, nur bemerkte ich, daß die Mutter in gewissen Zeiten zu einem Banquier ging, und mit einer kleinen Summe Geldes zurückkam. Manchmal, wenn ich recht gründlich nachdachte, dämmerte mir wohl wie eine alte Erinnerung das Bild eines Schlosses und prächtigen Parkes auf, aber wenn ich meine Mutter darnach fragte, sagte sie unwillig: Du wirst wieder geträumt haben, wann wirst Du Dir das endlich einmal abgewöhnen. Je älter ich wurde, je mehr wollte es mir auffallen, daß sie auf geschickte und ungezwungene Weise allen solchen Fragen auszuweichen suchte. Eines Tages kam ich mit einem der Kameraden, die mich wegen meiner Körpergewandtheit beneideten, in Streit, und er warf mir vor, ich brauchte mir auf mein Blut gar nichts einzubilden, wenn auch mein Vater noch lebe, und ein Adeliger sei — wie sie wohl wüßten, so sollte ich die Fäuste vom Volk doch noch genug fühlen. Arglos erzählte ich das am Abend darauf meiner Mutter, und sie gerieth in eine ganz seltsame, unbegreifliche Aufregung, und verbot mir in einem Zorne, wie ich ihn nie an ihr gekannt hatte, jemals diesen Punkt wieder zu berühren. Einige Zeit darauf wurde sie gefährlich krank; ich pflegte sie Tag und Nacht, und kam nicht von ihrem Bette. Da war es eines Abends, als die rothe Sonne durch das grüne Weinlaub am Fenster hereinschien, und eine unendliche Stille um uns war, da ergriff sie meine Hand, und sagte:

„Benno, mein geliebtes Kind. Gott hat unser Aller Stunden gezählt, und hält unser Leben in seiner Hand; wer weiß, ob er mich nicht bald von hinnen ruft, und Dich ganz zum Waisen macht. Zwar ich weine nicht um Dich — Du bist sechzehn Jahre alt, hast mancherlei gelernt,

und ich bin ganz außer Sorgen um Dich, denn Du wirst Dir leicht forthelfen können, und Dich bald frei und unabhängig hinstellen. Ja mein lieber Schatz, Du sollst noch oft mit Dankbarkeit und Liebe an Deine Mutter zurückdenken, die Dich so und nicht anders erzogen hat; aber damit Du auch mit Achtung meiner gedenken sollst, und damit Du meinen guten Namen in Schutz nehmen mögest, wenn böse Menschen ihren Mund aufthun, und über Deine Mutter ihr Gift ausgießen, so will ich Dir heute meine Geschichte erzählen — Dir dem Einzigen auf Erden." —

„Damit rückte sie mühsam die Kissen ihres Bettes zurecht, richtete sich ein wenig auf, so daß sie in den Garten sehen konnte, sammelte sich eine Weile, und begann:

„Du weißt vielleicht nicht, daß ich die Tochter eines einst reichen Patricierhauses in D. bin. Trotz unseres bürgerlichen Namens gehörten wir gleichsam zum Adel der Stadt, und obgleich der Glanz früherer Zeiten längst verblichen war, blieben doch die Ansprüche der Familie dieselben. Deshalb wurde an meiner und meiner Schwester Ausbildung nichts versäumt, zumal wir einen Freiplatz im Fräuleinstifte hatten, und als ich dort fertig war, nahm mich eine alte Verwandte mit auf Reisen wohl mehrere Jahre lang. So lernte ich die Welt und die Menschen kennen. Nach unserer Rückkunft — ich war damals schon vierundzwanzig Jahr, machte ich die erste, aber auch die entsetzlichste Erfahrung meines Lebens. Schon seit ich aus der Pension getreten, hatte sich mir ein junger Mann angeschlossen; er war reich an Kenntnissen und Welterfahrung; und wußte Alles, was uns für gewöhnlich eine fremde Sphäre bleibt. Er hatte Berg- und Forstwesen studirt, und war gründlich praktisch gebildet, kurz er war so, mein

Benno, wie ich Dich durch meine Erziehung habe machen wollen; alle unsere hohe und feine Bildung erschien vor diesem Mann der That nur äußrer Flitter, ein loser Blumenstaub, denn der Wind verwehen kann, und die Zeit. Alle meine Gedanken, mein ganzes Sein und Leben hing an ihm, obgleich meine Schwestern und Verwandten nichts von ihm wissen wollten, denn es war ein Bürgerlicher. Was fragte mein Herz darnach. Er war meine erste Liebe, und war es auch geblieben während meiner Reisen und die ganze traurige Zeit nachher bis auf den heutigen Tag. Paris und London, Rom und Venedig sah ich nur durch den Zauberschleier meiner Neigung, denn ein inniger Briefwechsel belebte und befestigte damals unser Verhältniß, über das ich mir nur den einen Vorwurf machen muß — daß es zu schön, zu schwärmerisch und zu glückselig war, um jemals verwirklicht werden zu können. Schon im dritten Jahre unserer Reisen wurden seine Briefe plötzlich seltener, und endlich blieben sie ganz aus. Von Unruhe und Sehnsucht ergriffen, drängte ich zur Rückkehr, und meine schwärzesten Ahnungen hatten sich erfüllt. — Mein Geliebter, ungeduldig, daß unser Bund kein Ziel und keine Hoffnung zu haben schien, wagte in meiner Abwesenheit einen entschiedenen Schritt bei meinen Verwandten, und ward schnöde zurückgewiesen. Ja man legte es ihm nahe, daß ich selbst die Auflösung des Verhältnisses wünsche, weil es keine Zukunft habe. Zu gleicher Zeit lernte er ein reizendes junges Mädchen kennen, die einzige Tochter eines reichen Fabrikanten. — Schnell entschlossen schickte er alle meine Briefe eingesiegelt an meine Verwandten zurück, und ein halbes Jahr darauf — gerade eine Woche vor meiner Zurückkunft feierte er die Hochzeit mit der Fabrikantentochter. So sind

die Männer, mein Benno, ach und ich weiß bis heute nicht, ob ich den Treulosen verfluchen, oder den Betrogenen, Getäuschten bedauern und segnen soll. Die Folge war, daß ich in eine gefährliche Krankheit fiel, und lange mit dem Tode kämpfte. Als ich genesen war, reichte ich auf den Rath meiner Schwestern und Verwandten meine Hand einem langjährigen Verehrer, den wir immer nur mit Spott behandelt hatten — dem Freiherrn von G. — Seine Name kommt niemals wieder über meine Lippen.

„Der Schritt war halb im Zorn geschehen, jedoch zur großen Freude meiner Schwestern und Verwandten, die in dieser standesgemäßen Verbindung ihre höchsten Wünsche erfüllt sahen. Auch war die Ehe nicht so unglücklich, als ich fürchtete. Ich liebte meinen Mann nicht, denn er war ein Trinker, Spieler und brutaler Mensch, aber sein Herz war lenksam, und Deine Geburt, mein Sohn, gab mir allen Ersatz meiner inneren Vereinsamung. Wir lebten gewöhnlich in der Stadt, und kamen nur selten auf die Güter hinaus, da mein Mann als Cavalerieoffizier an die Garnison gebunden war. So lebten wir scheinbar glücklich und zufrieden, aber die Schicksalsstunde rückte unausweichlich heran.

„Jener, dessen Bild immer noch mein Herz erfüllte, brachte es durch seine Unternehmungen in wenigen Jahren weit, und errang sich den Namen eines bedeutenden Mannes. Er gründete Bäder und Fabriken, errichtete Alaunwerke und Wasserleitungen, und trotzdem er auf hohem Fuße lebte, wuchsen seine Flügel und seine Kräfte. Du weißt, wenn ich meine, es ist der reiche Falconi, bei dessen Geschäftsführer wir hier wohnen. — Ach, daß es so weit kommen konnte . . . Doch laß mich ruhig fortfahren.

Bei der Kleinheit der Residenz konnte es nicht fehlen, daß wir nach und nach in Berührung mit der Familie kamen. Falconi war zurückhaltend gegen mich, und wich auf das Sorgfältigste jeder Erklärung über die Vergangenheit aus; außerdem, daß er — gleichviel, ob unbewußt oder mit voller Schuld, mein Glück zerstört hatte, konnte ich ihm nichts vorwerfen, und gönnte ihm sein Glück aus vollem Herzen. Leider geschah es, daß mein Mann, der von jenem früheren Verhältniß nichts wußte, im Spiele mit Falconi bedeutend verlor, und sein Schuldner wurde. Er stellte ihm über die Schuld einen Wechsel aus, aber Falconi zerriß denselben und sagte: Zwischen uns kann davon keine Rede sein ich möchte nicht, daß durch noble Passionen Ihrer Familie Etwas entzogen würde. — Das machte meinen Mann, der von Natur aus mißtrauisch war, stutzig, und flößte ihm den ersten Verdacht ein. Durch einen unglücklichen Zufall fand er kurz darauf in meinem Secretär meine und Falconi's Briefe, die ich wie heilige Kleinodien meiner Jugend aufbewahrte. Seine rasende Eifersucht verwirrte ihm die klare Besinnung. Es kam zu einem Auftritt, mein Sohn — zu einem Wuthausbruch, den ich nicht beschreiben mag, noch kann. Er überschüttete mich mit einer Fluth von Namen, die man nur einmal hört, nur einmal hören darf. Es kam zum unversöhnlichen Bruche, und Niemand hat jemals das Bedürfniß einer Annäherung wieder gefühlt, nachdem man sich von dem Irrthum und Mißverständniß überzeugt hatte. Jener eine Auftritt hatte die tiefe Kluft unserer Seelen und die Abwesenheit aller Liebe enthüllt, und die Trennung war eine Wohlthat für beide Theile.

„Seitdem habe ich mit meinem Leben abgeschlossen, und meinen bürgerlichen Namen wieder angenommen, den auch

Du trägst, mein Sohn. Du hast hinfort nichts mit dem Stande Deiner Ahnen zu thun, denn Dein Adel wäre Dir nur ein Hinderniß, aus eigenen Kräften etwas zu werden. Werde ein Handwerker, ein einfacher Handwerker, ein zweiter Falconi, das wird mein Stolz sein, und Deine höchste Ehre. Darum ließ ich Dich absichtlich so und nicht anders erziehen, damit eine bleibende Scheidewand zwischen Dir und Jenem gezogen sei. Wie ich höre, ist Jener, den die Natur einst zu Deinem Vater gemacht hat, immer tiefer gesunken und völlig verwildert. Der alte Kampke, bei dem wir wohnen, war der Einzige, der mir aus alten Zeiten Treue bewahrt hat, denn Du mußt wissen, er war ursprünglich Hofmeister und Factotum in meinem mütterlichen Hause, und es mag wohl sein, daß der Arme damals schon das Opfer seines Herzens gebracht hat, als er sah, daß sich meine Neigung Falconi zuwandte. Wie dieser und wie später mein Mann an mir gehandelt haben, weiß er, und ich fand keinen Grund, sein herzliches Anerbieten abzuschlagen, als er in meinem Elend mir eine Freistaat in seinem bescheidenen Häuschen aufthat. Nun weißt Du Alles, mein Sohn, und wirst Dein künftiges Leben darnach einrichten."

„Diese Erzählung hatte meine Mutter aufgeregt, aber noch gewaltiger war die Wirkung auf mich. In meinem Innern wühlte und kochte es von Rachegedanken gegen diese beiden Männer, die an unserm Elend Schuld waren. Von dem Tage an war ich ein anderer Mensch. Die Heiterkeit und das schöne Vertrauen der Jugend waren verflogen. Ein unsäglicher Haß, ein krankhafter Tiefsinn, eine bittere Menschenverachtung bemächtigten sich meiner, und alle meine Gedanken gingen darauf aus, diesen Rabenvater zu entdecken und zu — vernichten. Aber alle meine Versuche wa-

ren vergebens, und meine Mutter schwieg aus Furcht, meine Rache gegen ihn zu erwecken. Einige Monate nach jenen Eröffnungen schloßen sie ihre schönen schwermüthigen Augen auf immer, und der alte Kampke, der mich bisher immer wie seinen Sohn behandelt hatte, sorgte nun ganz für meine Ausbildung. Manche hielten und halten ihn für einen schlechten Kerl, für einen Mucker und Scheinheiligen, und wahr mag daran sein, daß die Abhänigkeit seiner Lage, die Mühsal des Lebens und die Verbitterung seines Herzens ihn schlecht gemacht haben. — An mir hat er stets mit Zärtlichkeit und Güte gehandelt, und mein Dank wird ihm bis an das Ende seiner Tage folgen.

„Einige Jahre darauf führte mich der Zufall mit einigen Freunden auf das Land, wo wir zu einem Erntefest eingeladen waren. Dort lernte ich zum ersten Male in meinem Leben weibliche Schönheit und Anmuth kennen. Es war die reizende Tochter eines Pächters, deren Jugendfrische und Lieblichkeit wie ein milder Frühlingstag in meine Seele schien. Ein heftiges Unwetter verhinderte meine Rückkehr, und bestimmte mich, zu dem Gute des Pächters zu folgen. Wir kamen bei Nacht an, aber sonderbar, kaum trat ich am andern Morgen auf den Hof hinaus, als mich ein unsagbares Gefühl ergriff. Dieses Schloß mit seiner Freitreppe, seinen Gesimsen und gebrochenen Giebeln, der Hof mit den Grasplätzen und Taubenschlägen, der Park mit den verwitterten Statuen — es war, als hätte ich schon einmal Alles gesehen oder davon geträumt. Ein Heer von dunklen Gedanken stürmte auf mich ein. Man will mich im Schloß umherführen, ich finde mich zurecht wie von selbst, ich trete in einen kleinen Gartensalon, dort hängt ein Porträt lebensgroß. Es war mit Flor überzo-

gen, aber durch die Gaze erkenne ich die langen schwarzen Locken, die dunklen schwermüthigen Augen — erkenne ich meine Mutter. Jetzt wußte ich, wo ich war, und unvorsichtig, wie die Jugend ist, lasse ich den Pächter rufen, und meinen Gefühlen, meinem Zorn und Grimm die Zügel schießen. Der Pächter, welcher, wie ich später erfuhr, unmöglich die Wahrheit wissen konnte, da der Baron nur ein einziges Mal, kurz vor jener Katastrophe mit seiner Frau auf dem Gute gewesen war, starrte mich an, brauste dann auf — was mir einfiele, der Baron von Gerstenbeck hätte keine Kinder, und seine Frau Gemahlin wäre längst mit Tod abgegangen, ich wäre ein Schwindler, und solle mich augenblicklich von dannen packen, und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren.

„Das Resultat war — ich hatte jetzt meine Heimath, meinen Namen, meinen Vater gefunden, aber auch die Hindernisse kennen gelernt, die meinen gerechten Ansprüchen im Wege standen. Was war ich — ein Nichts — was galt ich — nichts; wo waren meine Zeugnisse, meine Beweise. Es gab keine, denn meine Mutter ruhte im kühlen Grabe, und mein Recht wie meine Rache lag nur in der Hand Gottes, — doch was rede ich von Rache, denn damals überschattete mich die Liebe mit aller namenlosen Süßigkeit und Wehmuth, weil sie hoffnungslos war.

„Ich reiste wieder in die Residenz zurück, und stürzte mich in ein Meer von Arbeit, absolvirte die Gewerbsschulen, und bestand die vorgeschriebenen Prüfungen. Alsdann ging ich nach Paris, später nach den Niederlanden. Die französische und belgische Maschinentechnik war uns weit voraus, und man hielt diese Dinge natürlich vor allen Fremden geheim. Jetzt kam mir die Schule meiner Mutter

trefflich zu Statten. Als gemeiner Ouvrier mußte ich mich verdingen, um in jenen Werkstätten Arbeit zu bekommen, und unbemerkt ihre Kunstgriffe und einzelnen Vervollkommnungen der Technik zu studiren. Einigemal überraschte man mich beim Zeichnen, und ich mußte mit Lebensgefahr entfliehen, ein andermal verrieth mich die Kenntniß der deutschen Sprache, so sehr ich diese zu verbergen strebte, selbst ein oder der andere Ausdruck der gebildeten französischen Conversationssprache war hinreichend, mich in den Verdacht zu bringen, einem andern Stande anzugehören als der Blouse. Man stellte mich auf schlaue Proben des niedern Geschmacks, der Volksbräuche und Sitten, des Patois der Provinz; aber bald überflügelte ich meine Lehrmeister in der Kunst, schlechten Tabak zu rauchen, ordinären Landwein zu trinken, Revolutionslieder zu singen, und mit den petites filles der Fabrik zu charmiren.

„Nach zwei Jahren kehrte ich zurück, und fand Alles verändert. Der alte Kampke, mein zweiter Vater, dem ich Alles verdankte, was ich war, hatte sein Verhältniß mit Falconi aufgegeben, und empfing mich mit offenen Armen. Er betrieb jetzt selbst Alaun und Kohlenbau, ich unterstützte ihn mit meinen neuerworbenen Kenntnissen, wir errichteten eine Maschinenfabrik nach dem Muster der französischen, und im Laufe von zwei Jahren war Falconi ruinirt — meine erste Rachethat war vollführt — zwar schuldlos vollführt, denn ich hatte keinen Theil an den Intriguen und Listen, durch welche der alte Gauner den Alaunbau vereitelt, und das mächtige Terrain an sich gebracht hatte aber ,die That war vollbracht, gleichsam zur Probe, denn den Hauptschlag führte ich gegen Gerstenbeck selbst im Sinne, und in dem wachsenden Menschenhaß, in der Seelenzerrüttung, die un=

aufhaltsame Fortschritte in mir machte, kümmerte ich mich den Teufel mehr um Familienglück und Familienelend; Zerstörung war mir willkommen, gleichviel gegen wen, gleichviel mit welchen Mitteln. Wie ein Tiger lauerte ich im Geheimen auf den Untergang Gerstenbecks, denn ich wußte, wie es mit ihm stand. Sein oder mein Gut an mich zu bringen, es in Brand zu stecken, Alles zu verheeren und zu verwüsten und Salz auf die Stätte zu streuen, wo es einst gestanden, das waren meine Lieblingsgedanken damals.

„In dieser gefährlichen Seelenstimmung sah ich Florentinen wieder, und wieder erschien mit ihr der gute Engel, der mich seitdem verlassen hatte. Zwar erschien sie mir in dem traurigen Zustande einer Dienenden, einer verbannten Gudrun, die in fremdem Lande Wasser schöpfen und Linnen waschen muß, aber dies Wiedersehen brachte einen heftigen Umschlag in mir hervor, und rettete mich vor dem sittlichen Verderben, denn ich mußte mich mit ihr verschwören, Gutes zu thun, um durch unsere Vormundschaft dieselbe Familie zu retten, die wir zu Grunde gerichtet hatten. Alle jene Gedanken an Rache und Vernichtung waren zergangen, wie Eis vor der Sonne, ich ward wieder froh meines Lebens, und ihr Besitz, eine bescheidene Existenz — darauf beschränkte sich das letzte Ziel aller meiner einst so hochfliegenden Pläne. In der Ungewißheit, wie dies Ziel zu erreichen sei, las ich plötzlich, daß der Tag der Rache gekommen sei. Gerstenbeck auf der Gant! — sein Gut reif zur Licitation: Das war es, wornach ich einst gelechzt hatte, ohne die Mittel zu haben. Jetzt hatte ich die Mittel, und war allerdings entschlossen, wenn auch in anderer milderer, versöhnlicher Stimmung. Ich eilte zu Frau von

Falconi, der Gebieterin meiner Florentine, um ihr meine Lage und meine Absichten zu eröffnen, und den ganzen drückenden Verhältnissen ein Ende zu machen. — Ein seltsamer, unerwarteter Auftritt. Zuerst erblaßte und erröthete sie, und bot mir zu dem beabsichtigten Kaufe ihr ganzes Vermögen an; ich merke jedoch, daß etwas dahinter stecke, was mir ihre Blicke noch deutlicher sagten, und daß ich in bester Form in eine Falle gegangen, aus der mich eine bloße Werbung um Florentinens Hand noch nicht retten konnte. Ich mußte ihr deshalb noch mehr mittheilen.

„Wie viel Sie Florentinen zu danken haben, sagte ich, gleichsam um ihre geringschätzende Miene zu widerlegen — Sie selber wissen es nicht. Erfahren Sie es denn heut, Frau von Falconi, daß ich Ihrem Hause den Untergang zugedacht hatte. Falconi hat dereinst das Glück meiner Mutter zerstört, und ich habe in ihrem Namen schon kaum ein anderes Recht, als das einer höflichen Feindschaft. Florentine war es, die uns die Waffen aus den Händen gewunden hat. Florentine ist es, der Sie ihre jetzige Existenz und Ordnung allein verdanken. — Das erschütterte sie mächtiger, als ich erwartet hatte, und sie entließ mich mit Thränen in den Augen. Auch bestand sie darauf, daß ich zu meinen Vorhaben auf jeden Fall einen Creditbrief auf ihr Haus annehmen müsse. Ich konnte ihrem Drängen auf die Dauer nicht widerstehen, ohne die Frau zu beleidigen, und sie zu meiner Feindin zu machen. Ich nahm das Dokument, das mich wie Feuer brannte, an, um in jedem Fall zu siegen, und die ehrenrührige Licitation in einen Kauf zu verwandeln. Dem Himmel sei Dank, diese Waffe wurde unnöthig, und ich blieb auf mich selber angewiesen. Ich reiste nach Gerstenbeck; aber ein flüchtiger Blick belehrte

mich von der Eitelkeit meiner Hoffnungen. Die Ausdehnung des Gutes, die Höhe der Schuldenmasse, die Menge der Gläubiger und dagegen die Geringfügigkeit meiner Mittel — ach die schöne Idee, das Gut meiner Väter mit meinen Ersparnissen zurückzukaufen, es gleichsam wieder zu erobern aus Feindeshänden, sie zerschmolz wie Wachs. Um einen letzten Versuch zu machen, beschritt ich bei Nacht die Fluren, und ließ hie und da den Boden aufgraben. Wer beschreibt mein Entzücken, als ich meine Erwartungen bestätigt fand. Der Sieg war errungen, ich konnte ihm und mir die Besitzung retten, ihm, wenn er Reue zeigte, und seine schwere Verschuldung einsah — mir — wenn er die geringste Miene machte, zu widerstehen. So hatte ich Alles in der Hand, und der Ausgang des gefürchteten Tages war der erwünschteste. Gerstenbeck war gebrochen. In tiefer Nacht feierten wir ein Versöhnungsfest vor dem Bild, dessen Flor ich heruntergerissen. Der alte Wüstling weinte wie ein Schulknabe, so daß ich ihn mehr bedauern als anklagen mußte. Noch vor Tagesanbruch schickten wir, nämlich der alte Jobst und Frau Zipsin, die zur Feststellung meiner Persönlichkeit die einzigen Zeugen vor dem Pfarrer gewesen waren, den Alten auf Reisen nach Süden, um ihn der weiteren gerichtlichen Untersuchung zu entziehen; ich selbst reiste nach C. zurück, um meine Braut zu holen, — meine Braut! — ach wie wenig kannte ich die Herzen der Frauen, wenn ich hoffte, nun sei Alles vorüber, und der Preis müßte mühelos der meine sein. —“

Die Lösung.

Es ist eine alte Erfahrung, daß auf edelangelegte Naturen nichts mächtiger wirkt, als die Großmuth, sei sie wahrhaft oder scheinbar, unbemessen oder berechnet. Ansprüche, Zumuthungen, Opfer, welche niemals den Leidenschaften abgerungen werden, und würden sie von geliebten Angehörigen, von Freunden, vom Gesetz, ja vom Schicksal selbst verlangt: — sie werden wie Bettlerpfennige bewilligt, wenn sie von der Großmuth verlangt, ja nur leise gewünscht werden. Entschlüsse können dann gefaßt und ausgeführt werden, die unbegreiflich scheinen und wahnsinnig machen können — Diejenigen nämlich, auf deren Kosten es geschieht.

Benno schlug sich vor die Stirn, als sei ihm sein Verstand abhanden gekommen.

Strahlend wie ein Gott, der eine Erde zu verschenken hat, wie ein Weihnachtsmann, der in seinem Sacke Glück und Segen bringt — oder wie ein olympischer Sieger, der im Wagenrennen den ersten Preis davongetragen, so war er mit seinem Einspänner lustig die Hauptstadt hereingerasselt, und hatte vor dem Gartenthor der Villa Franconi gehalten.

Er sah ganz deutlich, wie Florentine den breitrandigen Sommerhut auf der Stirn, oben in der schattigen Veranda saß, und in einem schwarzgebundenen Buche blätterte. Sie blickte auf, als der Wagen hielt, und sah erschrocken in

Benno's glänzendes Auge, zu seinem frohen Gruße herab, aber entwich dann, ohne seinen Gruß zu erwidern.

Benno ließ sich melden.

Fräulein Florentine sei nicht zu sprechen, war die Antwort.

Wann er recht käme?

Das sei sehr unbestimmt, denn alle ihre Zeit gehöre jetzt ihrem Vater, ihren Eltern.

Ihrem Vater? — und jetzt erst erfuhr Benno, daß der alte Zaungruber mit seiner Frau in die Stadt hereingekommen und Inspector des Bades, das eine halbe Stunde weit vor der Stadt lag, geworden wäre. Sofort wandte Benno den Wagen, und fuhr hinaus, um dort vielleicht Aufschluß über dies seltsame Benehmen Florentinens zu finden. Vergebens zerarbeiteten sich seine Gedanken darüber, was hier vorgegangen sei. Er erinnerte sich an jene Stunde, als der Pächter Zaungruber ihn vor Jahren aus dem Schlosse gewiesen hatte, das er nun sein eigen nannte. Sollte es jenes Mißtrauen sein, dessen Nachwirkung ihm heute noch die Familie feindlich gesinnt sein ließ. Das war unmöglich nach Allem, was Florentine von ihm wußte.

In wenigen Minuten flog der leichte Wagen zwischen den Ulmen der Landstraße hin, welche in reizenden Windungen durch Vorstädte und parkartige Umgebungen nach Bad „Falkenbrunn" führte — so war es nämlich nach Falconis Namen getauft worden.

Wir übergehen die Scenen, wie Benno vom Wagen sprang, über den Kiesplatz eilte, die Damen und Herren, welche ihre Cur brauchten, bei Seite drängte, heftig nach dem Inspector fragte, und endlich nach manchem Aufenthalt

mit dem alten Zaungruber und dessen braver Ehehälfte im Zimmer des Erdgeschosses saß, das von den Wasserdämpfen und der starken Heizung wie von einem feuchten warmen Nebel beständig erfüllt war.

„Lieber Herr Baron," sagte der alte Zaungruber, der nach allen Eröffnungen schwerathmend auf seinem Stuhle saß und seine grauen Haare auf- und abstrich, während die biedere runde Ehehälfte, deren unhörbares Gehen und Kommen auf den Teppichen nur ein rasselnder Schlüsselbund verrieth, jetzt mit gefalteten Händen neben der Caffetasse saß, und jedes Wort ihres Mannes mit Kopfnicken contrasignirte.

„Lieber Herr Baron, hab's immer gesagt, wir Menschenkinder sind eitel Teig und Thon, an dem der liebe Herrgott herumknetet; aus den einen macht er Kannen, aus den andern Töpfe — dem gibt er einen Henkel und jenem einen Schnabel, hätt' ich es damals ahnen können, Herr Baron, daß Sie der Herr waren, und ich ein alter Esel. — Nehmen Sie's nicht für ungut, daß ich die Augen nicht besser auf- und das Maul nicht besser zugemacht hab'. Wer kann allwissend sein auf Erden" — und in diesem Tone ging es fort. Benno hörte schweigend zu, nur gegen den Titel „Herr Baron" protestirte er, denn er werde hinfort seinen bürgerlichen Namen beibehalten. — „Was endlich meine Tochter betrifft, Herr Baron, oder wenn Sie lieber wollen, Herr Hammer, da müssen Sie schon selbst mit dem Mädel fertig werden. Unser einer wird aus den Frauensleuten nicht mehr klug heutzutage. — Zuerst hält der alte Herr Baron um sie an — zehn andere Mädel hätten zugegriffen, aber meine Tochter brennt durch — hat mir eigentlich an ihr gefallen, nicht das Durchbrennen, aber das Neinsagen — ja die hat etwas von meiner Natur." Ein hörbarer

Seufzer klang von der Seite her, wo die große Caffeetasse stand.

„Nun ist sie hier in große Verhältnisse hineingeschneit, baut Häuser, stellt Leute an, wie eine Königin, pflanzt Gärten, führt die Geschäfte, wirthschaftet wie ein Mannsbild, und macht trotz alledem ein Gesicht dazu, als müßte man ihr einen Doctor verschreiben, oder ein Almosen geben."

„Ja Gott sei's geklagt," jammerte die biedere Ehehälfte, „ich fürchte, das Mädel versteht seinen Vortheil nicht, und bleibt uns sitzen."

„Aber mein Gott, sie weiß doch, daß ich um sie angehalten habe."

„Eben das ist es ja," jammerte wieder die Frau, „aber man durfte nicht einmal von Ihnen reden, als hätten Sie ihr damit das größte Leid angethan."

„Verrückte Verwirrung!" fuhr jetzt Benno auf. „Nachdem man Jahre lang gehofft und gewartet, nachdem man vom Nichts begonnen, Besitzthümer, Glück und Ehre erobert, um es ihr zu Füßen zu legen — nun dennoch ferner vom Ziele zu stehen, als jemals! — Das ist zum Verstandverlieren! Ich muß das Mädchen sprechen, kost' es, was es wolle!"

„Machen Sie das, wie es Ihnen beliebt, Herr Baron, aber fordern Sie unsere Hand nicht dazu. Was immer das Mädel noch gethan hat, immer war es am Ende gut, auch wenn wir es nicht capiren konnten. Gott befohlen, Herr Baron, Gott befohlen." Damit klopfte er seine Pfeife aus, lüftete die Hauskappe, und ging, wohin ihn die Stimme der Aufwärter rief. Die biedere runde Ehehälfte wollte ihm folgen, aber sie kehrte noch einmal zurück, als habe sie etwas vergessen. — „Was ich noch sagen wollte, Herr Ba-

ron, ich will mit dem Flörchen noch einmal reden. Haben Sie nur noch eine kleine Zeit Geduld. Wir wollen schon dahinter kommen, woran es eigentlich fehlt. Die Mädchen machen sich manchmal so dumme Gedanken, noch heut' red' ich mit ihr; sie kommt jeden Abend um sechs Uhr, gehorsamste Dienerin Herr Baron, gehorsamste Dienerin!" und damit geleitete sie den jungen Mann hinaus, der sofort seinen Entschluß gefaßt hatte.

Langsam ging er zur Stadt zurück, und spähte vorsichtig die Wege auf und ab. Es war bereits gegen sechs Uhr Abends. In den Anlagen unter einer schattigen Buche, die Aussicht auf die belebte Fahrstraße, auf Wasser und Schiffe und grüne Auen: dort nahm er Platz, um abermals über das undurchdringliche Räthsel nachzusinnen. Hundert Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Sollte er wirklich ein Entweder-Oder fordern, sollte er Florentinen oder sich selbst eine Kugel vor die Stirn schießen oder sich gleich lieber freiwillig im Narrenhause als Pensionär stellen. — Während er dies in ernste Erwägung zog, sah er plötzlich einen Damenschleier über den nächsten niedern Büschen wehen, es war ein grüner Schleier, den er so gut kannte. Im nächsten Augenblicke schritt Florentine vorüber.

Benno vertrat ihr den Weg. „Florentine, ich bitte Dich, was soll das Alles heißen!"

Das Mädchen erblaßte leicht vor Schrecken, doch behauptete sie ihre Fassung. — „Herr Hammer, Sie werden doch einem armen Mädchen nicht auflauern wollen!" —

„O nein, gehe frei Deinen Weg, Florentine, aber wenn Du Zeit und Erbarmen hast, einem Bettler am Wege ein Almosen zu geben, so schenke mir wenigstens zwei Worte

— eine Erklärung, sei sie noch so kurz, noch so elend, noch so nichtswürdig, wenn es nur eine Erklärung ist."

„Aber worauf willst Du eine Erklärung?"

„Das fragst Du noch. Seit Jahren bist Du mein einziger Gedanke, mein einziges Ziel, und auch Du hast mich nicht vergessen. — Ja oder nein? — Wir sehen uns wieder, wir finden uns in einer schönen und edlen Aufgabe, fremde Sünden wieder gut zu machen, wußtest Du nicht nur zu gut, daß nur Du es warst, die mich dazu bewegen konnte, ein anderer Mensch zu werden. Ja oder Nein? — Ich suche alle Möglichkeiten, eine Existenz uns beiden zu gründen, Du machtest mir Muth dazu. Ja oder nein? — und das Glück nimmt mich auf seine Schwingen, ich erobere mein Erbgut, Deine Heimath, jeden höchsten Wunsch erfüllt mir der Himmel, um diesen Preis Dir zu Füßen zu legen — ich komme freudetrunken zurück — und Du — antworte Florentine — und Du!" —

„Benno," sagte sie jetzt langsam und zitternd. „Laß mir Zeit, ich verstehe mich selbst nicht recht mehr."

„Eine klare Antwort Florentine!" —

„Wer weiß es denn," fuhr sie fort, ob ich nicht ein Verbrechen begehe, meiner jetzigen Aufgabe, ehe sie erfüllt ist, untreu zu werden."

„Das wird sich Alles finden. Du nimmst jetzt eine neue Aufgabe auf Dich, wenn darauf Dein Sinn steht."

„Und wer weiß es denn, ob es nicht ein Opfer kostet, einem braven edlen Herzen, dem ich mein und meiner Familie Glück verdanke — ein Opfer viel zu groß, um es jemals annehmen zu können."

„Deutlicher Florentine, Das verstehe ich nicht!"

„Lasse die Falconi zurückkehren, vielleicht verstehst Du es aus Ihrem Munde!“

„Himmel und Erde, sind das Antworten auf Fragen der Liebe, der Treue, der heiligsten Leidenschaft. Mach mich nicht rasend, Mädchen; Du hast mein Herz in Deinen Händen, aber auch meinen Verstand; d'rum hüte Dich, ihn zu verspielen, hüte Dich, Florentine!“

„Benno“ – und dabei traten ihr die Thränen in die Augen, „dränge mich nicht, ich beschwöre Dich, habe Geduld mit mir, ich bin noch nicht recht klar über Das, was um mich her vorgeht, und vorgegangen ist. Die Umschläge kommen zu schnell. Du bist jetzt ein vornehmer Herr geworden. Es gibt ein Glück, vor dem man sich fürchten kann, weil man es niemals erwartete; — ach, und wenn Alles möglich würde, ich bin ja nicht frei“ — und hier brach sie in Thränen aus — „ich kann mich meinen Pflichten nicht eigenmächtig entziehen, habe Geduld mit mir, vielleicht wird sich Alles, Alles lösen. Vielleicht auch ist nur Resignation mein Loos, denn ich werde Deinem Glücke niemals im Wege stehen!“

Damit machte sie sich leise von ihm los. Es kamen fremde Leute den Weg herauf, und ehe Benno sich dessen versah, war sie verschwunden. — „Ich will Deinem Glücke nicht im Wege stehen“ — das waren ihre letzten Worte gewesen. — Ihr ewigen Mächte, welches dämonische Mißverständniß mußte hier walten. — Unmöglich sagte sie ihm die volle Wahrheit, und wenn sie ihm ein Geheimniß zu verbergen hatte — womit hatte er Das verschuldet, jetzt verschuldet, nachdem er so viel gethan, so viel erreicht hatte? —

Lange saß er auf der Bank unter der alten Buche, mit dem Stock im Sand bohrend und wunderliche Schnörkel zeichnend.

Wie wenig kannte er die Frauenherzen.

Florentine war durch Leid und Prüfung eine grübelnde Natur geworden. So lange sie unbefangen an Benno, als an ihre erste und einzige Liebe, denken durfte, war sein Bild und ihr Gefühl ihr heilig. Allein der letzte Brief der Frau von Falconi hatte Alles verändert, selbst in ihren eigenen Empfindungen.

Wohl hatte sie gefürchtet, daß der Geliebte der Preis ihres Bleibens und der Stelle ihres Vaters sei, aber sie wäre niemals auf die Zumuthung einer solchen Entsagung eingegangen, wenn das Opfer direct verlangt worden wäre. Allein Frau von Falconi verlangte es nicht, und daß man ihr den Geliebten gleichsam großmüthig schenkte, das konnte sie nicht ertragen, und fast erlosch die Flamme der Neigung in der heißeren Gluth der Beschämung. Aber wie war es denn — Benno hatte bei Frau v. Falconi um ihre Hand angehalten, ohne ihr ein Wort davon zu sagen: schon das war seltsam eigenmächtig; er war abgereist, ohne Abschied von ihr zu nehmen, und sie in den vollen Qualen der Ungewißheit zurücklassend: das war verletzend. Die Falconi gestand in ihrem Briefe mehr oder minder unverhüllt ihre eigene Neigung, aber übte die Großmuth zu resigniren — als wollte Sie damit sagen: Siehe ich bin stark genug zu entsagen. Du aber nicht. Nimm ihn denn hin, diesen Mann, den ich selbst nicht allzu hoch schätzen kann, denn ich entsage leicht. Diese Großmuth war unerträglich. Noch schwerer aber waren jene Mahnungen, welche sie an ihre Pflichten erinnerten. Ja, sie hatte hier wirklich eine größere

Aufgabe auf sich genommen. Vieler hundert Menschen Wohl und Wehe hing von ihr ab. Alle Männer, Frauen und Kinder, welche in den Fabriken arbeiteten, ganze Familien verehrten sie als ihren milden Schutzgeist, der ihr schweres Loos erleichtern und mildern konnte; und sie that es nach Kräften; der Segen und das Gebet dieser Armen, denen die gnädige Frau Falconi niemals etwas gewesen war, war ihr reichster beseeligendster Lohn. Sollte sie wirklich diese große Lebensaufgabe preisgeben, um eines ungewissen Glückes halber? um mit einem zweifelhaften Charakter es zu wagen? ja zweifelhaft, denn wer konnte ihr jetzt die Gewißheit geben, daß Benno sich nicht dennoch gleichzeitig in kluger Berechnung um Frau von Falconi bemüht hatte, wie jene verhängnißvolle Stelle des Briefes, wo es hieß: „wenn ich wirklich einiges Recht zu haben glaubte, einen Glauben, den ich heut noch nicht ganz verbannen kann," — nur zu deutlich verrieth. Benno hatte ein Rittergut erworben — mit welchen Mitteln? War Frau v. Falconi wirklich unbetheiligt dabei? und war sie betheiligt, wenn auch nur durch ihre Bürgschaft, wie viel schwerer wog dann ihre Resignation, die sie — sie ein armes anspruchsvolles Mädchen, niemals erreichen konnte. — Nein, sie kannte sich in der That selbst nicht mehr, sie war krank, sie hatte, wenn man so sagen darf, die Unmittelbarkeit des Urtheils verloren, wie es so häufig jenen Frauenzimmern geht, die jene Bahn einer Gouvernante oder Gesellschafterin eingeschlagen, und einem unweiblichen Idealismus verfallen, der nicht merkt, daß sie ihrem Beruf bereits das holdeste zum Opfer gebracht haben — die weibliche Natürlichkeit.

Bei diesem Gedanken blieb Benno stehen. Ja, sagte er zu sich, sie ist eine Gouvernante, ein Stockfisch geworden,

und das Mädchen hab ich verloren, hol' der Geier diese Dienstverhältnisse, diese Dankbarkeitsrücksichten, diesen Wirthschaftsenthusiasmus, diese verdammte unnatürliche Selbstständigkeit — Das ist's — darnach streben die Weiber alle im Grunde, und die Ehe ist auch nur ein Mittel dazu, haben sie's aber erreicht aus freier Hand — so sind sie am Ziel. Adieu Liebe, adieu Treue, adieu Hoffnung. Ich soll wieder ein schlechter Kerl werden. Anders steht es nicht in den Sternen geschrieben!

Damit ging er lachend und erbittert in die Stadt zurück.

Einige Wochen gingen hin, lange schmerzvolle, traurige Wochen. Benno war entschlossen, den Gutskauf wieder rückgängig zu machen, entweder um nach Amerika zu gehen, oder wieder bei Kampke zu arbeiten. Zwar eine Lösung hätte sich leicht gegeben, wenn die Falconi zurückgekehrt, oder wenn ihr letzter Brief in Bennos Hände gefallen wäre — vielleicht konnte auch ein Unglücksfall rettend eingreifen. Diesmal wählte der Zufall einen heitreren und liebenswürdigeren Weg, um den Knoten zu lösen.

Benno hatte in der letztverflossenen Nacht alle seine Koffer gepackt und nach London adressirt. Gegen acht Uhr Morgens war er noch einmal zu seinem Advokaten gegangen, um seinen Rücktritt in Bezug der Licitation anzuzeigen, und falls das gerichtlich nicht acceptirt würde, das Gut aus freier Hand weiter zu verkaufen, die Summe aber seinem „Vater" gutzuschreiben, ferner war er beim Banquier und beim alten Kampke gewesen, der ihn mit allen Mitteln, doch umsonst, zu bereden suchte, noch einige Zeit Geduld zu haben. Gegen zehn Uhr kehrte er mit einem Wagen nach Hause zurück, um von dort sofort zum Bahnhof zu fahren. Wie staunte er, als er das Zimmer offen fand.

Erschreckt trat er näher. Eine Gestalt erhob sich vom Sopha. Es war Florentine. Ihr Antlitz strahlte von innerer Seligkeit, obschon von Verlegenheit zugleich überschattet.

„Florentine, Du hier?"

„Zu Deinem, zu meinem Glücke, Du böser Mann. Verlassen willst Du mich, ohne Abschied, ohne Erklärung, ohne . . . Doch nein, Du hast Recht, ich war ja an alledem Schuld, und habe Dir schwere Stunden bereitet, Du Guter. Hier lies und bestrafe mich", sagte sie lächelnd, indem sie ihm einen offenen Brief hinhielt.

Er war wie der erste von Carlsbad datirt, und von der Hand der Frau v. Falconi. Wir theilen nur eine Stelle daraus mit:

„Unter Allem wundert mich am meisten, liebe Freundin, daß ich noch immer nichts von Ihrer Verbindung höre, ein Umstand, der mir große Sorge macht. B. H. hat das Glück bei allen Zipfeln erfaßt, warum entziehen Sie ihm den Preis seiner Mühen? Warum liebes Kind? ich erwarte auf diese Frage eine offene rückhaltlose Antwort. Soll ich glauben, daß Sie zu Ihrem Glücke gezwungen werden müssen, wohlan, so zwinge ich Sie, denn ich kündige Ihnen hiemit unwiderruflich Ihre Stellung, und zwar aus dem besonderen Grunde, als ich das seltsame Glück genieße, einen älteren Herrn gefunden zu haben, der entschlossen ist, die längere oder kürzere Lebensstrecke, die uns noch bleibt, gemeinsam mit mir zu durchwallen. Morgeu wird in aller Stille unsere Verbindung stattfinden. Sie begreifen nun wohl, daß mir aus mehr als einem Grunde daran gelegen sein muß, künftig keine so schöne, junge und reizende Gesellschafterin zu halten. Nehmen Sie diesen *scherzhaften* Grund für eine dringende Mahnung, an Ihre eigene Zukunft zu denken. Ihrem Vater stelle ich es

frei, ob er an Ihrer Stelle Curator und Verwalter meiner sämmtlichen Besitzungen werden will, ja ich würde es als eine besondere Gunst des Geschickes ansehen, wenn er diesen meinen Wunsch erfüllen kann, da sowohl ich als mein künftiger Gatte nichts mehr mit diesen geschäftlichen Dingen zu thun haben mögen. Jedenfalls wird es Ihrem Vater angenehmer sein, diesem großen Wirkungskreis vorstehen, als bei seiner freiherrlichen Tochter zu wohnen und einem jüngeren Schwiegersohn vielleicht dienen oder gehorchen zu müssen. Bitte, antworten Sie mir recht bald. Wir werden nicht lange mehr in Carlsbad bleiben."

Benno hatte den Brief gelesen, und faltete ihn ruhig zusammen.

„Nun, was ist dadurch entschieden?"

„Jedenfalls das Eine," sagte Florentine erröthend, „daß ich frei bin! — und nun Benno" — und sie sank an seine Brust, „nun gehöre ich Dir ohne fernere Gewissensqual, und bitte Dich tausendmal um Verzeihung, wenn Du mir vergeben kannst, daß ich Dir diese Sorgen und Unruhe gemacht habe."

„Seltsamer Mädchenkopf," flüsterte der Ueberglückliche, indem er sie an sein Herz schloß und küßte. Er ahnte nicht, und hat es niemals erfahren, daß Florentine ihn aus Großmuth der Frau von Falconi lassen wollte, weil sie nicht ganz klar war, ob nicht doch ein „Verhältniß" zwischen ihnen bestanden habe.

Was sollen wir noch weiter erzählen. In wenig Wochen reiste das junge Paar glücklich vermählt nach Gerstenbeck. Wie damals vor fünfundzwanzig Jahren waren wieder Ehrenpforten aus grünen Tannenzweigen erbaut, und die Bauernmädchen hielten eine Schnur über den Weg ge-

spannt, um die neue Herrschaft zu fangen, damit sie sich durch Geschenke auslösen solle. Florentine war nun dennoch die Herrscherin von Gerstenbeck geworden, aber Benno behielt hinfort seinen bürgerlichen Namen bei. Der alte Zaungruber aber zog es vor, in seinen neuen Verhältnissen zu bleiben, und das Anerbieten der Frau von Falconi anzunehmen.

Von dem alten Freiherrn von Gerstenbeck hörte man nichts mehr, auch blieb es lange ein stilles Räthsel, wer der geheimnißvolle Glückliche war, der die schöne Wittwe, welche sich dem halben Jahrhundert mit starken Schritten näherte, heim — oder vielmehr hinausgeführt hatte. Man wußte nur, daß das glückliche Paar auf Jahre hinaus auf größeren Reisen entfernt bleiben würde.

Zum nächsten Weihnachtsfest — es war ein ungewöhnlich warmer Winter, und viele Bäume standen im Blühtenschnee — kam der alte Zaungruber zum ersten Male wieder mit einem lustigen Gefährt auf das Gut hinaus, um seine „Kinder" zu begrüßen. Hell klang das Knallen seiner Peitsche. Die Knechte stürzten herbei; die Herrschaft erschien auf der Freitreppe des Schlosses, und winkte mit den Tüchern, und als sich aus dem großen Pelze die behagliche Gestalt des alten Zaungruber herausschälte, erhob sich ein allgemeiner Jubelruf unter den Knechten und Mägden.

„Willkommen Kinder", rief der Alte. „Nun sind wir doch wieder Alle beisammen. Grüß Gott, gnädige Frau Tochter, gnädiger Herr Schwiegersohn — hab' Euch wunderliche Dinge zu erzählen!"

Und diese wunderlichen Dinge? Es beschränkte sich darauf, daß der alte Pachter und jetzige Generalverwalter

der Falconischen Besitzungen nach Tisch seinen Schwiegersohn bei Seite nahm, und ihm in's Ohr flüsterte: „Lassen Sie Champagner heraufholen, wir müssen unsere Herrschaft leben lassen. Wissen Sie, wer der neue Herr von Falconi ist? — Es soll's Niemand wissen, aber ich hab' es nach sicheren Nachrichten: Kein Anderer ist es, als der alte Herr Baron selbst, der Freiherr von Gerstenbeck, Ihr Herr Vater, der richtig seine zweite Frau gefunden hat. Sie sollen sehr glücklich mit einander sein, aber sie geniren sich wahrscheinlich, sich hier zu zeigen, und werden wohl noch einige Jahre ausbleiben, bis sie als Großeltern auftreten können. — Verstanden!"

der Schwedischen Brennpunkt nach Elsa seinen Schmeichelsehn der Erde nahm, und ihm in's Ohr flüsterte: „Wissen Sie schon, unser Fräulein heirathen, wie möchten unsere Herrschaft loben lassen. Wissen Sie, wer der neue Herr von Falkenau ist? — Es soll's Niemand wissen, aber ich hab' es nach sicherem Nachrichten: Kein Anderer ist es, als der alte Herr Baron selbst, der Freiherr von Gerstenbach, der Herr Vater, der richtig seine zweite Frau gefunden hat. Sie sollen sehr glücklich mit einander sein; aber sie genieren sich wahrscheinlich, sich hier zu zeigen, und werden wohl noch einige Jahre ausbleiben, bis sie die Großpapas anführen können. — Verstanden!"

Frauenherzen.

„Durch die Eisenbahnen wird der Raum aufgehoben, aber auch der Frieden der Natur," pflegte ein sentimentaler Zollinspektor zu sagen, der in jungen Jahren Gelegenheitsgedichte für Winkelblätter geschrieben, sodann in eine größere Provinzialstadt versetzt war, und dort in Erinnerung seiner Jugendtriumphe alle möglichen Zeitungen las, die er nur auftreiben konnte. Aus einer derselben mochte er auch jenen Gemeinplatz aufgelesen haben; aber er hatte Recht, ihn auf sich anzuwenden, denn seitdem die feuerschnaubenden Ungethüme durch die Landschaft brausten, war die Sonntagsruhe seines Sommerhäuschens vor der Stadt dahin. Er war deshalb in das Innere derselben gezogen, und Sonntags pflegte er irgend einen Ausflug zu unternehmen. Und zwar nicht er allein; denn eine Fahrt über Land ist heute ja kaum der Rede mehr werth, und so sah der Sonntag oft Tausende der Städter in die „roman-

tischen“ Berggegenden fahren, deren blaue Hügelketten den Horizont begrenzten, aber manchem sehnsüchtigem Auge bis dahin als unerreichbar erschienen waren.

Dort prangten weite, bewaldete Thäler — Burgruinen auf den Felsenvorsprüngen -- freundliche langgestreckte Dörfer, in denen bald allerlei lustige „Schweizerhäuschen“, Sommersitze und Gartenwohnungen, zum Empfang der Gäste entstanden.

Dort war's an einem hellen Sommersonntag. Vielerlei Passagiere, Familien und einzelne Leute waren wieder hinausgefahren.

In dem ersten Thale, dort, wo die Berge weiß und grandig in die Ebene hinausliefen, erheben sich Salinenwerke im großartigsten Maßstabe, und das ist für viele Städter schon ein bedeutender Anziehungspunkt. Die Einen sind gewohnt, dort die Salzquelle zu probiren, wovon sie sich irgend welche heilsame Resultate versprechen. Andere erwarten von der schönen Natur, von dem trefflichen Musikchor zweier Harfen und einer Klarinette, und schließlich von dem frischen Felsenkellerbier nichts als eine angenehme Abwechslung ihrer gewöhnlichen heimischen Wirthsgärten. Die wahrhaft Wißbegierigen aber steigen hinauf an dem Gradirwerke, das, wie eine riesige Kirche aus Dornbündeln, den ganzen Hintergrund gegen die Ebene abschließt. Man klettert von Treppe zu Treppe, von Sparrenwerk zu Sparrenwerk; man schauert an den triefenden Strauchwänden, an denen Millionen von Tropfen blitzen; man lehnt sich an die weißüberkrusteten Balken dieser rieselnden, lebendigen Wände, und ist man endlich oben, so athmet man tief auf, und das Auge fliegt berauscht weit hinaus über die farbenreiche Ebene bis an die blauen Wälder und

nadelförmigen Thürme der Stadt. Man zählt die Dörfer und Städtchen; man sieht die winzigen Züge mit der riesigen, weißen Wolke über die fernen Brücken und Dämme brausen; man grüßt hinunter und schwenkt die weißen Tücher, wenn man Bekannte ankommen sieht; zuweilen trägt ein Lufthauch einen Harfenakkord herauf, und dazwischen klingt das melancholische Rieseln der Dornenwände.

So war auch heute eine Gesellschaft auf der obersten Gallerie versammelt, und es ging sehr lebendig auf der schmalen, freien Fläche her, die nur von einem leichten Geländer begrenzt war.

Besonders zeigte ein ältlicher Herr in einer grünen Reisemütze das lebhafteste Interesse, sich Alles zeigen zu lassen. Er notirte, er fragte, er klopfte, trommelte, lachte und schmeckte, wo er ging und schrieb. Man mußte ihn über die Betriebskosten, über die Einrichtungen und Verwaltung des Salzbaues unterrichten. Er legte großen Werth auf die Durchschnittszahlen eines dreijährigen Ertrags und Verbrauchs, und man hätte glauben sollen, es wäre ein Beamter oder kauflustiger Unternehmer, ein solches Behagen des Interesses an diesen neuen Kenntnissen lag auf dem alten Gesicht; er hörte und sah nicht, was außerdem um ihn her vorging.

Auch der junge Mann, welcher ihn unterrichtend begleitete, fast das Gegenstück des Alten, nur in den Jahren verschieden, schien einen eben so großen Eifer zu haben, ihm unaufhörlich und mit einer wahren Leidenschaft Wesentliches und Unwesentliches, Bedeutendes und Unbedeutendes zu zeigen und zu erläutern. Vielleicht hatten Beide die besten Gründe, ihre Aufmerksamkeit nur dieser „Frage“ der Salzbereitung zu widmen, um anderen Fragen, ande-

ren Erinnerungen, anderen Augen auszuweichen. Wenigstens wagte es der junge Mann, dessen ewig lächelnde Miene in den scharf markirten Gesichtszügen etwas Künstliches hatte, den alten Mann von dem westlichen Ende der Gallerie mit einer Hastigkeit fortzudrängen, die sogar ohne jene Gründe beleidigend hätte erscheinen müssen.

Dort nämlich saß auf einem alten Holzbrett, das dereinst vielleicht eine Bank gewesen war, eine junge Dame. Sie war etwas später als die Herren heraufgekommen, und hatte ermüdet dort neben der kleinen Windmühle Platz genommen, welche auf dem First des Gradirwerkes irgend welche geheimnißvolle Funktion versehen mochte.

Dort saß sie noch, den Schleier über das Gesicht herabgelassen; die heiße Sonne brannte, die Tropfen rieselten und klangen tausendstimmig; einzelne Akkorde eines alten Liedes wurden heraufgetragen und erweckten „elegische“ Stimmungen. Bei Allen elegisch? — o nein! Therese, die Tochter jenes alten Herrn mit der grünen Reisemütze, sah mit ernsten Augen, mit ruhiger Stirn in die Ferne, und hörte mit Geduld den Plaudereien ihres siebenjährigen Vetters zu, der heute ausnahmsweise von der Pension erlöst, seine neuen, weißen Beinkleider von englischem Leder mit dem Safte der Kirschen einweihte, die er von einem unsichtbaren Orte her zum Munde brachte. Man hätte glauben können, er pflückte sie heimlich aus den Dornen; aber sie waren aus der Strohtasche Theresens.

Endlich kamen die beiden Herren wieder näher. Sie hörte die Stimme ihres Vaters und seines Begleiters, der seine Erklärungen mit den Worten schloß:

„Je öfter das Salzwasser über diese Dornbündel herab-

träufelt, desto reiner und konzentrirter wird es; die Ruthen aber müssen von Zeit zu Zeit erneuert werden.“

Therese wandte sich bei diesen Worten unwillkürlich um; ihr Blick traf mit Blitzesschnelle das Auge dessen, der eben gesprochen hatte; aber sie konnte ihn nicht klar erkennen — lag es an dem Schleier, oder an einer Thräne, die ihr Auge verdunkelte.

„Jetzt wären wir also fertig, mein Freund; ich habe sehr viel gelernt — sehr viel — ja wohl — das Leben ist eine lange Schule — ein wahres Glück, daß wir Sie hier aufgetrieben haben — Sie wetterwendischer Patron“ —

„Herr Amtsrath!“ —

„Nun, nun — lieber Freund ich nehm's Ihnen nicht übel, das eigene Glück geht allem Andern vor, und Sie haben es gefunden, allen Respekt! Aber deßhalb wollen wir uns heute doch wieder genießen, wie in alten Zeiten; ich hab's ja damals schon gesagt, daß aus Ihnen 'mal etwas Rechtes werden würde.“

Bei diesen Worten waren Beide dem Geländer etwas näher getreten, und der Alte fuhr mit verhaltener Stimme fort: „Dachte sogar, dereinstmals mit Ihnen näher verbunden zu werden; nun, es ist eine schöne Idee geblieben, ich habe alle Hochachtung vor den Gründen; weiß auch, wie sich die Sachen verhalten. Man hatte Rücksichten zu nehmen, man konnte nicht ausweichen. Nun, nun, Sie brauchen mir das nicht weiter klein zu schneiden.“

„Aber sie.“

„Sie? Die Therese meinen Sie; o, meine Tochter ist ein vernünftiges Mädchen, hat den Kopf auf dem rechten Flecke; aber Ihre kleine Frau dürfen und sollen Sie uns nicht vorenthalten, das ist die Hauptbedingung unseres Frie-

dens; heute Abend fahren wir mit einander zurück, und morgen — da sehen Sie," und er wies mit seinem Stocke durch die Windmühlenflügel, „dort hört der Wald auf — sehen Sie — dann kommt wieder eine Höhe — dann sehen Sie einen weißen Punkt, daneben eine Allee — dort habe ich mich angekauft."

„Ah, in Westerhausen; ich kenne den Ort, und freue mich, Sie in Ihrer neuen Thätigkeit zu sehen. Vom Juristen zum Landwirth, ein ungeheurer Sprung."

„Nun, nun, nicht eben ganz so, ich halte meinen Verwalter, habe meine Wirthschafterin für's Haus, im Uebrigen führe ich meine Prozesse fort, natürlich nur zu meinem Vergnügen; bin ein altes Eisen, aber zum Verrosten hat's noch gute Wege; Therese, mein Kind!" und er nahm seine Tochter unter seinen Arm; an der Treppe hielt er noch einmal still.

„Also dabei bleibt's, morgen fahren Sie mit uns, ganz ungenirt, das versteht sich, sollen sehen, wie ich das Gut schon in die Höhe gebracht habe, sollen von meinen Früchten essen, die wir uns selbst gezogen haben, das bitte ich mir aus, und nun Ihre Hand, alter Freund! Gib ihm die Hand, mein Kind, er kann den alten Ton nicht wieder finden."

„Wer hätte auch ahnen können," sagte sie mit leiser Stimme, „daß wir uns hier treffen sollten."

„Mach' ihm keine Vorwürfe, mein Kind, das erklärt euch ein ander Mal, der Herr führt die Seinen oft wunderbar aus einander, aber auch wieder zusammen. Und jetzt kommt hinunter!"

Und sie stiegen die steilen, schmalen Treppen wieder hinab, und der junge Mann, von dem treuherzigen We=

sen der Beiden seltsam innig berührt, meinte mit jedem Schritte mehr eine Last vom Herzen genommen zu sehen.

Der Nachmittag ging sehr schnell hin. Man saß in grünen, bewachsenen Lauben. Die Sonne lag auf den Sträuchern und Blumen, und die Harfenakkorde klangen von der Terasse herüber, wie die Klänge eines vergessenen Märchens. Hermann, dieß war der Name des jungen Mannes, befand sich in einer sonderbaren Stimmung, gemischt aus Verlegenheit und Versöhnung. Er war oft schon, wie heute, in Geschäften hier gewesen; auch dießmal hatte ihn ein Auftrag an die Salinenverwaltung herausgeführt, und da er mit dem Mittagszuge schon zurückzufahren dachte, hatte er seine „kleine Frau" zu Hause gelassen. Nun war natürlich nicht daran zu denken, und er blieb gern bis zum Abend. Wäre er allein mit dem Vater und der Tochter gewesen, vielleicht wäre es schon heute zu einer direkten und einfachen Verständigung zwischen ihnen gekommen; aber die Gesellschaft war außer dem siebenjährigen Vetter von der Wirthschafterin des Gutes verschönert, welche, des Steigens ungewohnt, inzwischen unten im Garten geblieben war.

Diese ziemlich reife Person, welche jetzt gleichsam Mutterstelle bei dem Fräulein übernommen hatte, begann auszupacken, und mit allerlei herben Bemerkungen dem jungen Mann zu zeigen, „was eine Harke ist," wie sie sich im Stillen ausdrückte.

Vergebens suchte dieser durch allgemeine Bemerkungen, durch Anekdoten und Familiengeschichten aus dieser und jener Zeit ihrer Suada auszuweichen, sie kam immer wieder auf ihn zurück; sie forderte ihn auf, von seiner „kleinen Frau" und seiner häuslichen Einrichtung zu erzählen; sie

wußte tausend kleine Züge von Theresen's Leben und — Leiden, tausend kleine, beißende Stachelreden über die Untreue und Gewissenlosigkeit der Männer einzuflechten, und allem Anschein nach schien ihr eine reiche Erfahrung darin zur Seite zu stehen. Um es kurz zu sagen, verrieth sie eine ganz besondere Anlage zur chargirten Rolle einer Haustyrannin, und es war mehr als groteske Komik, als sie zum Schluß Beiden zwei Rosen präsentirte, die sie vorher in die Salzquelle gehalten, so daß sie sich mit einer weißen Kruste überzogen hatte.

In den letzten Stunden vor der Abfahrt wußte sie den alten Herrn in den weiten Laubgängen des Gartens zu beschäftigen, so daß „die Kinder", wie sie die Alte nannte, allein blieben, und dieß war das Beste, was geschehen konnte. Zwar war jetzt die Verlegenheit auf Seiten Theresen's; sie beschäftigte sich wieder mit ihrem siebenjährigen Vetter und beschenkte ihn abermals mit Kirschen; der Freund sorgte für Kuchen, und so befand sich der Knabe am allerbesten dabei.

Diese Sorge für einen Dritten brachte die Beiden näher, als alle Erklärungen hätten thun können. Es entspann sich sogar eine mittelbare Unterhaltung durch ihn, indem Therese wie Hermann ihre Worte an den Knaben richteten. Zuerst zürnte ihm die Tante, daß er mit den Früchten so unvorsichtig umgegangen war und seine neuen Kleider befleckt hatte.

„Du verdienst eigentlich gar nicht, daß man so gut mit Dir ist, Hans, sieh' Dich nur an, wie Du aussiehst, was würde Deine Mutter sagen, wenn sie Dich sähe."

Hans stand furchtsam still.

Hermann erwiederte: „Laß Dir so Etwas nicht gefal-

len, Hans, daran ist die Tante selbst schuld; sag' nur Deiner Mutter, Du hättest die Kirschen essen müssen, und aus lauter Dankbarkeit hättest Du nicht Acht auf Dich gegeben."

Hans schaute seinen Vertheidiger groß an.

Wieder antwortete Therese: „Verstehst Du das, Hans? Nicht wahr, das verstehst Du nicht, wie man aus Dankbarkeit nicht Acht auf sich geben kann."

Hans schüttelte den Kopf.

„Das ist ganz einfach, Hans; aber ich will es Dir ein andermal erklären; nicht wahr Du, hast mich deßhalb doch lieb?"

Der Knabe legte sein Händchen in die seine.

Therese wandte sich mit plötzlichem Ernste ab.

„So, nun gib auch Deiner Tante ein Händchen, daß sie wieder gut wird."

Aber die Tante wollte sich lange nicht erweichen lassen.

„Geh'! was ich Deinetwillen schon gelitten habe, das weißt Du," sagte sie mit unerklärlicher Aufwallung zu dem Knaben; „ich bin nicht eine solche Heldin, das Alles in einem Augenblick vergessen zu können. Die ganze Zeit daher ist mir eine öde Nacht gewesen; doch ich habe vielleicht kein Recht zu Vorwürfen, ich habe zu viel gehofft, wo niemals zu hoffen war, und habe mich selbst betrogen in Dir."

„Aber warum schelten Sie den armen Jungen so, der ganz unschuldig ist!" Und wirklich war Hans dem Weinen nahe.

Therese erschrack.

„Nun, lieber Hans, vergiß was ich gesagt, wir wollen

Freunde bleiben!" Sie nahm seine Hand, und wie aus Versehen lag zugleich Hermann's Hand in der ihren.

„Freunde also nach wie vor," das waren seine Worte, und Arm in Arm gingen sie zu Dreien in der Promenadenallee auf und nieder. Hermann fühlte, es bedürfe nun keiner Auseinandersetzung mehr. Er sprach von jener Freundschaft, die, von sonstigen Banden unabhängig, lebenslang dauern könne. Er nannte die Vergangenheit eine ewige Gegenwart; denn ein Vergessen gebe es niemals, so lange die Erinnerung uns heilig und theuer sei. Therese sprach wenig, ihre Seele schwamm wie abwesend in fernen Zeiten, und ihre Augen flohen von den Menschen und Dingen in die Weite des Abendhimmels, als fürchtete sie, aus dem Traum zu erwachen, der wie ein Abendroth in ihre Seele leuchtete.

Erst spät Abends fuhr man zurück. Es war schon tief in der Nacht, und das eintönige Rasseln des Eisenbahnzuges, das schwache, zuckende Flimmern der Lampen, die schwüle Luft, welche durch die offenen Fenster strich, wiegte die Passagiere in einen wachen Traum, der keine Unterhaltung aufkommen ließ.

Therese saß im Dunkel ihrem Vater und der Wirthschafterin gegenüber, neben ihr der wiedergefundene Freund, dessen Gewissen kein Arg darin fand, ihren Arm treuherzig in dem seinen zu halten.

Im Nebencoupé trieb eine Schaar lustiger Bursche ihr Wesen. Es waren Studenten, die von einer „Spritzfahrt" in die Universitätsstadt zurückkehrten. Soeben hielt der Zug vor einer Station minutenlang, als sie unisono zu singen begannen. Zuerst einige Burschenlieder, dann Volksweisen

und zuletzt das wunderbare Lied Simon Dach's an Aennchen von Tharau.

Hermann fühlte, wie Theresen's Arm leise zuckte und sich dem seinen entzog.

Das Lied war noch nicht zu Ende gesungen, als eine Dame in mittleren Jahren ohnmächtig wurde, so daß die Studenten aufhören mußten zu singen. Auf der nächsten Station stieg die Dame aus, um frische Luft zu schöpfen. Einer der zartfühlenden Musensöhne hielt es für Pflicht, ihr ein Glas Limonade anzubieten; aber sie wies es mit Unwillen zurück, und zog es vor, auf dieser Station zurückzubleiben. Als der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, erzählte ein älterer Herr, es schien ein Zollbeamter zu sein, der mit seiner großen Familie fast ein ganzes Coupé für sich einnahm, jenes Lied habe vermuthlich in der Frau Räthin, so nannte er jene Dame, tragische Herzenserinnerungen aufgeweckt; es sei ihm schon früher einmal passirt, daß sie bei einem ähnlichen Liede in nervöse Aufregung gerathen sei, und es gingen wunderliche Geschichten darüber, die man sich schon denken könne.

„Wunderlich hin, wunderlich her!" sagte ein sozialistischer Schneider, „der Mensch, was ein Staatsbürger und ein Individuum ist, wenn er auch kein allgemeines Wahlrecht hat, aber seinen Gefühlen muß er freien Lauf lassen dürfen allemal, das ist Naturrecht und Völkerrecht, und wer das Singen verbieten will, der soll sich sauer kochen lassen, das ist meine Meinung!" und in diesem Tone ging die Debatte über das Recht des freien Gesanges noch eine Zeit lang fort.

Inzwischen tönte das schrille Pfeifen des Signalventils, und der Zug brauste in den Bahnhof. Als die zahlreichen

Passagiere ausstiegen, und der grelle Schein der Gaslaternen auf die Gesichter fiel, glaubte Hermann zu sehen, daß Therese geweint hatte. Erschüttert wandte er sich ab, und alle muthigen Vorsätze und Absichten, sie diesen Abend noch in sein Haus zu laden, waren in einem Augenblick dahin. Der Wagen vom Gut, welches noch drei Stunden von der Stadt entfernt lag, war noch nicht auf dem Bahnhof angekommen, und der alte Herr machte Theresen den Vorschlag, den Vetter Hans inzwischen in die Pension wieder abzuliefern. Bereitwillig nahm sie es an, und so mußte jetzt geschieden sein.

„Also Wort gehalten, alter Freund, mit Nächstem sehen wir Sie draußen; wollen Sie oder Ihre kleine Frau nicht zu Fuß gehen, so schreiben Sie mir ein paar Zeilen und ich schicke Ihnen den Wagen herein. Hab' heute die Gegend kennen lernen wollen, und siehe da, der erste beste Mensch darin mußte gerade unser bester Freund sein. Was vergangen, das ist vergessen; aber ich denke, wir machen noch manche Meile durch's Leben zusammen."

Hermann sagte zu Allem Ja, um nur loszukommen, und verabschiedete sich mit einer Unbehülflichkeit und Eile, welche sogar dem Vetter Hans auffiel; denn er fragte nachher, ob der „Onkel Hermann" Nasenbluten gehabt habe.

Dem „Onkel Hermann" war es aber weit schlimmer zu Muthe, als wenn er nur Nasenbluten gehabt hätte, und er eilte durch die mondlosen, dunkeln Straßen mit dem festen Entschlusse, nie und nimmermehr jener Einladung Folge zu leisten, nicht allein um Theresens Willen, die ihn wie es ihm vorkam, noch immer liebte, sondern noch mehr, um seine eigene Ruhe zu bewahren.

Und seine „kleine Frau“? Fast kam ihm dieser Nachmittag wie ein Verbrechen vor, das er an ihr begangen hatte; wenn sie ein Wort erführe von jenem Zusammentreffen, würde es nicht als Absicht erscheinen, daß er sie zu Hause gelassen? Dieser Gedanke machte ihn langsamer gehen, und er überlegte, was er auf ihre Fragen zu erwidern habe. In Windeseile, doch mit veränderten Farben, zogen jetzt wieder die vergangenen Jahre, als er noch arm, aber glücklich war, vor seinen Augen vorüber.

Welcher Gegensatz zu dem Jetzt, wo ihm das Glück der Selbstständigkeit und Freiheit, welches die Welt preist und zu erwerben sucht, fast eine Schuld schien, und eine Schuld war es, wenn er selbst etwa ein Opfer darum gebracht hatte, das Opfer seiner eigenen Freiheit. Aber sein Geschick hatte nicht ganz in seiner eigenen Macht gelegen, und der wunderbare Zusammenhang der Dinge hatte ihn in seinen Wirbel gerissen, indem Alles, was geschieht, uns als der Wille einer höheren Fügung erscheint, so daß er erst wieder zu sich selbst kam, als er ein Anderer geworden und nicht mehr sich selbst angehörte.

Damals, als er noch ein junger Mann war, auf nichts angewiesen als auf seine Kenntnisse und sein gutes Glück, damals, als er noch um die Geliebte warb, jeden Tag emporgetragen auf den Schwingen einer ächten Leidenschaft, und doch in ewiger Ungewißheit des kommenden Tages: damals war selbst die Hoffnungslosigkeit die Sonne seiner Jugend gewesen, weil sie von einem geheimen Feuer erfüllt war. Und später, als sein Principal, jener alte Justitiar, ihn einen befreundeten General empfahl, für den er zahlreiche Prozesse geführt hatte, als der alte General

Wohlgefallen an der Person und den Talenten des jungen Mannes gewann, so daß er hoffen konnte, seinem geträumten Ziele näher zu kommen, auch damals vertraten noch zärtliche Briefe, die er mit Theresen wechselte, die Stelle vergangener, schöner Abende; aber die Briefe wurden seltener und kälter, natürlich nur durch seine Schuld, denn er fürchtete sich schon, die Briefe Theresens zu öffnen, weil ihre anklagenden Stimmen zu seinem Gewissen sprachen, und zuletzt glaubte er sie gar nicht mehr beantworten zu dürfen. Und der Grund davon? — das war eine wunderliche Geschichte.

Der General war ein kränklicher, eigensinniger Mann, seine Ruhelosigkeit trieb ihn von Ort zu Ort, sein Menschenhaß verschloß sein Gemüth und machte seine Erscheinung zu keiner beliebten. Sein bester Herzenstrost war eine einzige Tochter, ein kleines, sylphidenhaftes Wesen, dessen feines Gesichtchen, um seiner durchsichtigen Schönheit willen, die kleine Paula zu einem Stern ersten Ranges in der Gesellschaft erhoben haben würde, wenn ihre Figur nicht verwachsen gewesen wäre. Sie wußte das recht gut; denn ihr helles Auge hatte frühzeitig mit Nachdenken in die Welt sehen lernen, und ihr angeborner Schönheitssinn zeigte ihr die eigene Gestalt um so hassenswürdiger. Auch sie floh die Menschen wie ihr Vater; aber nicht aus Haß, sondern aus Schüchternheit. Ihre Seele war so rein und ungetrübt, daß ihr die Welt wie eine große, bewundernswürdige Gesammtheit schöner, gottähnlicher Wesen erschien. Dazu kam, daß sie durch die lange Einsamkeit zu einem Bewußtsein ihres geistigen Werthes gekommen war, den sie weit über die Vorzüge setzte, welche ihr durch die hohe

Stellung und das Vermögen ihres Vaters gewährt waren. Sie suchte eine Aufgabe darin, von ihrer Bedienung, und dieß waren lange die einzigen Menschen, die in ihre Nähe kamen, um ihrer selbstwillen geliebt zu werden. Das Bedürfniß und diese Sehnsucht geliebt zu werden, war die einzige Leidenschaft, welche diesem zarten, nervösen Wesen zuweilen einen Zug von Ungeduld und Hastigkeit verlieh.

So war es auch mit dem neuen „Bruder“, zu dem sie mit Bewunderung und mädchenhafter Verehrung aufsah, denn er schien ihr in allen Dingen vollkommener, als alle übrigen Menschen; aber er war ihr zu erhaben, als daß sie mit ihm sich anders als in Gedanken und Träumen beschäftigen, ihn anders als mit geistigen Augen anschauen durfte; und als sie nach und nach Musik und fremde Sprachen, Literatur und Zeichnen durch ihn lernte, ward sie mit einer solchen hingebenden Dankbarkeit erfüllt, daß sie hätte sterben können, wenn ihm dieß irgendwie zu seinem Glücke förderlich gewesen wäre. Mit einem Wort, sie hing mit einer überschwänglichen Liebe an ihm, ohne über ihren Seelenzustand selbst klar zu werden. Wäre Hermann Menschenkenner gewesen, und hätte seine alte Liebe zu Theresen nicht seine Augen verschlossen, er hätte schon früher merken müssen, wie es um ihr Herz stand; denn „das Kind,“ wie er sie nannte, zitterte in ihren Antworten, ihr Auge glänzte, wenn er kam, und verdunkelte sich, wenn er ging, und seine Herzensgüte, seine Wärme des Ausdrucks, in der er sein Mitleid mit ihr zu verhüllen strebte, konnte den magischen Kreis, welcher um Beide gezogen war, nur enger ziehen. Erst nach Jahren sollte ihn ein Auftritt zur Besinnung bringen; aber damals war es schon zu spät.

Eines Tages nämlich, als sie ihm wieder eine Zeichnung vorlegte, um sie von ihm korrigiren zu lassen, es war Belisar und seine Tochter Irene, fand Hermann sie tadellos bis auf den Fuß des Mädchens, der offenbar zu kurz war. Und er setzte bei seiner Rüge hinzu, daß Proportion und Korrektheit die erste Bedingung der Schönheit sei.

„Sie haben gewiß an das Sprüchwort gedacht, daß ein Lahmer einen Blinden führen könne; aber die Kunst läßt sich auf solche Aushilfe nicht ein. Operiren Sie den Fuß, liebe Paula, und die Irene wird ein Engel."

Kaum waren diese Worte heraus, als ihm einfiel, daß er mit diesem Tadel zugleich einen körperlichen Fehler seiner Schülerin berührt habe.

Paula stand zitternd, die Augen zu Boden geschlagen, und das Antlitz blutroth übergossen. Ohne zu wissen, was er that, küßte Hermann sie auf die Stirn und ging schnell davon. Eine kleine Reise, die er als Faktotum des alten Generals auf dessen Güter zu machen hatte, war ihm jetzt doppelt willkommen.

Als er nach vier Wochen zu seinem Principal zurückkehrte, fand er die Gardinen des großen Wohnzimmers wie von Paula's Kabinet herabgelassen; der alte General empfing ihn mit drohenden Finger und leisen Worten.

„Was haben Sie angerichtet, Sie Tausendsasa!"

„Mein Gott, was ist geschehen?"

„Ich sollte mit Ihnen zürnen, daß Sie mehr Gewalt über meine Tochter haben als ich selbst."

„Ueber Paula? Aber ich begreife nicht!"

„Den Tag darauf, als Sie fort waren, ist sie zu mir gekommen und hat mir ihren Entschluß eröffnet, ihren kurzen Fuß operiren zu lassen, Sie hätten es so gewollt."

„Ich das gewollt, nicht im Traume!“

„Nun, das müssen Sie mit ihr selbst ausmachen; aber schonen Sie das Kind. Es ist zwar Alles glücklich abgelaufen; aber ob es im Ganzen gelungen sein wird, kann noch Niemand wissen. Dort hinein!“ und er winkte ihm zur anstoßenden Thüre.

Hermann trat bestürzt näher. Es war eine dämmernde Helle im Zimmer. Die Kranke saß schlafend in einem Lehnstuhl; auf dem vor ihr stehenden Schreibtisch lag jene Zeichnung und zerstreute beschriebene Blätter daneben; der Fuß war korrigirt, aber er war jetzt offenbar zu lang geworden. Mehrere der Blätter trugen seinen Namen: „an Hermann.“

Wie mit einem Zauberschlage war ihm jetzt das Geheimniß ihrer Liebe enthüllt.

Vergebens hatte ihr Vater schon seit Jahren auf diese Operation gedrungen. „Sie brauche Niemand zu gefallen,“ war ihre Antwort gewesen, und — jetzt, eines der Blätter sagte ihm Alles, und wie sein Auge wieder vom Blatt auf die Schlafende hinübereilte, die ihm schöner, edler, rührender erschien in ihrer Aufopferung, waren ihre Augen offen und glänzend auf ihn gerichtet.

„Hermann,“ lispelte sie und erhob ihre Arme zu ihm; er beugte sich willenlos herab, und ein langer, inniger Kuß brannte auf seinen Lippen.

Das war jener Auftritt, der ihn plötzlich zur Besinnung brachte; aber es war zu spät, und er erkannte, wie unlösbar fast sein Schicksal schon seit Jahren mit diesem Hause verwachsen war.

Betrachtete ihn doch der alte Herr, dessen Launen er geduldig ertragen, längst als seinen Sohn! Verdankte er

selbst ihm, als seinem größten Wohlthäter, doch Alles, was er war; denn die reichen Anschauungen und Kenntnisse, welche er auf jenen rastlosen Reisen durch England und Frankreich gesammelt, hatten ihn zum Manne gereift.

Hatte er doch früher schon Anerbietungen zu Lebensstellungen und Aemtern ausgeschlagen, nur um seinem Wohlthäter zu dienen, der ihm die Unterstützung seiner armen Familie möglich machte; warum sollte er sich jetzt von ihm trennen; er konnte es nicht, ohne sich selbst ehrlos undankbar zu erscheinen.

Und so blieb er unentschlossen bis zum letzten Augenblicke. In einem halben Jahre darauf war Alles enschieden. Schon seit längerer Zeit fühlte der alte General, daß es mit ihm zu Ende gehe. Sein müdes Herz sehnte sich nach der Heimat. In einem kleinen Landstädtchen war ihm sein Ziel gesteckt.

„Was wird nun aus meiner armen Paula werden," waren seine letzten Worte, „ich würde ruhig hinüber gehen, wenn ich weiß, daß Ihr glücklich seid, meine Kinder." Hermann beugte sich über ihn.

„Ich werde mich nie von Ihr trennen, Vater," flüsterten seine Lippen.

Noch einmal erhob sich der Sterbende mit verklärtem Antlitz und segnete beide.

Jubelnd und weinend hing das Mädchen an seinem Halse. „Du verachtest die häßliche Paula nicht, Hermann!" Die Operation war nämlich eine vergebliche gewesen, und hatte das Uebel eher verschlimmert, als verbessert. „Du hast keine andere Liebe im Herzen? schwöre mir's!" Er schloß ihr den Mund mit Küssen und war fest entschlossen, das dämmernde Bild seiner ersten Liebe für immer zu ver-

gessen. Er hatte Theresen offen und ehrlich geschrieben, wie es um ihn stände, und sie um ihre Entscheidung gebeten, aber sie hatte ihm gar nicht geantwortet; wenigstens war ihm kein Brief in die Hände gekommen; so glaubte er in Ehren seines Wortes quitt und ledig zu sein, und wenige Tage nach dem Tode seines alten Beschützers ward Hermann mit Paula am Altare verbunden.

So war er in Besitz alles dessen gekommen, was die Welt „Glück" nennt und zu erringen strebt: Freiheit, Liebe und Reichthum.

War es eine glückliche Ehe? — O ja, wenn man dem Frieden des Hauses, oder der Dienerschaft glaubte, die darauf schwur, in ihrem Leben noch nicht unter einer so gütigen, friedfertigen und stillen Herrschaft gedient zu haben.

Und dennoch war es wie ein nebelhaftes Gespenst, das zwischen den Gatten stand. Die kleine verwachsene Paula hing noch immer mit einer überschwänglichen Liebe an ihm, und doch war es ihr zuweilen, als scheine seine zärtliche Milde mehr eine Herablassung zu sein, als gleiche Leidenschaft der Liebe, die mit verzehrender Glut in ihrem Herzen wohnte. Es kam ihr die Erinnerung, daß sie von Anfang an doch niemals recht an seine Liebe geglaubt habe. Oft hatte sie im Scherz dem Gedanken nachgehangen, wenn sie Jemand wüßte, schön, edel und seiner würdig, dann wollte sie gern ihren Besitz nur als einstweilig betrachten — aber im Ernst diesen Gedanken auszubilden — nein, dann wären ihre Leiden nur Lügen gewesen.

Der Blick der Frauen ist scharf und tief. Paula war eine der feinfühligsten Naturen ihres Geschlechts, und sie machte zu ihrem Schrecken die Erfahrung, daß ihr Gemahl

ohne sie ein ganz anderer Mensch war, frei, gewandt und sicher, während ihre Gegenwart ihn gleichsam umschnürte, und im Zustande der Demüthigung hielt. Es fiel ihr auf, daß er sie, so wenig ihr auch daran lag, nie in jene Gesellschaften mitnahm, die er ihr als eine hohle, nichtige und elende Welt vormalte, während er selbst sie doch besuchte. Sie mußte es verdächtig finden, daß ihr Gemahl allen seinen Freunden gleichsam sein Haus verboten hatte, — wie er sagte, um sie zu schonen, im Grunde aber, wie sie sich endlich in Thränen gestand, weil er sie nicht sehen lassen wollte. Sie hatte es an ihrem Vater erfahren, daß ein Mann viel über sich vermag, wenn er will; warum konnte Hermann nicht aus Dankbarkeit sein Herz zur Liebe überredet haben? Aber bei dieser Empfindung blieb es nicht, und die bloße Absicht, sich und ihr das Gerede der Leute über ihre Abschließung zu ersparen, würde ihn daheim nicht so arm gemacht haben, daß er selbst ihr nicht hätte doch eine Welt sein können, reicher, idealer, unterhaltender, als die, welche sie entbehren mußte. Aber konnte es nicht sein, daß sein verödetes Herz im Geheimen nach anderem Inhalt suchte? ihn vielleicht schon gefunden hatte?

Dieser Gedanke, der mit Riesenschnelle in ihrer Einsamkeit wuchs, vergiftete ihre Ruhe und breitete über ihre Tage und Nächte einen dunkeln Schleier. Und merkwürdig, ihre feine Empfindung hatte dießmal schärfer gesehen, als ihres Gemahls eigenes Herz. Wohl hatte dieser erfahren, daß der Vater seiner Therese inzwischen Landwirth geworden war, wohl wußte er, daß sie nicht drei Stunden weit von einander entfernt waren, ja es hatte sich sogar ohne sein Zuthun eine Art von Correspondenz zwischen ihm und Theresen gebildet. Er bewohnte nämlich ein anmuthi-

ges Haus, in dessen Erdgeschoß sich der Laden einer großen Materialhandlung befand. Ein junger Mann in den schönsten Jahren stand demselben vor, und das Aufblühen seiner zahlreichen Kinderschaar, die regelmäßige Thätigkeit seines schwungvollen Geschäftes war längst eine stille Anklage für den geschäftlosen Hermann, der höchstens zu seinem Vergnügen hin und wieder Aufträge für die befreundeten Chefs des Salinenamtes besorgte.

Er beneidete hier das Gedeihen der Arbeit, das Ungewisse des Wagens, sich das Seine zu sichern und Neues zu erwerben.

Es war ein schöner, heller Laden, der an der Hauptstraße der Stadt zu jeder Tagesstunde von Leuten aller Stände und an Markttagen auch von Landleuten besucht war. Glück und Leid, große und kleine Schicksale von Familien aus der ganzen Umgegend gaben sich hier oft in wenig Worten; die Pulse des Volkslebens konnte ein kundiges Ohr an diesen Waarentischen pochen hören. Das zog ihn mächtig an.

Oft saß Hermann stundenlang drunten im Laden auf der hölzernen Bank, er schaukelte die Kinder seines Hausherrn; er sprach mit den Leuten über ihre Erlebnisse und hörte den abgerissenen Erzählungen des Landvolks zu.

Dort war es gewesen, wo er von einem hübschen Bauernmädchen aus Westerhausen erfahren hatte, daß Theresens Vater seit einem Jahr Herr und Besitzer des Ritterguts geworden war. Seitdem war seine Ruhe hin, und ohne daß er es sich gestand, waren die Markttage die einzig rosenfarbenen für ihn geworden, denen er mit feierlicher Stimmung entgegen sah, weil sie ihm Kunde von der einst Geliebten brachten.

Ein Jahr ist eine lange Zeit, und die kluge Müllerstochter aus Westerhausen gab ihm so ausführliche Antworten, als sei sie gleichfalls von der Therese unterrichtet. So war es auch, ohne daß die Betheiligten etwas davon merkten, und so stellte sich ein mündlicher Briefwechsel her, der verhängnißvoll für beide Theile werden sollte.

Eine Zeit lang blieb die Müllerstochter von Westerhausen ganz aus, und als sie wieder erschien, erfuhr man, daß am nächsten Sonntag ihre Hochzeit bevorstehe. Zugleich ward die ganze Familie des Kaufmanns eingeladen, hinauszukommen; zum großen Jubel der Kinder ward zugesagt, und wenn es nicht am Sonntag sein könne, so kämen sie an einem der folgenden Tage, denn die Hochzeit sollte drei bis vier Tage fortgefeiert werden.

Am bestimmten Tage war Hermann, um jeder Versuchung mitzufahren, auszuweichen, nach einer entgegengesetzten Gegend, nämlich nach den Salinen gefahren. Er wußte wohl, daß wenn er geblieben wäre, er nicht leicht hätte widerstehen können; denn ein Dämon riß alle seine Gedanken dorthin, aber er glaubte es seiner Ehre und seiner Frau schuldig zu sein, seinem Entschlusse getreu zu bleiben.

Allein gerade diese Vorsicht, jener Schlinge zu entfliehen, hatte die Ironie des Schicksals zum Mittel gemacht, ihn erst recht hineinzuführen. Wir wollen es nicht entscheiden, ob es nicht eine ähnliche Vorsichtsmaßregel von Seite des alten Juristen und Landwirths war, der vielleicht von der Correspondenz durch die Müllerstochter wußte, daß er an dem nämlichen Tage gleichfalls einen Ausflug unternommen hatte, um auszuweichen — nein, um erst recht zusammenzutreffen. Das Komische dieses Zufalls,

wie das Getöse des Eisenbahnzuges, hatte beide Theile glücklich über die ersten Verlegenheiten hinweggehoben, und Alles in Allem, war ja das gefürchtete Wiedersehen gut abgelaufen, und die Arglist des Zufalls schien zu einer Wohlthat für Beide ausgeschlagen zu sein.

So ungefähr tröstete sich Hermann auf dem Heimwege. Ein solcher Tag mußte doch einmal kommen, es war gut, daß es sich auf ungesuchte Weise gemacht hatte. Nun war ein Strich unter die Vergangenheit gezogen, und kein Mensch auf Erden hatte mehr ein Recht, ihm Vorwürfe zu machen.

Trotzdem, daß diese Vorstellungen ganz geeignet sein mochten, ihn zu beruhigen, konnte er eine geheime Unruhe nicht los werden. Friedlos betrat er seine Wohnung.

Seine Gemahlin, die noch lange auf ihn gewartet habe, wie sein Diener sagte, schlief schon in ihrem Kabinet. Hermann schlich leise hindurch, und belauschte ihre ruhigen Athemzüge bei dem Schein der Nachtlampe; aber es duldete ihn nicht in ihrer Nähe. Wie schön und strahlend stand plötzlich wieder das Bild Theresens vor seinen Augen, wie arm und heuchlerisch erschien er sich selbst inmitten all' seines Glanzes, all' seiner Glücksgüter.

Auch in seinem eigenen Zimmer fand er keine Ruhe. Er versuchte zu schlafen, dämonische Träume umfieberten ihn. Es war ihm, als wäre er wieder zurückgeeilt zu dem Bahnhof; er sah den Wagen angekommen, er sah Theresen die Treppe heruntersteigen, aber die rauhe Nachtluft trieb sie wieder hinauf, sie wollten die Nacht in dem Gasthof bleiben, und erst morgen fahren. Er sah sich nachschleichen, er meinte vor ihrem Zimmer ein Schluchzen zu

hören, dazwischen die sonore Stimme des Alten und das näselnde Geplapper der Haushälterin. Er wollte hineinstürzen, aber eine unsichtbare Macht hielt ihn, wie in eisernen Klammern; und jagte ihn durch die öden Straßen über windige Plätze und dunkle Brücken, unter denen die schlaflosen Wasser mit eintöniger Klage dahinrauschten.

War das alles nur ein Traum oder Wahrheit gewesen? Er wußte es nicht zu unterscheiden, als er sich beim anbrechenden Morgen wieder auf seinem Sopha fand, seine Kleider waren in Unordnung gerathen, und seit Hut war verschwunden. Jetzt erst zur vollen Besinnung gekommen, kleidete er sich schnell um, und trat mit übernächtigem Antlitz in das Zimmer seiner Gemahlin.

Aber hier war ihm noch eine Prüfung vorbehalten, welche seine gestrige Unruhe nur zu sehr rechtfertigte, obgleich er keine Ahnung davon hatte, daß seine Gemahlin in seiner Abwesenheit durch Zufall über seine Briefe gekommen war und zum erstenmal, aber erschöpfende Kenntnisse von seinem früheren Verhältniß zu Therese gewonnen hatte.

Sie fand in jenen Briefen Ausdrücke, die den Charakter Hermann's in das höchste Licht der Selbstverläugnung stellten, aber was sein Herz betraf, so war ihr kein Räthsel mehr geblieben, wem es angehöre, und sie war entschlossen, mit fester Hand an die wunde Stelle desselben zu rühren.

Arglos hatte sich Herrmann neben seiner Gattin zum Frühstück niedergelassen. Nach einigen Fragen, wie und wo er den gestrigen Tag zugebracht, worauf er mit Offenheit antwortete, da sie von seinem Interesse an der Sali-

nenverwaltung wußte, begann sie plötzlich ohne weiteren Uebergang.

„Sage mir, lieber Hermann, wir haben so selten von der Vergangenheit gesprochen, ich meine die Zeit, ehe Du zu uns kamst.“

Er stutzte. — „Du könntest mir wohl sagen, wohin wir uns an jenen Advokaten zu wenden hätten, bei dem Du früher warst?“

Ihr Gemahl wurde unruhig. „Warum das, mein Kind?“

„Ich habe einen Brief meines Vaters gefunden, woraus ich sehe, daß jener Mann noch im Besitz einiger Dokumente sein muß, oder wenigstens Rechenschaft dafür schuldig ist. Es sind keine wichtigen Dinge, aber es wäre mir lieb, wenn Das im Reinen wäre.“

„Aber ich bitte Dich, liebe Paula, wenn es keine wichtigen Dinge sind, so laß die Sache abgethan sein; ich wenigstens fühle keine Lust, wieder mit ihm anzubinden.“

„Keine Lust? Das muß noch einen anderen Grund haben.“

Hermann sprang auf; aber sie ließ sich nicht irre machen, und fuhr fort: „Wenigstens scheinen die Erinnerungen an das Haus Deines Wohlthäters sehr getrübt zu sein?“

„Das sind sie auch,“ fuhr er fast mit Hastigkeit heraus, „ich hasse die Geschäftsleute! Laß uns ein andermal davon sprechen, ich habe jetzt einige Besuche zu machen,“ und er wollte fort, doch seine Gemahlin war aufgestanden und hatte seine Hand ergriffen.

„Halt, lieber Herrmann, Du hast mir etwas zu verbergen, bin ich Deines Vertrauens nicht mehr würdig?“

Er stand still. „Aber ich ahne nicht liebes Kind, was Du wissen willst.“

„Sag' lieber, was ich schon weiß. Er hatte eine Tochter, nicht so? Therese, wenn mir recht ist.“

„Nun und —“

„Und hast Du mir gar nichts von ihr zu erzählen?“

„Du hast sonderbare Wünsche heut, liebes Kind, was ist interessantes an einer Jugendliebe, die nun vorbei ist; dergleichen könnte jeder Mann erzählen, aber ihre Frauen fragen nicht darnach, wie kommst Du auch heut gerade...“ in diesem Augenblicke fiel ihm ein, daß er gestern den Schlüssel zu seinem Sekretär vermißt habe. Mit einem Augenblick war ihm alles klar, er wollte hinüber.

Aber Paula hielt ihn zum zweiten Male. „Bleibe, lieber Herrmann, Du bist offen gegen mich, laß mich auch offen gegen Dich sein. Ich fand Deinen Sekretär offen und hielt es für kein Verbrechen, unter Deinen Briefschaften zu suchen, um Gewißheit zu haben, wie es sich mit jenen Dokumenten verhielte, ich habe andere, sehr interessante Briefe gefunden.“

„Paula, Du hast gewagt!“

„Ja lieber Hermann, ich habe ein Recht zu haben geglaubt, sie zu lesen, bin ich doch Deine Gattin, der keine Falte Deines Herzens verborgen sein sollte, zürne mir nicht, ich habe Dich von Neuem achten und lieben gelernt, ich habe aus jenen Zeilen empfunden, welche Innigkeit und Gluth Du in einem Mädchenherzen damals zu wecken verstandest, doch das sind Jugendlichkeiten, ich will es glauben; aber ich selbst bin reicher in ihnen geworden, weil ich im Schmerze empfunden habe, wie theuer das Gut ist, das aus ihrer Hand in die meine gelegt ist! Hermann —“

und sie warf sich an seine Brust — „bei jener unvergeßlichen Stunde, in der Du mich zum erstenmal küßtest, sag' mir, wo ist sie, ich muß sie sehen, ich muß sie kennen lernen. Sei nicht unruhig darüber. Du sagst ja, es sei vorüber, und ich glaube Dir, aber ich habe sie beraubt um Deiner Liebe, ich habe an ihr gut zu machen, ich will sie als meine Schwester lieben lernen und um mich haben, dann bleibt mir doch ein Wesen auf Erden, das mich versteht, mit dem ich von Dir sprechen darf, wenn Du — wenn Du nicht bei mir bist."

Hermann war tief erschüttert von der Hoheit dieser Gesinnung, in welcher ihre schüchternen zarten Vorwürfe sich verhüllten. Jetzt oder nie mußte alles von seiner Seele herunter.

„Höre mich an, liebes Herz, ich müßte von niedrigem Sinne sein, wollte ich jetzt schweigen. Ich habe Dich vorher getäuscht, aber ich glaubte es Deiner Ruhe schuldig zu sein; ja ich habe Therese und ihren Vater erst gestern gesehen, aber es war ein unschuldiger Zufall."

Und nun erzählte er im Fluge die gestrigen Vorfälle. Er stellte alles in die Beleuchtung eines unbefangenen Wiedersehens, er malte die Sentimentalität als eine humoristische Würze der Erinnerung, die man nach Belieben bei Seite schieben oder harmlos wirken lassen könne.

„Unser Schicksal," sagte er zum Schluß, „hängt nur zur Hälfte von uns ab, die andere Hälfte ist der unberechenbare Wille des Zufalls, oder wenn Du willst des Himmels. Therese hat sich übrigens mit Selbstbeherrschung benommen. Du hättest ganz gut dabei sein können; ich hatte sogar die Absicht, sie zu uns einzuladen, um ihr zu zeigen, daß mein Glück ihrer Theilnahme würdig sei; ja

es wäre ganz allerliebst, wenn Ihr Euch näher ständet, aber ich fürchtete, Dich vorzeitig zu überraschen, und außerdem war es zu spät; diesen Morgen werden sie hinausgefahren sein. Nun da Du Alles weißt, liebe Paula, wollen wir sie aufsuchen, sobald Du willst."

Die letzten Worte sprach er schon flüchtiger und im Begriff zu gehen. Es entging ihm, während er so sich selbst täuschte, vollkommen der nachdenkliche Zug in Paula's feinem Antlitz.

Sie erwiderte wenig auf seine Worte, ja ihr Mißtrauen über jenen sonderbaren Zufall war in dem Grade wieder lebendig geworden, daß sie sich entschloß, noch heute Etwas zu wagen. Gleich darauf, als Hermann fort war, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb ein kurzes Billet, das sie auf gut Glück, ob es an seine Adresse kommen würde, durch einen Diener fortschickte.

Ihr Gemahl machte inzwischen einige Besuche in der Stadt. Er hatte seine Lebensfreudigkeit in dem trügerischen Bewußtsein, daß nun Alles gut sei, vollkommen wiedergewonnen. Es war noch keine Stunde vergangen, als er sich, wie aus Zufall, schon wieder auf dem Bahnhof befand, angeblich um zu erfahren, ob seine nächtliche Vision nur ein Traum oder Wahrheit gewesen, und ob die Familie schon gestern oder erst heute nach Westerhausen abgefahren sei.

„Der Herr Amtsrath haben es vorgezogen," sagte der Kellner, „die Nacht hier zu bleiben, weil Fräulein Tochter nicht recht wohl waren. Vor einer halben Stunde sind sie abgefahren, aber nicht nach Westerhausen, sondern in die Stadt, denn sie haben eine Einladung bekommen."

Ungewiß, was er über diesen Aufschluß denken sollte,

schlug Hermann seinen Weg nach Hause ein. Schon von Weitem sah er einen Wagen vor seiner Thüre stehen; aber sein Staunen verwandelte sich in Bestürzung, als er des Amtsraths Wagen erkannte.

Therese in seinem Hause — nach jenem Auftritt mit Paula. Er konnte keinen Reim auf diesen abermaligen Zufall finden, und unfähig eines andern Gefühls als der Freude, Therese wiederzusehen, eilte er die Treppe hinan.

Freudestrahlend kam ihm seine Gemahlin entgegen.

„Du mußt mir schon verzeihen, mein Lieber, daß ich Dir eine kleine Ueberraschung bereitet. Die Sache mit den Dokumenten ließ mich nicht ruhen, und glücklicherweise hat mein Billet Deinen alten Freund noch hier getroffen. Nun ist die liebe Therese gleich mitgekommen, Du bist ein rechter Egoist, daß Du sie mir so lange hast entziehen können, wir sind schon Schwestern geworden und nennen uns Du.“

Hermann trat jetzt in das Zimmer und versuchte einige Worte der Entschuldigung, daß seine Gemahlin seinen guten Absichten zuvorgekommen sei.

„Nur keine Redensarten, alter Freund,“ erwiederte der Amtsrath, „ich bin schon ganz zu Hause hier und gratulire von Herzen. Ihre kleine Frau ist beinah ein besserer Jurist, als ich — o, wir haben schon ein braves Hühnchen zusammengeflückt, aber nun will ich Euch einen Vorschlag machen, Kinder. Jetzt fahrt ihr gleich mit uns hinaus. Wer weiß, wenn wieder einmal eine so gute Gelegenheit kommt. Wir fahren bis an den Wald, von dort gehen wir zu Fuß einen näheren Weg. Mein Kutscher hat noch eine andere Tour zu machen.“

Hermann nahm sogleich die Einladung an. Er wußte in seiner Verlegenheit kein anderes Mittel, als den Auf-

merksamen zu spielen und Therese, welche ernst und fragend bald in seine Augen sah, bald über seine Gemahlin hinweg an den Wänden umherblickte, brachte ihn durch ihre unverwüstliche Ruhe und Zurückhaltung von einer Uebertreibung zur andern. Er hatte die Einladung angenommen, weil er hoffte, draußen seine Hausleute zu treffen und in den weiteren Raum des Landlebens leichter ableitende Interessen zu finden, als in der Enge der Stadt. Und was konnte er fürchten? Der gefährliche Augenblick, wenn sich die Beiden — Therese und Paula einmal sehen würden, war harmlos hinter seinem Rücken vorübergegangen, alles andere lag nun im Humor des Moments, den er so lebhaft ergriff, daß er seiner Gemahlin fast ganz vergaß. Sie hatte gleichfalls in den Vorschlag gewilligt, weil sie wußte, daß unsere Beobachtungen fern dem Kreise der alltäglichen Umgebung schärfer und richtiger sind, und sie wollte beobachten.

Nicht die hingebende Aufmerksamkeit ihres Gemahls für Theresen, nicht seine sprudelnde Lebendigkeit, seine selbstvergessene Wärme, schmerzte sie — nein, erst als er plötzlich an sie denkend, mit pflichtschuldiger Güte ihr ein Almosen seiner Zärtlichkeit hinwarf, indem er sie „mein liebes Kind" oder kurzweg „liebe Frau" nannte — als glaube er dem guten Ton vor seinen Freunden doch auch etwas schuldig sein zu müssen: erst jetzt begann sie zum erstenmale die innere Kluft zu fühlen, welche zwischen ihnen lag, und mit unheimlicher Lebendigkeit waren alle ihre Gedanken darauf gerichtet, davon erst sichere Beweise zu haben, denn wenn sie allein dem Glücke Hermanns im Wege gestanden, wenn sein Bund mit ihr nur eine innere Lüge gewesen,

dann hatte er falsch geschworen! aber sie war es sich dann schuldig — sie wagte nicht weiter zu denken.

Die Mehrzahl der Frauen würde es für ein gefährliches Wagniß halten, sich mit der Jugendliebe ihres Gemahls zu messen, wenn sie nicht im Voraus durch äußere Vorzüge oder tiefern Seeleneinklang des Sieges gewiß sind; aber hier schien es obein umgekehrt zu sein und die kleine Paula, welche sich neben der glänzenden Erscheinung Theresens, trotz ihres Reichthums, gedrückt fühlte, mußte ahnen, daß ihr großmüthiges Wagniß allein durch die Wahrheit und Treue der Gesinnung, durch den Werth des Herzens jede andere zu überflügeln, durch Liebe allein zu erringen und zu ersetzen, was die Natur ihr versagt hatte: sie mußte ahnen, daß diese Zartheit vielleicht zu fein und unwahrscheinlich sei, um von den einfacheren Naturen ihres Gemahls und Theresens verstanden und gewürdigt zu werden. Ach, es ist ebenso unfruchtbar, als sogar lächerlich sich in manchen Lebenslagen als eine höher geordnete Natur zu empfinden, wo nur das Naturgemäße und scheinbar Gewöhnliche wirklichen Werth hat. Man denke an das Schicksal der Sappho, die alle Hoheit und Ideale verläugnete, um mit einem Sklaven glücklich zu sein.

So waren sie bis zum Waldrand gekommen, sie stiegen aus, und der Wagen fuhr mit der Haushälterin, die, aus aus ihrer gewöhnlichen Thätigkeit herausgerissen, den ganzen Morgen über in einem schlaftrunkenen Zustand gewesen, im Thale weiter, um einige Commissionen auf einem benachbarten Gute zu erledigen.

Unsere Gesellschaft aber stieg über eine kleine Anhöhe, und schlug einen Nebenpfad ein, der um eine gute Stunde näher war. Hermann kannte ihn aus frühern

Zeiten, da Westerhausen von jeher zu den vielbesuchten Orten zählte.

Den Weg durfte man wahrhaft reizend nennen. Die hohen Fichten rauschten in den Kronen, obgleich die Luft sich kaum regte; der grüne sammetartige Weg, der hie und da mit Haidekraut und Moos bewachsen und außerdem von Fichtennadeln bestreut war, ließ jeden Schritt verstummen, und so kam es, daß Hermann, welcher Theresen den Arm gereicht, bald den andern weit voraus und sich plötzlich mit ihr allein fand.

Die „kleine" Paula hatte zwar dem alten Mann viel von ihrem Vater zu erzählen, denn beide waren langjährige Freunde gewesen, aber ihr scharfes Auge folgte unabläßig den Voranschreitenden, obgleich sie nicht hören konnte, was sie sprachen. Jetzt waren jene aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie drängte unruhig den alten Herrn zur Eile, allein vergebens, sie selbst oder Jene mußten vom rechten Wege abgekommen sein, und so blieb nur die Hoffnung übrig, sich wieder in Westerhausen zu treffen.

Zwar wußte der alte Herr ihre steigende Unruhe auf zarte Weise zu beschwichtigen, aber die kleine Paula fühlte in diesen Augenblicken alle ihre Bewunderung und Ehrfurcht vor ihrem geliebten Gemahl plötzlich erlöschen, wie die Flamme eines Feuers, das ihn beleuchtet hatte; jetzt war nichts in ihrem Herzen geblieben, als Dunkel und Asche. Von dem ergrauten Juristen und Geschäftsmann erwartete sie kein Verständniß ihres Grames, vielmehr meinte sie in dem Zucken seiner Mundwinkel den Hohn jenes Geschicks zu sehen, das sie endlich doch ereilen müsse, weil sie sich mit ihrem Reichthum einen Mann „erkauft" habe. So ging sie schweigend — ohne Erlösung — und

den Thränen nahe neben ihrem Begleiter her, der von tausend unterhaltenden Dingen erzählte, ohne eine Antwort darauf zu erhalten.

* * *

Inzwischen setzten die beiden Vermißten ihren Weg über Baumwurzeln und verwachsene Waldwege fort. Das Nadelholz wechselte wieder mit belaubten hohen Buchen, Haselstauden und Hagenbuttenbüschen; daß sie auf falschen Wegen gingen, hatte zuerst Therese gemerkt und stand bestürzt still, aber Hermann fand darin nichts Beunruhigendes. Er rief und pfiff einigemale, aber vergebens. Endlich ergaben sie sich in die Nothwendigkeit, in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter fortzugehen und nahmen ihr voriges Gespräch oder besser ihr voriges Schweigen wieder auf.

Theresens Wesen aber war sichtlich herabgestimmt, ihre vorige Offenheit und Lebendigkeit hatte sich in eine mißtrauische Beklommenheit verwandelt, als sei dies Verlassen des Weges ein absichtliches gewesen. Ihre Furcht ward auch um nichts vermindert, als Hermann plötzlich stillstand und in jenem Tone sprach, den sie seit Jahren nicht mehr vernommen hatte.

„Therese, wozu uns quälen? alle unsere Gedanken ringen mit dem einen unserer Liebe und können ihm doch nicht entfliehen.“

Sie sah ihn mit scheuem Blicke an.

„Fürchte nichts von mir, Therese, ob beabsichtigt oder nicht, ich betrachte diese Stunde als eine Fügung des Himmels, mich vor Dir zu rechtfertigen. Gestern war es eine lächerliche Komödie, heut sind wir allein.“

„Wozu noch Rechtfertigungen?“ sagte sie mit leiser Stimme, „ich denke, wir sind zu Ende damit.“

„Nein, meine Therese, das sind wir noch lange nicht, oder Du müßtest mich für den herzlosen Heuchler halten, als welcher ich gestern erschienen bin, ich habe Dir damals offen und ehrlich geschrieben, Du hast darauf geschwiegen, ohne mich mit einem weckenden Ruf zu erlösen. Freilich auch das Schweigen war eine Antwort.“

„War eine Antwort,“ wiederholte sie wie vorher.

„Sprich nicht so, Therese, Deine Worte schneiden mir in die Seele, ich weiß, Du hältst mich für einen Menschen, der sein Herz und seine Freiheit für den elenden Mammon hingab, Du verachtest mich, weil ich fähig war, wie Du glaubst, Liebe zu lügen um der Dankbarkeit willen, beim Himmel! Du täuschest Dich Therese, Du kennst Paula nicht, Du hättest sie heute Morgen hören sollen, sie hat Deine Briefe an mich gelesen, sie sucht Deine Freundschaft und Liebe, weil sie Dich beraubt habe, sie ist von unvergleichlicher Noblesse in allem, was sie thut und denkt.“

Er schwieg nach diesen Worten eine Weile; er fühlte, daß diese Worte, statt versöhnend zu sein, sogar noch verletzen mußten, aber Therese ließ ihn nicht zur Verbesserung derselben kommen.

„So ist sie schon längst im Geiste vor mir gestanden, und darum habe ich freudig und ruhig entsagen können.“

„Sage keine Unwahrheit, Therese, es ist nicht so. Du hast gelitten und getrauert, ich weiß Alles, ich weiß, wie Du jeden Tag, jede Stunde zubrachtest, wie die Geschichte Deines Leidens so deutlich auf Deinen Zügen stand, daß ein Kind vom Dorfe sie lesen konnte; die Annemarie aus

eurem Orte hat mir alles erzählt; o Gott! ich bin wahrlich nicht so eitel, daß ich mich Deines Grames rühmen wollte, aber wenn heißes Blut in unsern Adern flösse, wenn unsere Leidenschaften mächtiger als unsere Gewissen wären, wer weiß, ob nicht blutige Gedanken in diesem Augenblick durch unsere Herzen zuckten. Glücklicherweise sind wir Deutsche und in unserer Zeit der Bildung spazieren Liebe und Haß, Verzweiflung und Entzücken so zahm miteinander, wie zwei feindliche Heere während eines Waffenstillstandes. Keine Stimme vom Himmel spricht mehr zu denen, die schweren Herzens sind.

In diesem Augenblick trieb ihnen die milde Luft ein Blättchen Papier entgegen.

Die freie Waldwiese, auf welche man gekommen, war vor einigen Tagen der Sammelplatz der Truppen nach dreitägigem Feldmanöver gewesen. Zahlreiche Marketenderweiber waren ihnen gefolgt und alte Papiere und Strohhalme bezeichneten jetzt noch die Plätze, wo sie ihre Körbe feil gehalten. Therese nahm das Papier von ihrem Kleide, auf welches es geflogen war. Es war ein Blatt aus der Bibel, mit Fett getränkt und fast unleserlich, zwei Zeilen waren noch zu erkennen.

Sie las: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Beide standen einen Augenblick betroffen über diese „Stimme des Himmels“. Nach einer Pause hielt sie das Blatt hin. „Nimm es zu Dir, Hermann, zum Gedächtniß an diese Stunde. Es wird uns bewahren; und seine himmlischen Worte sind alles, was ich Dir erwidern kann. Bist Du ruhig und glücklich in Deiner Ehe, so bin ich es auch

und bist Du es nicht, so wird doch die Welt gern daran glauben, und daß sie es glaube, ist Deine Pflicht."

Diese Worte waren in langen Pausen gesprochen, aber ihrer Absicht entgegen, schien Hermanns ganzes Wesen in neue Flammen gejagt zu sein.

„Was geht mich die Welt an, Therese, vor ihr soll ich den Frieden wahren, o, Du willst eine Unwahrheit, aber in anderen Jahren haben wir einen besseren Begriff von dem wahren Glück gehabt. Nein, nein, weg mit dem falschen Mitleid, weg mit der trostlosen Selbstverläugnung, Paula ist nie vom Himmel für mich bestimmt gewesen, wenn es eine solche Bestimmung überhaupt gibt."

„Und Du nanntest sie vorher eine Unvergleichliche?"

„Eben darum, sie ist nicht menschlich für mich, ich habe meine Launen und Fehler, meine Grillen und Schwächen, ich bin ein Mensch, wie andere, aber sie will ein himmlisches Wesen aus mir machen, einen Abgott für ihre Bewunderung, einen Heiligen für ihre Andacht, das geht gegen meine Natur, deren Leiden und Lust sie nicht versteht, deren Mangel sie nicht ausfüllen kann!"

„Ich verstehe Dich nicht, Herrmann, in einem Athem Bewunderung und Anklage, rede nicht weiter, ich beschwöre Dich!" —

„Laß mich reden, Therese, es muß alles herunter von meinem Herzen, o, Du weißt nicht, wie öde es darin aussieht, wie tief ich gesunken bin; es ist wahr, was die Welt sagt, ich habe sie nur aus Mitleid geliebt, es ist wahr, was sie selbst glaubt, ich habe sie belogen, obgleich es mir niemals deutlich bewußt war. Kann ein Irrthum, eine Selbsttäuschung ein Verbrechen sein? ich glaube es nicht, ich suchte mich zu betäuben und zu ermüden, aber in stillen

Stunden kommt die Reue mit allen ihren Qualen über mich! — Wenn Du an meiner Seite ständest, Therese, welch ein Leben! Sieh, so rein Paula's Gesinnung ist, in ihrer Seele ist doch — so zu sagen — etwas verwachsen, wie an ihrem Leibe; ihr Herz ist zu eng und zu sehr mit sich allein beschäftigt, ihr scharfer Verstand ernüchtert mich, wenn ich zur Phantasie flüchte, und wo ich mich an das Leben klammern will, scheucht mich ihr geisterhaftes Wesen zurück. So bleibe ich arm und elend auf beiden Seiten. Da hast Du mein ganzes Schicksal!"

„Hermann, Du bist nicht bei Dir!"

„Nicht bei mir! Du hast Recht, Therese, ich bin nicht bei mir, weder hier noch dort, noch an meinem Herde, ich fühle mich nirgends zu Hause! O es ist ein trauriges Leben, nur auf Barmherzigkeit und Nachsicht gebaut und von der Trägheit und Stumpfheit durchathmet, wenn sie athmen könnten. Ist es meine Schuld, daß ich sie nie habe lieben können, weil Dein Bild ewig vor meiner Seele stand. Vielleicht hätte ich's vermocht, wenn ich Dich niemals wieder gesehen hätte. Nun weißt Du Alles!"

Therese zitterte wie ein gescheuchtes Reh, sie ging schneller und schneller, als wollte sie seinen tödtlichen Worten entfliehen. Plötzlich schimmerte die Mauer eines Hauses durch die Bäume und erschöpft hielt sie inne.

Es war die dürftige Hütte eines Waldbauers voll Rauch und Lärm. Vor der Thür saßen zwei Kinder mit einer schreienden Henne, der sie ein eben Stückchen Flor um den Hals gebunden hatten. Als die beiden Fremden sich nahten, ließen sie das Huhn los und liefen erschrocken in die Hütte. Nicht lange, so kam ein junges Weib heraus, um nach den Herrschaften zu sehen.

Hermann trat näher, um sich über den Weg zu unterrichten und warf einen Blick in die Hütte. Der Dunst eines Waschfasses stieg ihm entgegen, an den Wänden hingen durchlöcherte Scheiben über einem grell gemalten Fürstenbilde, auf dem eine Million Fliegen saßen. In der Ecke neben dem Herde nagte eine Ziege an einigen Kohlblättern. Die Frau gab ihr einen Stoß, damit die Herrschaften eintreten möchten und das älteste Mädchen räumte die Blumen weg, aus der sie Kränze flocht, denn es gäbe morgen im Dorfe eine Hochzeit.

„Morgen," sagte Therese, „ich denke, sie ist gestern schon gewesen?" „Das hat auch so sein sollen," sagte die Frau, „aber es hat aufgeschoben werden müssen, denn der Bräutigam war noch nicht zurückgekommen; lieber Gott! wenn nur nichts passirt ist!"

„Was meint Ihr damit?" fragte Hermann, aber die Frau fuhr zu Theresen fort: „Wissen's, gnädiges Fräulein, das Mädel vom Wirth ist ein rabiates Ding, unberufen! Mein Mann mußte heut früh in's Holz, aber als ich Mittags hinaus kam, waren von den Leuten Keiner mehr dort, sie wären in's Dorf hineingelaufen, hieß es. Ich kann mir nichts anderes denken, als es muß Jemand krank liegen, oder es ist ein Unglück geschehen. Doch wie's der liebe Gott will, so ist's gut.

In diesem Augenblicke fiel Hermann ein sonderbares Kleidungsstück in die Augen, das über einem Wandschranke wie eine Trophäe hing. Es war ein phantastisches Wamms, aus buntem Zeug mit silbernen Schnüren und Spitzen, darüber hing ein Baret mit Hahnen= und Rabenfedern.

„Was ist denn euer Mann, Frau?" fragte er, „und was hat das zu bedeuten?"

„O du mein —“ lachte die Frau, „das laßt Euch von ihm selbst erzählen, mein Steffen ist ein gottloser Landstreicher gewesen vordem. Als er unter den Soldaten war, haben die Luftspringer ihn verführt. Wissen's, es war auf der Jacobimesse und sie brauchten einen starken Mann, und so ist er mit ihnen im Lande herumgezogen manches Jahr, bis er an diesen Ort kam. Da hat er auf einem Seil zum Kirchthum 'nauf wollen, aber der liebe Gott hat ihm seinen Uebermuth gesegnet, und er hat seinen Fuß gebrochen, daß er lahm geworden ist auf Lebenszeit. Da hab' ich ihn wiedergefunden, denn wir haben uns in der Stadt schon gekannt und habe mich seiner erbarmt. Und so haben wir uns durchgeschlagen mit Gottes Hülfe.“ Die Erwähnung eines lahmen Fußes schien Hermann unruhig zu machen. Er fragte kurz nach dem Wege, und in wenigen Minuten ging er mit Therese wieder unter den grünen Zweigen dahin, aber keines von beiden sprach ein Wort.

Plötzlich trafen sich ihre Blicke und Therese wiederholte mechanisch jene Worte:

„Und sie hat sich seiner erbarmt.“

„Was willst Du damit sagen, Therese, meinst Du, daß ich — o nein, die Deutung ist anders, vergleiche nicht mit ihr jenen Seiltänzer. Er war ein armes Bauernkind, er war an Arbeit und Gehorsam gewöhnt, bis er das bunte Wamms angezogen und vor den Leuten seine Kunststücke machte — bin ich besser daran? Er dachte wohl wunder, welch Held er sei, wenn er Centner hob, Messer fing und auf dem Seile tanzte, aber die Leute verachteten ihn, lachten hinter seinem Rücken und sagten's ihm voraus, daß er noch einmal das Genick brechen werde! Geht es mir anders in meinem glänzenden Elend? Auch über mich la-

chen die Leute und zucken die Achseln und alle meine Gedanken sind wie geschliffene Messer, ich hab sie bis heut in meiner Faust gefangen, aber es wird ein Tag kommen, wo eins mir in die Brust fliegen wird. — Wenn Du mein wärst in diesem traurigen Leben, ich könnte wieder jung werden und ein neues Leben beginnen in meiner Liebe!"

„Ich gehe keinen Schritt weiter, Hermann, wenn Du fortfährst, an ihr und mir zu freveln."

„Höre mich an, Therese! Ich will ruhiger sein, aber ich muß zur Entscheidung kommen. Noch heute will ich mit ihr reden, als ein Mann, dem seine Freiheit heiliger ist, als ein trügerischer Friede, eine ehrlose Knechtschaft. Ich will alles opfern, was ich nicht erworben habe, ich will ihr all ihr Gut zurückgeben, mag sie es den Armen schenken, was für sie zu viel ist, ich will nichts von ihr, aber meine Freiheit muß sie mir zurückgeben."

„Und wenn Du ihr dafür den Tod gibst?"

„Den Tod! — Therese!"

„Vergissest Du denn ganz, daß dieß arme Wesen in Dir den Einzigen auf Erden hat, der ihr das Leben noch lebenswerth macht. Ich habe geweint damals, als Du mir schriebest, wie sie Deinetwillen die größten Qualen einer Operation nicht gescheut hat."

„Aber ich hatte sie nicht im Traum verlangt, und genau betrachtet, war es eine ächt weibliche Eitelkeit."

„So sprachst Du damals nicht. Glaubst Du, daß andere Frauen im Stande wären, dasselbe für Dich zu wagen? Ist Dir eine Menschenseele gar nichts werth, die aus Deinen Augen allein ihre Liebe trinkt, die von anderen Menschen und vom Schicksal vergessen, in Dir allein ihren

Gott und ihr Schicksal sieht. O wenn Du Dich selbst nur ein wenig liebst, so mußt Du sie auch lieben. Das Glück auf Erden ist wahrlich nicht das, was wir uns selbst sind, nein, was wir Andern sein können und höher kannst Du auf Erden Niemandem stehen, als ihr."

„Niemandem? — auch Dir nicht Therese?"

„Auch mir nicht Hermann! aber wozu solche Fragen? wir müssen Alle ein Opfer bringen, opfere auch Du einen Traum vergangener Jahre; wohl weiß ich, daß Du bis heut nicht ruhig sein konntest, weil Du vielleicht glaubtest, mein Schatten stände zwischen euch beiden; ja, es ist gut, daß wir uns heut haben aussprechen können, aber nun ist die alte Schuld von uns genommen, ich segne Euch, weil ich Deine Paula lieben muß, fast mehr als Dich, sie ist ärmer noch, als Du und ich, darum schone sie, versprich mir das, Hermann!"

„Du kehrst meine eigenen Worte gegen mich!"

„Versprich es mir gleich, und hier — ich spreche in ihrem Namen — behandle sie gütig und freundlicher als bisher, schließe sie nicht ab von der Welt, als schämtest Du dich ihrer, zeige den Menschen, daß Du ein Kleinod in ihr besitzest, das Keiner zu schätzen und zu ehren verstehe als Du, setze Deine Lebensaufgabe darein, ihr das zu sein, was sie Dir nicht sein kann. Gott müßte die Welt längst verworfen haben, wollte er seine Geschöpfe darum nicht lieben, weil sie ihm so wenig gleichen, und doch gibt er ihnen Leben und Freude mit allmächtiger Liebe, wie am ersten Tage und bist Du denn mehr, als ein schwacher Mensch mit Schwächen und Fehlern, o, Du hast nicht einmal ein Recht, Dich über sie erhaben zu dünken."

„Du hast ein edles, treffliches Herz, Therese! nimm

meine Hand, ich will versuchen, so gut zu werden, wie Du bist."

Mittlerweile waren Beide in die Nähe des Dorfes gekommen. Sie hatten kaum noch fünf Minuten zu den ersten Häusern, als ein Paar Leute vom Gasthof ihnen verstört entgegen kamen und fragten, ob sie kein Mädchen mit einem blauen Tuch gesehen hätten, die Walpurga werde vermißt.

„Die Walpurg, was ist mit ihr?" fragte Therese erschrocken, aber schon wareu die Leute weiter und pfiffen in die Lichtung des Holzes hinein. Dort stand mehrere hundert Schritt weit, wieder eine Gruppe von Leuten, und nach einigem unverständlichen Rufen eilten Alle weiter waldeinwärts.

Unheilvoller Ahnung voll schritten Beide auf das Wirthshaus zu, das auf einem freien Platze unter hohen Bäumen stand. Zur Seite ragte ein Flügel des Herrenhauses herüber, von dessen Fenstern man die Landstraße und den Wald übersehen konnte. An der Gartenthür standen mehrere Gruppen von Weibern und Kindern flüsternd und wehklagend. Es muße etwas Ungewöhnliches geschehen sein.

Hermann bat Theresen, einstweilen auf einer Bank Platz zu nehmen, er wolle hineingehen, um zu erfahren, was vorgefallen sei. Er drängte sich mit großer Mühe durch die Gruppe der Leute, welche ihm mit scheuen Mienen auswichen. So kam er unangefochten bis zur Wirthsstube, wo er laute Stimmen hörte und mehrere Bauern des Dorfes versammelt fand, die sich begütigend um einen Mann drängten, der in ihrer Mitte tobte und lärmte: „Und ich sag's euch," rief er, „Ich brauch' euer Mitleid

nicht, laßt mich los! Ihr Alle habt's mit eingerührt, nun mögt ihr's auch mit ausessen. Blut will ich gegen Blut!"

Damit schlug er donnernd auf den Tisch und stürmte wieder im Zimmer umher. Hermann erkannte jetzt den Wirth von der Eichkatz, den er in früheren Jahren oft schon gesehen und gesprochen hatte, heut war sein Aussehen bleich und wild. Kraftlos sank er nach einigen Minuten wieder in seinen Stuhl, aber als die Anderen mit beschwichtigenden Worten zu ihm traten, sprang er abermals auf.

„Wer hat ein Recht auf den Emmerich? Keiner von Euch! Ich hab' den Jungen lieb gehabt, wie mein Leben, ich hab' ihm das Mädel von der Mühle nicht aufgedrungen, bei mir und der Walpurg hätt' er's besser haben können; wer will's der Dirn verdenken, daß sie es nicht ruhig hat mit ansehen können. Jeder von Euch hätte ebenso gethan und nun — gebt Raum! ich muß mein Blut wieder haben von ihm!" und damit wollte er wieder mit Gewalt hinaus, aber die Andern hielten ihn.

Hermann trat wieder heraus, ohne etwas Näheres erfahren zu haben. Er fand Theresen noch auf der Bank sitzend. Man hatte sie inzwischen vom Herrenhaus bemerkt und nach ihr geschickt, aber sie getraute sich nicht ohne Hermann vor ihrem Vater und Paula zu erscheinen, die inzwischen längst angekommen waren.

„Endlich kommst Du, was ist geschehen?"

„Das müssen wir erst noch erfahren, wir sind, wie es scheint, zum Nachspiel einer Tragödie gekommen. Es muß ein Verbrechen verübt worden sein, komm, das ist kein Schauspiel für Dich. Auf dem Gute werden wir Alles erfahren."

Vielleicht wußte aber Therese von dem Vorfall schon

mehr, denn sie kannte die Leute des Dorfes und ihre Herzensgeschichten. Zitternd und blaß hing sie sich an seinen Arm, um ihm zum Gute zu folgen.

In diesem Augenblick schallte von der Nebengasse, die zwischen Hecken und Scheunen zum Wasser hinunterführte, ein Gewirr von Stimmen und herannahenden Menschen. Alles lief zusammen. Wehklagend und schluchzend zog die Menge herauf. Zwei Männer trugen die Leiche eines Mädchens auf einer Bahre, die sie aus Ruderstangen und Kahnbrettern in der Eile zusammengebunden hatten. Es war ein erschütternder Anblick. Haar und Kleider trieften von Wasser, ihr Kopf lag zur Seite gedreht; es war die unglückliche Walpurg.

„Das ist ein entsetzlicher Auftritt, sagte Therese wankend. „Fort, fort von diesem Anblick!“ aber schon im nächsten Augenblick lag sie bewußtlos in den Armen Hermanns, der kaum die Besinnung hatte, sie zu jener Bank zurückzutragen und nach Wasser zu rufen. Bei dem Lärmen jener Scene aber dauerte es lange, ehe Jemand auf ihn hörte und er mußte die Hülflose lange in seinen Armen halten. Weniger war diese plötzliche Schwäche eine Folge des Schreckens als der früheren Erregung, die, so lange zurückgedrängt, sich nun doppelt rächte. Ihr Herz schlug noch an dem seinen, als plötzlich der Herr Amtsrath und Paula an der Gartenthür erschienen. Beide hatte von dem Fenster des Herrenhauses den ganzen Vorgang beobachten können. Paula war außer sich, und der alte Herr, welcher es schon längst bereut hatte, die Ursache zu dieser verhängnißvollen Parthie gegeben zu haben, hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Beide eilten sofort hinunter, und mit ihrer Hülfe war Therese bald wieder zur Besinnung gebracht. Langsam trat man den Weg in die Wohn-

ung an. Hermann, der in kurzen Worten mitgetheilt, wie es gekommen, daß sie auf einen Richtweg im Holz gerathen wären, fand in dem Eindruck des traurigen Ereignisses im Dorfe eine willkommene Diversion, um weitere Fragen seiner Gattin zu umgehen, deren Blicken er mit Scheu eines Verbrechers auswich.

In der Straße vor dem Gasthause kamen ihnen zwei berittene Gensdarmen entgegen, die in den Hof sprengten. Eine Menge Weiber und Kinder folgten ihnen.

In fünf Minuten war man in den Zimmern des Herrenhauses, wo man bereits Licht angezündet hatte. Auch hier war Alles noch in Aufruhr und Bewegung, und der gedeckte Tisch, auf dem bereits das Abendessen aufgetragen, war eine willkommene Beute der Wespen und Fliegen, während draußen Fragen und Klagen, Streit und Lärmen durcheinanderklang.

Erst als der älteste Verwalter hereintrat, legte sich die Aufregung nach und nach, und man setzte sich zu Tische.

„So eben haben sie den Thalmüller mitgenommen," sagte er, „er hat sich verzweifelt gewehrt, und seine Annemarie hat ein Geschrei zum Erbarmen gemacht; wer weiß, wie das ausgehen wird. Wie man sich bettet, so liegt man, und es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen."

Von allen Seiten von Fragen bestürmt, wie die Sache zusammenhänge und was er davon wisse, begann er zu erzählen: *)

---

*) Es mag hier bemerkt werden, daß diese letzte, schon vor zwei Jahren in „Ueber Land und Meer" abgedruckte, Novelle: „Frauenherzen" bereits vor zehn Jahren geschrieben wurde, während „Michael Stiefel" und „Florentine" im vorigen Jahr entstanden.

Geschichte des Emmerich und der Annemarie.

„Es mag um die Heuernte ein Jahr gewesen sein, daß der Jung Emmerich von Maienhofen ist hieher gekommen, was eigentlich schon nicht gut gethan war; denn die Burschen von hüben und drüben haben einen alten Span miteinander und bieten sich Trumpf, wo sie können. Und das hat seinen guten Grund; denn da drüben fing früher eine andere Sitte und ein anderes Volk an, nun sind beide Dörfer seit dem letzten Frieden von den Herren Diplomaten wohl in einen Staat zusammengeschweißt, aber noch nicht zusammengewachsen."

„Jung-Emmerich hätt' es auch nicht nöthig gehabt, fremder Leute Brod zu essen, denn sein Vater selig hat ihm ein schönes Gut hinterlassen ohne Schulden und Lasten, darauf sich wohl Weib und Kind ernähren ließen."

„Aber die Sache war so. Der Emmerich hatte noch einen älteren Bruder, der ihm das Leben gewaltig sauer gemacht hat, sintemal er wohl einen Schutz aber nicht Dach und Fach gehabt hat."

„Sie müssen wissen, daß in jener Gegend nach alter Sitte drüben, nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn das Gut bekommt, seinen Geschwistern aber eine Summe herausbezahlen muß oder sie als Knechte auf seinem Hof behalten darf. In unserer Gegend aber ist es umgekehrt, und seitdem nun beide Ortschaften zu einem Land gehören, mischen sich die Sitten durcheinander vielfach und in jedem neuen

---

Dies zur Erläuterung, wenn strenge Beurtheiler eine Ungleichheit der Darstellung in diesem Bande finden sollten.

Fall wird's zweifelhaft, welcher Brauch durchgehen soll. Der Bruder vom Emmerich hat sich nun Stein und Bein verschworen, lieber wollt' er das Dach über dem Kopf anzünden, als daß er vom Platze weiche, denn er hat das Gut schon zu seines Vaters Lebzeiten verwaltet und hoffte nun, endlich zu heirathen."

„So ging der helle Teufel los, kaum nachdem der Alte unter der Erde war, und mehr als einmal soll es zu blanken Messern gekommen sein."

„Dessentwegen, und weil's ihm daheim übel und weh war, kam der Jung-Emmerich fleißig herüber zu uns, und er war viel ästimirt von unseren Burschen, denn er war ein stiller ordentlicher Mensch, kein Trinker und kein Spieler, ließ Jedem seine Ehr und war brav in allen Stücken. Zumeist aber hat er es mit dem Thalmüller zu thun gehabt."

„Endlich hat es daheim einen argen Halloh bei ihm gegeben. Der ältere Bruder hat einen heiligen Eid darauf geschworen, daß er dem Emmerich das Genick brechen werde, wenn er in die Gerichte ginge und sein gutes Recht geltend machen wolle. Kurz, das Leben war ihm verleidet seitdem. Die ganze Freundschaft, seine künftige Schwägerin und ihre Sippe saßen ihm auf dem Halse, und zum Schluß mocht' es auch um der schmucken Annemarie willen sein, also schnürte er sein Bündel, ging aus dem Dorf weg und verdingte sich hier beim Thalmüller."

„Der Thalmüller aber — das werden ihm auch noch heut Alle zugeben, die ihn kennen — ist sein Lebtage ein reputirlicher Mann gewesen, der's seiner Zeit hat auskosten müssen von Grund auf, denn von Haus aus hat er nichts gehabt, und seine Frau hat er nicht lang haben sollen."

„Da ist er nun mit seiner Annemarie allein auf der Mühle gesessen und hat auf Gott und die Welt gelästert, daß es ihm die Leut' schon oft zuvor in's Gesicht gesagt haben, das werde ihm schon einmal nicht ungesalzen hingehen, und wer weiß, ob er dem Emmerich nicht auch die Thür vor der Nase zugemacht hätte, wenn's damit nicht seine eigene Bewandtniß gehabt hätte, und das war so:

„Jedes Jahr am St. Martinitag, dem nämlichen Tag, wo er einst seine Frau heimgeführt hatte, zog der alte Mann seinen Festrock an, seine sammtene Kniehose und die lange Weste mit zweiunddreißig Knöpfen. Drüber hing er den ledernen Tabaksbeutel, den ihm seine Frau einst geschenkt hatte, nahm seine Tochter unter den Arm und dann hinaus auf den Brunnenplatz mitten in das Gedräng hinein, denn unser Ort hat von wegen seiner Aufopferung in den Kriegsjahren das Recht bekommen, jährlich einen großen Markt zu halten am Martinitage."

„Da hätten sie sehen sollen, wie die Groschen- und Thalerstücke dem alten Müller aus der Hand flogen. Das ganze Jahr über schmorgte und schabte er und hielt es genau bis auf's Weizenkorn, aber an diesem Tage sah er keinen Kronenthaler an, wenn er seiner Annemarie nur eine Freude machen konnte. Des Abends aber war's ein seltsam Ding mit ihm, denn um die Stunde des Abendläutens, in der g'rad seine Frau selig verschieden ist, kam das Herzleid wieder über ihn, und ließ ihn nicht ruh'n. Dann ging er zuerst zu seinem Todfeind, dem Kranzbauer, der zugleich Windmüller ist, stieß ihn zwei oder dreimal mit dem Ellenbogen an, zwinkerte einmal über das andere mit den Augen, sonderlich ohne etwas dabei zu sagen, dann bestellte er eine Flasche, nachher noch eine und so fort, bis

er sich mit ihm und allen seinen Todfeinden im Dorfe wieder ausgesöhnt hatte."

„Das nahm aber niemals früher eine Ende, als bis er seine fünf Sinne in der Flasche zu Grabe getragen, so daß seine Todfeinde ihn nach Hause bringen mußten, aber am andern Tag hatte er regelmäßig die Versöhnung vergessen und zeigte Allen die Zähne wie sonst. Das war in einem Jahr wie im andern. Männiglich wußte es voraus, und Niemand sah in darum schief an. Das letztemal aber, das heißt kommende Martini wird es zwei Jahr, hatte er so schwer geladen, daß es ihm übel ausging, denn als der Musikant mit dem Teller herumging, einzusammeln und grad dasmal war es ein Mensch, der vordem bei ihm Mühlknecht gewesen, davongelaufen, schlechte Streiche gemacht und unter die Pfeifer gegangen war, was der alte Thalmüller vollends gegen die Ehre hielt: als dieser nun zu ihm tritt, klopft er ihm, statt einen Groschen zu geben, seinen Pfeifenkopf auf den Teller aus, und als der Pfeifer einen Lärm anhub mit seiner Freundschaft, kam der alte Jähzorn über den Müller und er warf dem ersten besten, der auf ihn anrückte, die Flasche an den Kopf."

„Aber zum Unglück traf er den Windmüller, mit dem er sich eben versöhnt hatte, und nun war's Maaß voll. Alles fiel über ihn her, und er wäre von den jungen Kerls sicher tüchtig ausgedroschen worden, wenn nicht der Emmerich, um der Marie willen, ein Einsehen gehabt und den Alten rechtschaffen herausgehauen hätte aus dem Mordhalloh."

„Das hat den Alten gleich ganz gewonnen, und er hat ihn den einzigen Menschen genannt, den er auf Erden noch ästimiren könne und für den er Alles thun könne und

wolle, was er begehre, und als der Emmerich ein halbes Jahr darauf an seine Thür geklopft, hat er ihm aufgethan, ihn hereingehen und sich setzen heißen und hat ihn von jenem Tage gleich bei sich behalten."

„Wie das Andere nun gekommen ist mit der Annemarie, das ist eine alte Geschichte. Das Mädchen hat ein paar große blauen Augen und ist von stillem Wesen und Alles in Allem ein so braves Leut, wie es wenig im Orte gibt. Die Kinder und Weibsleut haben allezeit eine große Reserenz vor ihr gehabt, und die Bursche und Männer haben dem alten Müller manche Unbill nicht eingerechnet um des braven Kindes willen."

„Eines Abends, das ist im Hochsommer gewesen, ist der Emmerich hinter der Fliederhecke gestanden und hat seine Pfeife gestopft, ob er auf die Annemarie gewartet hat, das weiß Keiner, die war hinunter ins Dorf zu einer Kindbetterin gegangen, und als sie am Abend den Waldweg heraufkommt, mußte sie den Emmerich an dem Busche wohl stehen sehen und richtig zwanzig Schritt von ihm macht sie Halt, dann rechtsum, und durch die Ellern über den Mühlbach einen anderen Weg. Aber der Emmerich geht den kürzeren zurück durch die Gatterthür über den Hof unter den Nußbaum, wo es ganz schattig ist, und wie sie da hereinkommt, tritt er ihr im Dunkel entgegen und als sie fragt: „Vater, was macht ihr noch im Hofe so spät?" will der Emmerich sie an sich pressen, und sagt: „sie brauche sich nicht vor ihm zu fürchten." Aber sie schreit laut auf und rennt in's Haus."

„Das hatte der Alte gehört und als sie auf seine Frage gesagt, sie hätte sich im Dunkel vor dem Mühl-

knecht erschreckt, hat er nichts weiter gesagt, und der Emmerich auch nicht."

„Auf den heiligen Weihnachtsabend aber — das hat er mir nachher selbst erzählt — als der Nachtgottesdienst gewesen, wie es bei uns eine alte Sitte ist, ist die Annemarie in der Kirche gewesen, und der Emmerich auch, und nachher hat er wieder unter der Fliederhecke gestanden, wie damals, aber dießmal mit dem Gebetbuch in der Hand. Und als die Annemarie ihres Weges gekommen, es war eine bitterkalte helle Nacht, und der Schnee lag mannshoch in den Mauerwinkeln, hat sie wieder den Emmerich gesehen, aber sie ist ihm nicht ausgewichen, sondern hat still vor sich hingesungen ein altes Weihnachtslied, das sie mal als Kind gelernt hat, und als sie an den Fliederstrauch gekommen, ist der Emmerich zu ihr getreten und hat mitgesungen, so sind sie beide in die Mühle hinuntergegangen. Vor der Hofthür aber ist er stillgestanden und hat sie gefragt, „warum sie heut nicht vor ihm erschrocken sei wie damals?" und sie hat gesagt, „heut hätte sie das Gebetbuch von ihrer seligen Mutter bei sich, und damit sei sie allzeit behütet, vor ihm aber fürchte sie sich jetzt nimmermehr." Nachher haben sie noch allerlei geredet in der Winternacht und der Emmerich hat sie über das Bret getragen, weil der Schnee glatt gefroren war."

„Am andern Mittag aber hat der Thalmüller ihn hereingerufen, und hat ihm mit kurzen Worten gesagt, daß er seine Sachen packen solle heut Abend, denn er, der Müller, habe schon mit seinem, des Emmerichs Mutterbruder, dem Gastwirth gesprochen, dort könne er sogleich einen Einstand finden, denn hier in der Mühl sei kein Platz mehr für ihn."

„Da ist dem Emmerich das Herz aus der Jacke gefallen, denn er merkte, daß der Alte um Alles wisse, und er hat himmelhoch gebeten und gute Worte gegeben, denn es sei ihm ja Ernst in der Sach, und er möge ihm nicht solche Unehre anthun und so weiter, aber der Müller hat ein End gemacht."

„Red' mir nichts ein, damals als sie vor Dir schrie und davon lief, hat's noch gute Wege gehabt mich euch, jetzt ist das Maaß voll und was drüber ist, muß ich abstreichen, denn sie hat keine Furcht mehr vor Dir, und wo die Leute so eng noch beisammen wohnen, da hat der Böse bald seine Knoten im Faden. Sei still, ich weiß, wie's in jungen Jahren geht und darum sollst Du hinaus, bis ihr das Kränzel gewunden ist, denn ich will, daß sie's in Ehren tragen soll, hast verstanden? Des Sonntags kannst zu mir kommen, sonst hüte Dich vor meiner Schwelle! — und so ist's geschehen."

„Auf Neujahr ist der Emmerich in's Wirthshaus gekommen, denn er war ein geschickter Bursch und zu Allem zu gebrauchen, und sein Mutterbruder, der Gastwirth und die anderen Gäste haben ihn auf Händen getragen, denn sie haben gedacht, er habe Zank gehabt mit dem alten Müller, von wegen der Annemarie, weil er sie ihm nicht gönne, und haben weidlich auf den alten Graukopf geschimpft, wenn der Emmerich draußen war, denn in seiner Gegenwart war's ihnen das erstemal übel bekommen, er duldete kein scheeles Wort über den alten Müller und schaute stets ernst drein, denn er machte fast ein trauriges Wesen aus der Liebe von Anfang an. Nun hat der Wirth, sein Mutterbruder, wie die Herrschaften wissen, eine Tochter; ein schönes schwarzbraunes Wettermädel, ein

trotziges und resolutes Ding, das schon Manchen dem Kopf toll gemacht hat, also daß sich die Burschen vom Dorfe fast mehr vor ihr fürchteten als schön mit ihr thaten, aber das erboste ihren Sinn nur um so mehr, und sie hatte den Burschen zum Trotz gar nichts dagegen, daß ihr Vater sie mit einem einäugigen Stadtschreiber zusammenbandeln wollte, weil der nach und nach manche gute Kundschaft hinausgebracht hätte."

„Seit aber der Emmerich im Hofe war, hat sie dem Stadtschreiber den Abschied gegeben und ihrem Vater, dem Wirth ist's auch recht gewesen, denn er ist bald an des Stadtschreibers armer Freundschaft irre geworden, und eigentlich hatte er den schielenden Federfuchser nie leiden mögen, wäre ihm auch der rüstige fleißige Vetter besser angestanden, wenn er die Walpurg gemocht hätte."

„Nun ist das ein seltsames Ding gewesen. Der Emmerich, der sich niemals viel um seine Freundschaft und Familie bekümmert, ging ruhig seiner Arbeit nach, und nur Sonntags ist er auf die Mühle geschlichen; davon hat aber Niemand etwas gewußt, denn er gab vor, er ginge nach Maienhofen zu seinem Bruder."

„Die Walpurg aber, die bis dahin immer große Bohnen feil gehabt, wurde von Tage zu Tage stiller und zahmer und hat sich ihres Vetters, ohne daß er es merkte, sehr angenommen, denn daß sie ihn des groben Müllers wegen bedauerte, war ihr nicht genug, und daß die Geschichte mit der Annemarie aus war für immer, ward ihr auch von Tag zu Tag lieber."

„Kam er von der Arbeit heim, so hatte sie ihm sicher etwas Extragutes bei Seite gesetzt, riß ihm ein Band oder ein Strumpf, so fand er's bald wieder ganz und in Ord-

nung, und wußte nicht woher. Drasch er in der Scheune oder hatte Häcksel zu schneiden, so brachte sie ihm gewiß einen guten Schluck und half ihm das Korn ausworfeln, dafür mußte er ihr wiederum helfen, wenn sie Bier abzog im Keller, oder die Leiter halten, wenn sie vom Taubenschlag junge Tauben holte."

„Abends, als der Winter milder wurde und längere Tage kamen, paßte sie ihm auf, wenn er die Ackerpferde ausspannte und seine letzte Pfeife auf dem Hofe ausrauchte. Dann diskurirte sie mit ihm über Das und Jenes, über den Stadtschreiber und den Windmüller, über die reichen Bauernsöhne und den Schulzensohn, über die andern Mädel im Dorf und dergleichen, ja mehr als einmal hat sie ihn Sonntags in ihre Kammer gerufen, hat ihm gezeigt, was alles zu ihrer Aussteuer schon fertig sei an Linnen und Zeug, und was noch dazu kommen werde und so weiter, wie es die Mädel machen, wenn sie einen fangen wollen."

„Aber der Emmerich hat nicht weiter darauf Acht gegeben und seiner Base Alles zu lieb gethan, was sie g'rad verlangt hat, so daß das ganze Dorf gemeint hat, die Sache sei nun im Reinen, der Emmerich und die Walpurg würden ein Paar sein und mit gutem Grund, denn der Wirth zur Eichkatz ist nie so seelenvergnügt gewesen, wie damals."

„Den letzten Sonntag aber — es sind nun drei Wochen her, hat sich das Blatt gewendet, denn der Herr Amtsrath," und hiebei wiegte derselbe würdevoll sein amtsräthliches Haupt und preßte bedächtig mit der Hand an seiner Halsbinde, während seine Augen gesenkt blieben, „der Herr Amtsrath bewogen durch die Verwendung des alten Müllers, hatte den jungen Menschen auf Lebzeiten des Müllers

eine Stelle als Unterverwalter unter den besten Bedingungen angetragen, und der tüchtige Bursch hatte natürlich nicht gesäumt, darauf einzugehen. Das war aber nur ein Pfiff des alten Müllers, denn als der Emmerich des Abends zu ihm kam, um ihm von seinem Glücke Kundschaft zu bringen, steht der alte Müller auf und sagt:

„Keinen Schritt herein, erst gehst Du zum Pfarrer und bestellst Dein Aufgebot, in vierzehn Tagen soll Deine Hochzeit sein, mit der Annemarie.“

„Dabei hat er ihn von oben bis unten scharf angesehen, und als der Emmerich gleich Kehrt gemacht zum Pfarrer, hat der Müller ihn freundlich hereingeführt und gesagt:

„Es hat noch nicht solche Eil, Emmerich, ich wußte, daß die Leute falsch über Dich und die Walpurg reden, aber ich wollt's sehen.“

„Dann hat er ihn zu Annemarie geführt und sie zusammengegeben. Zum Schluß aber hat er noch einen Trumpf drauf gesetzt. „Jetzt geh, Du bist brav, aber die Annemarie soll nimmer Dein werden, zuvor Du nicht zu Deinem Bruder gehst und Dich mit ihm aussöhnst, ihr seid in Feindschaft auseinandergegangen.“

„Das hat der Emmerich versprochen und ist erst zum Pfarrer gegangen, dann hierher auf's Gut und hat sich Urlaub geben lassen auf etliche Wochen, und ist selbigen Abend bei mir zu Nacht geblieben, denn in's Wirthshaus hat er nicht zurückgemocht, weil er nichts mit Neckereien und weitläufigen Auseinandersetzungen zu thun haben mochte.“

„An jenem Abend hat er mir dann auch Alles haarklein erzählt, wie's ihm gegangen und ist ein glücklicher

lustiger Mensch gewesen, wie ich's von ihm gar nicht geglaubt hätte. Den Morgen drauf ist er nach Maienhofen gegangen, ich brachte ihn noch ein Stück Weges und hab' nimmer gedacht, daß es das letztemal sein sollte, da ich ihn sehe. Das war am Montag und am Sonntag wollt er zurück sein, wie er versprochen hatte."

„Den Sonntag Abend vorher aber ist der Müller unversehens ins Wirthshaus zur Eichkatz gekommen, als die andern Feierabend machten, hat ein halb Dutzend Flaschen zum Besten gegeben und hoch auftragen lassen."

„Dann hat er feierlich erzählt, wie Alles zugegangen ist, so daß sie große Gesichter gemacht haben und der Wirth fuchswild geworden wär', wenn er ihm nicht versprochen hätt', daß die Hochzeit in seinem Hause sein solle, dazu denn das ganze Dorf eingeladen sei und sich männiglich einen guten Tag machen solle."

„Die Walpurg aber, wie sie das gehört, ist weiß wie die Wand geworden, aufgestanden und hinaus."

„Draußen hat sie sich im Dunkeln in die Hausthür gestellt und hat einmal über das andere gottlose Reden geführt und dazwischen geweint, was der Jungknecht im Hofe ganz deutlich gehört hat. Die drinnen aber haben mit den Gläsern angestoßen und sich nicht weiter um sie bekümmert und sind betrunken geworden bis auf den letzten. Nachher freilich als sie hinausgedrängt, haben sie das Mädchen auf den Steinen gefunden, da hatte sie geweint und war eingeschlafen in ihrem Kummer."

„Das war den Sonntag und Dienstag war vorüber, die Walpurg ging mit ins Heu und arbeitete für Viere, aber wer ausblieb, war der Emmerich."

„Endlich am Mittwoch Morgen schickt der Müller

einen Boten hinüber nach Maienhofen, wo der Emmerich bliebe und warum er nicht käme. Der Bote kam zurück und sagte, — sie sollen ihn nicht vor Sonntag — also heute erwarten. Die Freundschaft und seines Bruders unordentliche Zucht hätten ihn so lange aufgehalten, aber in Wahrheit war es ein anderes."

„Der Emmerich war nämlich schon auf dem Rückwege gewesen, aber es hatte ihn ein Unglück getroffen. Eine halbe Stunde vom Dorf begegnet er am Ackerrain einem alten Knechte seines Vaters, der jetzt bei anderen Leuten diente und hier pflügte. Der Emmerich tritt zu ihm heran und fragt ihn nach seinen Umständen, plötzlich wird der alte Schecke vor dem Pfluge unruhig, steigt in die Höhe und weicht vor dem Emmerich zurück. Der hatte vor Zeiten das Thier aufgezogen, aber es kannte ihn nicht mehr, und er streichelte es vergebens. Endlich ward es ihm zu toll und er zieht dem Thier mit der Peitsche eins über, daß es ausschlägt und dem Emmerich einen tüchtigen Stoß vor die Brust gibt, so daß er hat zurückgebracht werden müssen, aber dieweil er sich schon soweit in der zweiten Woche wieder erholt, daß er am Samstag wieder auf den Füßen sein konnte, so ließ er seinem Schwieger lieber eine Unwahrheit sagen, als daß er ihn unnöthig in Sorgen setzen mochte."

„Am Freitag mußte die Walpurg zu Hause bleiben, weil sie den Kuchen einmengen und Wein abziehen sollte, aber sie hat Alles verkehrt gemacht, und hätte sie aus Versehen Rattengift darunter gethan, so wär's nicht ihre Schuld gewesen. Bald ist sie hinauf gelaufen auf den Boden, bald in den Garten hinunter, dann durch das Dorf nach der Mühle, aber halbwegs ist sie wieder umgekehrt und

hinab an's Wasser geschlichen, dort hat sie eine ganze Weile gesessen, denn der Gänsejunge hat sie vom Kirchhof aus ganz deutlich gesehen."

„Den Morgen darauf, das heißt gestern früh, ist die Annemarie mit einem Knecht in das Wirthshaus gekommen, und bringt zwei Säcke grobes Mehl zum Kuchenbacken für die Armen. Die Walpurg war zuvor am Feuer gestanden und stocherte in den Geschirren herum, dann war sie in den Garten gegangen, der vor dem Hause liegt und hatte nach den Salatpflanzen gesehen, die sie noch vor einigen Wochen mit dem Emmerich zusammen gesteckt hatte — dort stand sie noch und stützte den Kopf auf das Weinspalier, als die Annemarie in den Garten trat. Da ist sie plötzlich laut geworden, hat in den Tag hineingesungen, sich auf die Bank gesetzt nnd gewartet, bis jene wieder herauskäme."

„Was sie in der halben Stunde zerarbeitet und reif gekocht, weiß der Himmel allein, hernach waren alle Pflänzchen zerpflückt und zertreten. Und als die Annemarie zurückkam mit dem Mühlknecht und durch den Garten nach der Straße schritt, stand die Walpurg hochaufgerichtet an den letzten Pfahl vom Weingang so trotzig und resolut, wie sie in früheren Jahren gewesen."

„Zwischen ihr und dem Hauptweg war noch eine Rabatte und wie die Annemarie da vorüber will, ruft sie die Walpurg an, daß sich das Mädel umdreht und der Mühlknecht auch.

„Lass' den Menschen weiter gehen," sprach sie, „ich hab' Dir was zu sagen," und der Mühlknecht ging. Ich weiß das Alles von der Frau des Feldhüters, die nebenan gerade in ihrer Milchkammer zu thun hatte, von der das

Fenster in des Gastwirths Garten geht, von dort hat sie den ganzen Diskurs deutlich mitangehört und gesehen, wie sich die Walpurg immer fest an das Weinspalier angeklammert, als sei ihr das Stehen zu schwer geworden.“

„Armes Kind, hat sie angefangen, aus ihrer Hochzeit würde nie und nimmer etwas, sie möge es sich nur aus dem Kopfe schlagen, denn sie stände dazwischen und eher müßten sie Hochzeit auf dem Gottesacker halten und die Leichensteine zu Gevattern bitten, eh' sie den Emmerich herausgäbe, denn sie habe mehr Recht auf ihn und lasse sich nicht betrügen um ihn.“

„Dann ist sie wilder geworden und hat mit rollenden Augen rabiates Zeug geschwatzt, wie die Feldhütersfrau in ihrem Leben nicht gehört hat, aber die fromme Annemarie hat es ihr zuerst auch tüchtig herausgegeben, nachher hat sie Mitleid mit der Walpurg bekommen, und hat sanft mit ihr gesprochen, sie solle doch ein christliches Einsehen haben und vernünftig sein um Jesu willen, ihr Glück sei seit Weihnachten schon im Himmel beschlossen gewesen, und kein Mensch auf Erden sollte es ihr wieder nehmen.“

„Aber da hat die Walpurg laut aufgelacht — „sprichst Du schon so, und was hast ihm denn gegeben, Du Mehlprinzessin, mit den strohernen Haaren, geh' aus mit Deinem Glück, eine Handvoll Kleie und eine Tasse Kaffee des Sonntags, haha — ein billiger Preis für Deinen Liebsten — wo bleibt er denn jetzt, Dein feiner Bräutigam? — o, ich sage Dir, Dein Bett wird staubig werden neben der Mehlkammer, und Deines Vaters Groschen werden den Mühlbach nicht austrocknen, wenn's ihm eines Tages dort lieber ist, als bei Dir — was Du willst mich betteln gehen lassen von Thür zu Thür — weil ich nichts mehr habe,

weil ich ihm Alles dahin gegeben habe — wenn Du's wissen willst — Alles sag' ich Dir," und damit ist sie ganz nahe auf sie herzugetreten.

„Denkst ich lasse meine Ehre abfinden von deines Vaters Hellern, oho — so lass' ich nicht mit mir rechnen, das sag' Deinem Mehlvater, das sag' Deinem Herrgott von Weihnachten, und Du mußt ihn mir lassen, ich sage Dir Du mußt!" und dann hat sie laut aufgelacht und den Spaten wild in die Erde gestoßen, daß es der Feldhütersfrau kalt über den Leib gegangen ist.

„Aber die Annemarie — wie sie die entsetzliche Lüge gehört, hat ihren Korb still aufgenommen und ist langsam hinausgegangen, draußen aber vor der Thür hat sie still vor sich hingeweint, und die Schürze vor dem Gesicht ist sie durch's Dorf hinab zur Mühle gegangen und Niemand hat sie seitdem wieder heraufkommen sehen."

„Das war gestern Mittag. Der Müller ist auch nicht mehr herausgekommen. Ein oder zwei Knechte, die noch Bestellungen holen wollten vom Wirthshaus, haben die Mühle verschlossen gefunden. Der Müller hat hinten am Wasser gesessen, und nicht auf sie gehört, dann ist er aufgestanden, hat ein paar Sperlinge im Garten geschossen und ist wieder hineingegangen."

„Gestern Abend — so gegen zehn Uhr endlich hat der Feldhüter eine Viertelstunde vom Dorf dem Emmerich begegnet, der von Maienhofen kam, und hat ihn angeredet, und ihm Glück gewünscht zu der Hochzeit, denn, da er den ganzen Tag im Felde gewesen, hat er nichts gewußt, was inzwischen vorgefallen. Der Emmerich aber ist fidel und lustig gewesen, hat dem Feldhüter zu trinken gegeben und ihm Alles erzählt, auch ganz ernsthaft gesagt — als der

Andere ihn mit der Walpurg neckte — das sei ein unzeitiger Spaß, er habe nichts mit der Dirne, und ein guter Heiliger habe ihn dafür bewahrt, denn die wilde Base könne es Einem sehr nahe legen und so weiter. Hernach als der Feldhüter ihm die Hand schüttelte und der Emmerich zusammenzuckte, hat der ihm auf Befragen auch noch die Geschichte von dem Schlag und dem Brustübel unter Verschwiegenheit mitgetheilt und der Feldhüter hat ihn halb aus Freundschaft, halb zur Hülfe, denn der Emmerich war von dem Marsche schwächer geworden, als er geglaubt hatte, bis an die Mühle gebracht, und ist wieder auf's Feld gegangen. Erst in der Frühe um drei Uhr ist er auf einer anderen Seite des Dorfes herein nach Hause gekommen. Um dieselbe Zeit aber, das heißt gestern Abend nach Zehn, haben ein paar Nachbarn ein heftiges Geschrei und Gepolter in der Mühle gehört, dann ist die Thüre zugeschlagen und dann ist Alles still geworden. Aber die Leute haben nichts daraus gemacht, weil der Alte oft so mit seinen Knechten noch in später Nacht zankte und der Emmerich ja erst heut in der Frühe zurückerwartet wurde."

„Heut früh aber, als die Feldhütersfrau aufgestanden, hat sie ihrem Mann die Geschichte von gestern erzählt. Das ist ihm schwer auf's Herz gefallen und er hat ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht, daß sie es nicht gleich gestern dem alten Müller wiedergesagt habe; denn der alte mißtrauische Mann wird natürlich seiner Tochter auf's Wort geglaubt haben. Dann ist er eilig hinausgelaufen, aber da war schon Aufruhr im Dorf und großes Leidwesen."

„Zwei Knechten, die vor Sonnenaufgang zum Heumähen hinausgefahren, sind plötzlich die Pferde scheu geworden in der Dämmerung, und sie haben zwanzig Schritt

von der Mühle mitten im Wege den Emmerich todt gefunden, die eine Hand auf der Brust, die andere um einen jungen Obstbaum, der in diesem Jahr zum ersten Mal geblüht hat, so daß kein Zweifel darüber bleibt, daß sie drinnen an einander gerathen sind, der Emmerich hinausgestoßen ist und sich noch so weit geschleppt hat. Wohin er gewollt hat, weiß der Himmel, denn er ist nicht nach dem Dorfe zu, sondern nach dem Felde hin gelegen. Wahrscheinlich hat er den Feldhüter wieder einholen wollen. Blutspuren führten bis zur Mühle."

„Vor des Müller's Haus aber sind sogleich zwei Leute gestellt, die den Alten bewachen mußten, die Leiche haben sie zum Gastwirth geschafft und kamen eben an, als die Leute drüber waren, den Kuchen warm aus dem Ofen zu schieben. Die Walpurg aber, als der Feldhüter auf sie zugetreten und gesagt: „Da habt Ihr, was Ihr angerichtet! — Das ist Euer Werk!" ist laut schreiend über die Leiche gestürzt, daß man sie kaum hat fortreißen und in ihre Stube sperren können."

„Eine Stunde darauf ist sie nicht mehr darin gesehen worden, wie und wo man sie nach tagelangem Suchen aufgefunden, das haben Sie selbst gesehen."

„Der Müller ist bereits von Gendarmen fortgeführt, und die arme Annemarie sitzet in der Mühle allein. Ich habe die Nachbarn gebeten, Acht auf sie zu haben, ich denke, sie wird den Schlag überstehen, denn sie bat ein starkes Herz. Wie es dem Müller gehen wird, das muß er selbst am besten wissen. Mich dauert er mehr als der Gastwirth zur Eichkatz, denn er hätte das Ganze verhindern können, wenn er nicht von Anfang die Hände mit im Spiel

gehabt hätte. So kostet's nun vielleicht noch ein Menschenleben, und wenn die Musikanten kommen zum Tanze, können sie dem Emmerich zu Grabe blasen."

* * *

Das war das Ende des unglücklichen Emmerich. Der Eindruck dieser schmucklosen Erzählung war ein tiefer bei allen Anwesenden.

Der Herr Amtsrath rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er vergaß seine Dose zu schließen, und sein beständiges Kopfschütteln hatte etwas autonomisch Unheimliches.

Allerdings war jener Vorfall mehr ein trauriges, als ein tragisches Ereigniß, aber die Entschlossenheit im Charakter der Walpurg, die Glut ihrer Leidenschaft, welche selbst die Verläugnung ihrer eigenen Ehre nicht scheute, um ihre Liebe zu rächen, griff tief erschütternd in die Herzen ein, die vielleicht einem ähnlichen Schicksal nahe waren, wenn auch ohne solche Zornesthaten. Die Damen schwiegen mit niedergeschlagenen Augen und die Herren zuckten die Achseln, nur die kleine Paula schien tiefer ergriffen, und ihre großen grauen Augen starrten immer noch auf einen Punkt, als sei ihre Seele abwesend.

Therese war während der Erzählung mehrere Male blaß und roth geworden, und hatte sich kurz vor dem Ende leise entfernt, weil sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. Als ihr Vater ihre Abwesenheit bemerkte, stand er auf und ging ihr nach.

Hermann, der in seinem Stuhl mehr gelegen, als gesessen,

hatte die Arme zwar heroisch übereinander geschlagen, aber sein Kopf war auf die Brust herabgesunken. Plötzlich sprang er auf und wollte gleichfalls Theresen nach.

Ein Ruf seiner Gemahlin hielt ihn zurück, und er trat, ohne umzusehen, an das große Gartenfenster, durch welches er auf die dunklen Bäume hinausschaute.

Paula war inzwischen wieder so unheimlich lebendig geworden, wie heut' Morgen. Auf ihren Lippen spielte ein Lächeln, aber es war schwer zu unterscheiden, ob es ein Lächeln der Güte oder des Spottes war, denn von einem plötzlichen Entschlusse bewegt, stand auch sie auf und ging einige Male im Zimmer auf und nieder, dann griff sie nach Hut und Mantel und erklärte ihrem Gemahl mit hastigen Worten, sie wolle zur unglücklichen Annamarie hinunter, und wolle sie mit zu sich in die Stadt nehmen, denn hier im Dorfe könne sie nicht bleiben.

Hermann gab keine Antwort, und der Verwalter, welcher sich als dritte Person in's Mittel legte, antwortete gleichsam an ihres Gemahls Stelle, daß dieß unnöthig sei, da das Mädchen noch viele Verwandte im Orte habe, bei denen sie allezeit gut aufgehoben sei.

Die kleine Paula, welche alle ihre Antworten an ihren Mann richtete, ohne von ihm eine Erwiderung zu bekommen, war noch in dieser sonderbaren Unterhandlung begriffen, als Therese und bald darauf ihr Vater zurückkam. Auch die Kinder des Verwalters erschienen, zahme, dickköpfige Jungen mit borstigen gelben, Haaren und pausbackigen Gesichtern.

So setzte man sich endlich zu Tische.

Es war eine stille Mahlzeit, jeder von den Dreien fühlte, daß dieses Ereigniß, welches wie eine teuflische Pa=

rallele ihrer eigenen Leiden erschien, deren Geschick sich dort in gerader Linie erfüllt hatte, während es hier durch die Fesseln der Bildung und Selbstbeherrschung im Zaume gehalten, doch die innere Unwahrheit um so qualvoller machte: — sie fühlten, daß dieß Ereigniß ihnen selbst Auftritte vorbereitete, von denen jetzt noch Niemand wissen konnte, wie sie enden würden; aber eine bange Ahnung sagte ihnen, daß der nächste Tag und die nächste Nacht zu einer Wendung ihres Lebens führen könnte.

War es diese Besorgniß, oder war es die physische Erschlaffung, welche jeder Aufregung zu folgen pflegt -- man blieb noch lange beisamen, die Lichter brannten herab, und es war schon Mitternacht geworden, als man daran dachte, zur Ruhe zu gehen.

Hermann hatte durchaus im Gasthofe selbst übernachten wollen. Jetzt mußte er bleiben, obwohl es dem Amtsrath am liebsten gewesen wäre, dieß Paar nie unter sein Dach geführt zu haben.

Jeder bekam ein eigenes Zimmer, und es konnte als eine Zartheit des alten Herrn gelten, daß er selbst die Eheleute trennte, um ihnen eine Auseinandersetzung zu ersparen.

Aber an Ruhe war für keinen Theil zu denken.

Hermann's Zimmer lag im obern Stockwerk und ging auf den Garten hinaus. Es war mit dunkeln Tapeten geschmückt und an den Wänden hingen empfindsame Bilder aus Göthe's Werken — Werther und Stella, in der französischen Kreidemanier gezeichnet und in dem idealisch antikisirenden Kostüm jener Zeit.

Hermann dachte nicht daran, sich niederzulegen. Er öffnete das Fenster und sah in die Nacht hinaus, um mit sich zur Ruhe und Klarheit zu kommen.

Ein warmer Südwind hatte sich erhoben und die ganze stille Natur war in Bewegung. Blasse formlose Wolken zogen über den abnehmenden Mond gegen Mitternacht, die fernen Höhen der Waldungen schwammen abwechselnd in einer ungewissen Helle und Finsterniß. In einem einzelnen Hofe bellte aus der Ferne ein Hund und das Rauschen der Pappelweiden, das Wehen der Lüfte klang in seine Seele, wie ein gewaltiger Chor der Harmonie über der Zerwürfniß und Ruhelosigkeit der Menschen.

Welcher Tag – welche Welt — dort unten schliefen jene Menschen, an denen heut ein zerschmetterndes Schicksal vorübergezogen, sorglos und sanft, wie sonst. Ach fast beneidete er den Erschlagenen, der schuldlos als Opfer eines blinden Zorns, einer weiblichen Arglist gefallen war, während er sich selbst einer moralischen Untreue anklagen mußte.

Jener hatte die Treue bewahrt bis zum letzten Athemzug, er hatte sie gebrochen und war seit Jahren nun im Banne der Unfreiheit — Jener hatte um eines leeren Verdachtes willen unter der Faust eines ergrimmten Vaters gebüßt; doch um seines Verraths willen war Theresen's Vater nicht einmal in eine Wallung gerathen. „Sind das allein die Vorzüge unserer Herzensbildung," dachte er, „die gerechteste Nemesis durch schlaffe Nachsicht und feige Unentschlossenheit abzustumpfen, die Schuld lieber duldend zu ertragen, und ja keinen „Eclat" vor der Welt zu wagen. Fast schienen ihm diese Naturmenschen in ihrer rohen blinden Gewalt wie Helden der That gegen die schwachen Kulturmenschen der Sitte. Nun blieb ihm allein sein Schicksal übrig.

Aber wozu bedurfte es noch einer Entscheidung, die

eine alte Schuld sühnen sollte. Was hatte er noch zu bereuen nach jener Erörterung mit Theresen, die ihm alle Ruhe zurückgegeben hatte? Aber wahrlich diesen traurigen Frieden hatte er vorher auch schon besessen, und eine tiefe Scham überkam ihn plötzlich, daß er sein geheimstes Leid fruchtlos einem Weibe preisgegeben, er bereute, daß er nur seine Schwächen enthüllt, ohne doch einen Ersatz, einen Ausweg gefunden zu haben. Nein, nein, rief es wieder ungebändigt in ihm, alle Zauber ihrer Unterredung, alle Trostworte ihrer Versöhnung sind doch nur eine neue täuschende Bemäntelung der Unwahrheit! Wozu hätte er heut einmal aus tiefster Seele gesprochen, wenn die alte Last noch wie vor auf seinem Herzen bleiben sollte.

Nicht darum galt ihm seine theure Paula weniger, weil eine edle Gesinnung sich unter einer verkümmerten Form verbarg, nicht darum war ihm ihre Liebe ein werthloses Gut, weil sie nicht durch Kampf errungen, sondern ihm aus freien Stücken ohne inneres Verdienst geschenkt war — nein, die Zumuthung allein — dieß Gut nunmehr durch beständigen Kampf gegen sich selbst immer von neuem zu verdienen, schien ihm eine sophistische Tugend, deren Preis ein höheres Gut, als der äußere scheinbare Friede, deren Preis die Wahrheit seines ganzen Seins war, und dieser Preis war ihm zu hoch.

Umsonst — er fand aus diesem trugvollen Zirkel von Sophismen und Gewissensqualen keine Erlösung, und in steigender Erregung schritt er in seinem Zimmer auf und nieder. Zufällig fiel sein Blick in die Spiegelthür eines Schrankes, und er erschrack vor dem verzerrten Ausdruck seines Gesichtes, auf dem Leidenschaften und Entschlüsse eine wilde Jagd hielten.

Mit heißer Stirne sah er wieder zum Fenster hinaus, und dießmal glaubte er auf dem Kiesweg des Gartens zwei Gestalten zu unterscheiden, die leise mit einander sprachen. Er beugte sich lauschend herab, aber er konnte kein Wort verstehen, nur dessen ward er gewiß, daß die eine von beiden Paula war, welche er längst zur Ruhe gegangen wähnte. Und wieder kam ihm in diesem Augenblick der Entschluß, offen mit ihr zu reden. Bei Tag hätte der sanfte Blick ihrer Augen ihm allen Muth genommen. Jetzt aber wollte er ihr Alles sagen, er wollte sie auf den Knieen beschwören um Verzeihung für seine einzige Lüge, aber seine Freiheit wollte er zurück haben, oder — — weiter vermochte er jetzt nicht zu denken. Als er auf den Korridor kam, wußte er nicht mehr, zu welcher Seite er heraufgekommen und eilte in seiner Verwirrung eine kleine Treppe hinunter, welche in einen Vorbau führte, der durch eine einzige Thüre mit dem Hause verbunden war. Noch hatte er diese nicht ganz erreicht, als sie sich plötzlich öffnete, und der Amtsrath selber ihm mit barschen Worten entgegentrat.

„Wohin wollen Sie?"

Hermann stand betroffen still. Brauchte er ihm zu sagen, was er beabsichtigte. Er wußte ja nicht, daß jene Thüre, aus der ihm der Alte entgegentrat in das Zimmer Theresen's führte — und er antwortete:

„Darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft abzulegen."

„Das sagen Sie zu einem Vater und an diesem Orte — was wollten Sie von meiner Tochter?"

Hermann begann zu ahnen, wohin er sich verirrt hatte, aber die peremtorische Kürze des Alten reizte ihn.

„Mit Theresen bin ich fertig — ich habe mit meiner Frau zu sprechen.“

Der Amtsrath maß ihn von Kopf bis zu Füßen.

„Herr, vergessen Sie nicht, daß Sie in meinem Hause sind — ich bin kein alter Müller, der Ihnen den Kopf einschlägt, weil Sie einst meine Tochter betrogen haben, denn ich füge mich in Dinge, die einmal nicht zu ändern waren, aber eins sage ich Ihnen, ich dulde hier auch keinen Auftritt mit ihrer Gemahlin!“

„Darum haben Sie sich nicht zu bekümmern.“

„Lassen Sie mich ausreden — die Ursachen Ihrer Verbindung sind in meinen Augen so ehrenwerth, daß ich Ihnen mein Wort gebe, daß Sie Ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, wenn Sie in irgend einer gewissenlosen Absicht zur Lösung Ihrer Ehe schreiten wollen. Ich will durch meine Familie der Welt keinen Skandal geben! Das wollte ich Ihnen noch sagen und damit Gott befohlen. Schlafen Sie aus, und dann hoffentlich auf Nimmerwiedersehen — gute Nacht.“

Wie betäubt von diesen Worten blieb Hermann nichts anders übrig, als in sein Zimmer zurückzugehen. Der Amtsrath behielt ihn bis zum letzten Augenblick im Auge, wartete dann noch eine Weile und schlug dann erst den Weg zu seinem eigenen Zimmer ein.

Er war aus dem Zimmer seiner Tochter gekommen, welche er noch wachend gefunden. Sie erschrack vor dem Ausdruck in ihres Vater Antlitz, denn so ernst hatte sie es nie gesehen.

„Therese,“ sagte er zu ihr, „ich hoffe zu Gott, daß jene unglückliche Geschichte nicht einer Anklage gegen Dich selbst gleicht?“

Therese schwieg.

„Therese, mein Kind, ich beschwöre Dich im Namen Deiner seligen Mutter, sage ja oder nein, nur beruhige mich, daß Dein Gewissen sich über keine Stunde dieses Tages etwas vorzuwerfen hat.“

Sie fiel ihrem Vater mit Thränen um den Hals und küßte ihn. Väterlich drückte er sie an sich.

„Ich wußte es,“ sagte er ruhiger, „es ist ein Stein von meinem Herzen. Geh' nun zu Bett, liebes Kind. Der Hermann dauert mich aber, ich muß alle Riegel vorschieben, oder es gibt noch Unheil zwischen uns! Geh' zu Bett, geh' zu Bett.“

Und damit war er hinausgegangen. Therese hatte drinnen den darauf folgenden Wortwechsel deutlich mit angehört, von dem sie jede Silbe verstehen konnte, und sie war fest entschlossen gewesen, sich zwischen die Streitenden zu werfen. Glücklicherweise fand der Streit bald sein Ende, aber an Ruhe war für sie nicht zu denken.

Alle Einzelnheiten des gestrigen und heutigen Tages zogen wieder an ihrem Auge vorüber, und Hermann's Worte im Walde klangen mit unwiderstehlicher Macht in ihrer Seele wieder. Wohin war jetzt ihre mühsame Beredsamkeit, wohin ihre künstlichen Trostgründe — ach — alle zurückgehaltene Macht der einstigen Liebe, alle verläugnete Qual ihres Seelenkampfes erwachte jetzt mit verdoppelter Gewalt, und zeigte ihr die eigenen Worte sogar in einem ganz anderen Lichte. Er war ja doch nicht glücklich, das war der ewig wiederkehrende Refrain ihrer letzten Erfahrungen, und sie mußte sich selbst Vorwürfe machen, daß sie seine Leidenschaft auf einen trost- und hoffnungslosen Weg der Aufopferungen gewiesen hatte.

Und wer gewann dadurch allein — nur sie — die egoistische, kaltherzige, kluge Paula. Wie schön hatte sie zu ihrem Preise gesprochen, aber jetzt schien ihr der Raub seines Herzens ein wohlersonnener Plan, eine ungerechte Habgier zu sein, die mit äußeren Mitteln erreicht hatte, was sie nur dem Sieg des Innern zugestehen konnte. So saß sie lange noch schlaflos auf ihrem Bett, als sie ein leises Klopfen an der Thüre hörte. Therese fuhr auf.

Gleich darauf kam die Haushälterin hereingetrippelt.

„Bist Du noch auf, mein Herz? wahrhaftig, da sitzt das arme Kind, ich habe es mir gleich gedacht," dann winkte sie nach außen und eine unheimliche kleine, gnomenhafte Gestalt trat herein. Therese fuhr zusammen, sie erkannte Paula, aber so abschreckend hatte sie dieselbe in keinem Augenblick des Tages gesehen, doch in dieser Lage war alle Angst von ihr verschwunden. Der Stolz des guten Gewissens erfüllte ihre Seele, falls diese Begegnung ein Verhör werden sollte.

Und sie hatte Ursache zu dieser Vermuthung, denn der Mund der kleinen Paula war streng geschlossen, und der Ausdruck ihrer Gesichtszüge glich jener versteinernden Starrheit der Meduse. Sie kam Therese wie eine der Hexen vor, welche die Sterblichen mit Zaubertränken betäuben, um in unterirdischen Höhlen Vampyren gleich ihr rothes Herzblut zu saugen, davon sie leben und verjüngt werden. Wohin war Paula's Herzensgüte und weibliche Milde. Nach den Enthüllungen, welche sie über die niemals abgebrochene Korrespondenz Hermanns mit Theresen von der Haushälterin abzulocken gewußt hatte, erfüllte sie Grimm und Haß gegen ihre Nebenbuhlerin.

Der ganze Ausflug schien ihr eine verabredete Veran-

staltung, und daß man gar kein Bedenken getragen, sie wie zum Hohne dazu einzuladen, empörte sie um so mehr gegen ihren Gemahl. Weg mit allen den Betheuerungen seiner Liebe, weg mit den trügerischen Bildern eines schönen Wahns, daß ihre aufopfernde Liebe damals den Sieg über sein Herz errungen. Alles, alles, was sie seit der Durchlesung von Theresen's Briefen gefürchtet, hatte sich bestätigt; aber sie mußte gewiß werden, was heute Nachmittag zwischen den Beiden im Walde vorgegangen war und ihr gekränktes Herz fand im Voraus eine bittere Entschädigung darin, wenn diese unvergeßliche „Freundschaft" noch auf Theresen's Seite sich als eine unwürdige erweisen sollte. Deßhalb mußte sie mit ihr reden.

Die Haushälterin hatte sich sofort wieder entfernt, und Therese sah, wie die unheimliche Gestalt näher kam und an ihrem Bette Platz nahm. Sie fühlte plötzlich, daß eine kleine Hand ihre Stirn streichelte und fuhr erschrocken zurück.

„Brauchen sich nicht zu fürchten vor mir, liebes Kind."

Therese wies ihre Hand zurück.

„Nur ruhig mein Kind, nur ruhig, warum sind Sie denn noch so spät wach?"

„Ich kann die traurige Geschichte nicht vergessen, die uns heute Abend erzählt wurde."

„Ja, ja, die traurige Geschichte, aber Sie sollten sie sich nicht so zu Herzen nehmen, der Tag ist ja außerdem so schön für Sie gewesen." Therese fühlte wohl den Vorwurf der in diesen Worten lag.

„Ich weiß Sie sind mir bitterböse und ich verdiene es —"

„Verdienen Sie es — seht mir doch, wie stolz noch diese

Sünde ist — zittre nicht, zittre nicht mein Schatz, ich will Deine süßen Träume nicht stören, die süßen Träume von der Einsamkeit des Waldes, wo man zu Zweien war — jetzt sind wir wieder zu Zweien, schönes Röschen — thu' Dir keinen Zwang an, Du verdienst es, Du verdienst es, ich Unglückselige," und sie verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Therese richtete sich von ihrem Lager auf.

„Sie irren sich, wenn Sie so meine Worte verstehen, dann habe ich zuviel gesagt, bei Gott zuviel! ich — verdiene Ihr Zürnen, das wiederhole ich, aber nur, weil ich allein Schuld an jener Trennung war, ich hatte mit Hermann zu reden, ich allein, ich weiß jetzt Alles, was Sie ihm verbindet und habe meine Ruhe wieder gefunden, aber jeder Verdacht weiter ist eine Lästerung an ihm und an mir."

„Reden Sie weiter, reden Sie weiter, mein Kind, Ihre Worte sind wie Musik," und sie rückte mit dem Stuhle näher zu Theresen.

„Ich habe nichts weiter zu sagen, wenn Sie mich verhören wollen," sagte sie und rückte den Lichtschirm vom Lichte weg, so daß der helle Schein auf ihr Gesicht fiel, das offen und ruhig in Paula's Augen blickte. Paula aber rückte den Schirm wieder an seine Stelle. „Lassen Sie ihn stehen, mein Kind, mich blendet der grelle Schein, wir können auch so sprechen," dann indem sie plötzlich mit vertraulichem Tone sich über sie neigte, fuhr sie fort:

„Nicht wahr, wir sind recht bedauernswerthe Geschöpfe, wir Frauen. Sie haben es auch scho n erfahren, wie falsch und eige nnützig die Herzen dieser Männer sind, die sich die Herren der Welt nennen. Was mich betrifft, ich bin fertig

mit jenen, die eine mitleidige Wallung heucheln, um den Verlassenen ein Almosen von Liebe zu spenden, ja nur ein Almosen, aber wenn ihnen ein ganzes volles Herz entgegenkommt, stoßen sie es zurück, denn solche Almosen sind eine Last auf die Dauer, die Armen — —"

Therese wurde aufmerksamer.

„Sehen Sie," fuhr Paula fort, „Keiner auf Erden würde ich das gestehen, als Ihnen allein, denn ich weiß, daß er auch Sie getäuscht, auch Sie belogen hat, aber ich hatte damals keine Ahnung davon; armes Kind, sei mir dankbar dafür, daß mir allein diese traurige Erfahrung aufbehalten; auch Dir würde er keine Treue bewahrt haben, wenn er Dein eigen geworden wäre."

Therese schüttelte stumm das Haupt und fühlte wohl, wie wenig sie jetzt ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben durfte, daß Hermann mit ihr gewiß glücklicher geworden wäre. Erst nach einer Pause fand sie den rechten Ton.

„Ich weiß den Werth Ihrer Offenheit in tiefster Seele zu schätzen, aber Sie setzen Herrmann herab. Sie haben ihn durch Leiden erworben, und um diesen Preis mußte ich ihm seine Freiheit zurückgeben —"

„Leiden, Leiden, o wär's darum, liebe Therese, ich habe es auch einst geglaubt; ich würde es noch glauben, wenn seine Augen zugleich mit seinem Herzen erblindet wären! O denkst Du, daß ich nicht wüßte, wie viel mir fehlt neben anderen Frauen. So eitel bin ich nicht, mir zu verhehlen, daß Hermann mich nicht meiner Schönheit halber genommen hat. Aber ich sage Dir, Deine Jugend wird auch welken und vergehen, Deine glatten Wangen werden Runzeln bekommen, und ich sehe die Zeit kommen, wo er ein altes Buch lieber haben würde, als Dich!

Therese schien von diesen äußerlichen Gründen innerer Ansprüche von Neuem gereizt zu werden.

„Laß mich ausreden, laß mich ausreden," fuhr Paula ort. „Ich weiß, ich bin ihm nur eine lästige Bürde, aber Du sagst, ich habe ihn durch Leiden erworben, hälst Du mich für so thöricht, das theuer Erkaufte wegzuwerfen. Nein, es sei eine Strafe für ihn, für sein falsches erstes Wort, daß er täglich neben mir empfinde, wie viel er verloren hat. Du sollst bei uns bleiben, Therese, ihm zur Strafe, er verdient sie, denn er hat an uns Beiden falsch gehandelt; bist Du damit zufrieden, gib mir Deine Hand!"

Therese stieß voll Abscheu die ihre zurück.

„Sie beschimpfen sich selbst, wenn Sie sich und Ihren Gemahl zu einer solchen Komödie erniedrigen könnten. Ich habe ihn glücklich gewünscht, glücklich gewähnt, weil er von Ihnen mit Wärme sprach, weil er Sie so hoch stellt, daß er sich selbst viel zu arm fühlt, um sich zu Ihnen zu erheben. O, Sie kennen ihn so wenig, Paula, Sie wissen nur den Weg zu seinem Verstande zu finden, aber nicht zu seinem Herzen. Gehen Sie, quälen Sie ihn, foltern Sie ihn, er wird nicht von Ihnen lassen, stellen Sie ihm von Neuem Prüfungen, er wird Sie bestehen, und für alle Willkür ihrer Laune wird er nur in sich selbst die Schuld suchen. Sie haben ihn ja für ewig, und wenn's ihm heute noch schwer wird, so wird's ihm morgen leichter werden — mich zu vergessen — ja mich zu vergessen! Wäre er glücklich, würde ich ihn beneiden und Sie verehren und lieben, jetzt kann ich ihn nur bedauern und Sie verabscheuen. Mein einziger Trost ist, daß ich sein Herz nie verloren habe, nie verlieren werde. Und nun gute Nacht."

„Sieht es so in Deinem Herzen aus," sagte nach einer

Pause die kleine Paula mit verändertem Gesicht; „bravo, kleine Thörin, wenn ich einmal einen Advokaten brauche, will ich Dich erwählen, Du klagst uns an und vertheidigst uns in einem Athem, Du bist viel besser, als er, viel besser! Gute Nacht und sei mir nicht böse, daß ich Dir Unruhe gemacht habe, gute Nacht."

Therese fühlte einen Kuß auf ihrer Stirne, und als sie aufsah, war Paula verschwunden.

Müde von den Eindrücken des Tages und der Aufregung dieser letzten Gespräche sank sie bald in einen tiefen ruhigen Schlaf.

* * *

Am andern Morgen aber sollte es noch weit bewegtere Auftritte im Hause geben, und die Dämonen der Leidenschaft, welche dort in einfacheren Naturmenschen sofort zur unheilvollen Entscheidung geführt hatten — waren selbst in diesen „gebildeten Leuten" wenngleich langsamer, doch nicht weniger entschieden zum Abschluß ihrer Rechnung gekommen.

Die Sonne stand schon hoch und warf helle Felder auf die dunkeln Tapeten, als Hermann aus einem tiefen, traumvollen Schlafe erwachte, aber er fühlte sich mehr ermattet, als gekräftigt. Erst der helle, fröhliche Morgenglanz brachte ihn völlig zur Besinnung; er wußte wenig mehr von der fieberhaften Bilderflucht seiner Träume, nur daran konnte er sich erinnern, daß er viel mit tödtlichen Waffen aller Art zu thun gehabt, als hätte ein schalkhafter Kobold seine gestrigen Worte — „ich fange mit Messern" — tückisch festgehalten, um daraus grauenhafte phantastische Scenen

zu gestalten. Jetzt war ihm wieder frei und heiter zu Muthe. Mit dem gestrigen Tage war der letzte Kampf gekämpft.

Er wollte den alten Amtsrath Alles abbitten, was er ihm vielleicht hartes gesagt, er wollte Theresen mit ruhiger Fassung Lebewohl sagen, er wollte mit Paula noch an diesem Morgen zurückfahren, und jede Stunde der Zukunft sollte dem Streben geweiht sein, durch verdoppelte Herzlichkeit die Gekränkte zu versöhnen.

Voll dieser guten Entschlüsse stieg er die Treppe hinab und schritt zum Familienzimmer, wo er seine Paula schon anzutreffen hoffte, aber er fand nur die alte Haushälterin, welche mit einem Staubwedel aus Hahnenfedern die Möbel abstäubte und mit geheimnißvoller Miene allerlei unverständliche Worte „in den Bart“ murmelte. Bei seinem Eintritt verließ sie schnell das Zimmer, und er wußte nichts besseres zu thun, als Paula in ihrer eigenen Stube aufzusuchen.

Auch der alte Herr Amtsrath erwachte in der besten Laune, er hatte seinen Groll verschlafen, und der erste Zug aus seinem geliebten Meerschaumkopf stimmte ihn so behaglich, wie sonst. Er mußte lachen über die tolle Ehe des großen Mannes und der kleinen Frau, deren Eifersucht sich in seinen Augen höchst komisch ausnahm. Aber um des lieben Hausfriedens willen mußte ihm daran gelegen sein, daß seine ehrenwerthe Gäste sobald wie möglich sein Haus räumten.

Wie erschrack er, als ihm an der Treppe Hermann verstört entgegenstürzte und ihn heftig nach seiner Frau fragte. Sie wäre nirgends zu finden, weder in ihrem Zimmer, noch im Parterre, noch im Garten, und mit steigender

Unruhe hatte der bestürzte Gemahl schon alle Räume des Hauses und der Umgebungen vergeblich durchforscht.

Ihr Bett war unberührt, das Licht aber ganz herabgebrannt, so daß sie bis zum Morgen im Zimmer gewesen sein mußte, aber jede weitere Vermuthung verlor sich in den Abgründen unheilvoller Ahnungen, ja der alte Herr begann schon schlimmeren Verdacht zu schöpfen, als zwei Holzhauer, welche um diese Zeit in den Hof kamen erzählten, daß sie eine Dame im grünseidenen Hut in aller Frühe schon im Walde gesehen hätten. Ihre weitere Beschreibung paßte vollkommen auf Paula, und es blieb nur die eine Vermuthung übrig, daß sie allein zur Stadt zurückgegangen sei, Gott weiß, in welchem Vorhaben. Sofort wurden zwei Pferde gesattelt, und Hermann ritt in Begleitung des alten Herrn in den Wald hinein.

Auf der Hälfte des Weges im Sonnenglanz des Morgens begegnete ihnen ein lustiges Gefährt mit jubelnden Kindern, welche Kränze trugen und mit den Tüchern wehten. Ein Knabe hielt die Zügel neben dem Kutscher. Es war die Kaufmannsfamilie, die zur Hochzeit der Annamarie fahren wollte — zur Hochzeit jubelnd und mit Kränzen.

Wenige Worte genügten, und die freudigen Gesichter wurden zu traurigen. Die Kinder waren nah am Weinen — aber nur einen Augenblick lang.

„Kutscher fahr' zu," sagte der Vater, „der Tag ist doch einmal daran gesetzt, so fahren wir nach einem andern Orte, die Kinder sollen sich nicht vergebens gefreut haben!" Und jubelnd, trompetend und peitschenknallend ging es weiter links ab.

Hermann und der Amtsrath ritten nach der Stadt

weiter, trüber Gedanken voll, da ihre Fragen, ob man keiner Dame unterwegs begegnet sei, überall verneint worden waren. Hermann konnte sich noch gar nicht in den Gedanken einer Flucht Paula's finden, weil er keinen ernsthaften Grund zu entdecken vermochte. Wollte sie sich allein den peinlichen Abschied von Theresen und ihrem Vater ersparen, oder — oder? — hier gab es nur ein entsetzliches Oder. Die Befürchtung wurde erst zur Ueberzeugung, als sich auch in der Stadt keine Spur von ihr fand. Die Wohnung war verschlossen, die Zimmer in Ordnung, wie man sie gestern verlassen hatte. Hermann war außer sich, der alte Amtsrath faltete sein Gesicht in spitzfindig kriminalistische Linien und schien jeden Augenblick Miene zu machen, ein ernstes Verhör mit den schwersten Beschuldigungen beginnen zu wollen. Vor der Hand ließ er den jungen Ehemann nicht aus den Augen, und es klang halb und halb wie Befehl, als er ihn ersuchte, mit ihm wieder nach Westerhausen umzukehren. Dem alten guten Mann wirbelten die Sinne bei dem Gedanken, daß in seinem Hause ein Verbrechen begangen worden sein könnte, aber er glaubte sich auf das Entsetzlichste gefaßt machen zu müssen.

Gegen Mittag waren sie wieder auf dem Gute angelangt. Therese stürzte ihrem Vater mit Thränen entgegen, sie erzählte mit fliegenden Worten den Auftritt von gestern Nacht; aber das Mißtrauen ihres Vaters konnte dadurch nur auch gegen sie gesteigert werden.

Schon gebrauchte er die bedenklichsten Ausdrücke: „Gewaltthat" — „Verbrechen" — „Kriminalprozeß"— als ein kleiner Knabe in das Haus trat und, wie er sagte, vom Schäfer einen Brief abgab. Weiter konnte man von ihm nichts erfahren.

Hermann erkannte sofort Paula's Handschrift, riß den Brief auf und fand folgende Zeilen:

„Theurer Hermann! Versuche nicht meinem jetzigen Aufenthalt nachzuspüren. Ich bin für immer heut von Dir geschieden. Ich glaube jetzt den Grund Deines Trübsinns gefunden zu haben. Wohl habe ich einst geträumt, Dich glücklich machen zu können, weil ich glücklich war, der Himmel hatte es mir aber versagt, schon ehe Du mein geworden. Deine Fessel aber zu sein — der Dankbarkeit willen, bin ich zu stolz, und Dir vor der Welt eine Unwahrheit des Charakters zuzumuthen, bin ich zu wahrheitsliebend vielleicht auch zu arm, um Deine Selbstverläugnung durch eine Ueberfülle eigener Vorzüge zu ersetzen. Du hast mich an jenem Tage getäuscht, den ich den seligsten meines Lebens nenne. Ich mache Dir heute keine Vorwürfe deßhalb, denn ich bin zwei Jahre glücklich gewesen, wenn auch in meinem Wahn befangen. Glaube mir, ich würde in meinem Leben nie den Muth gehabt haben, Deinem Herzen etwas sein zu wollen, hätte ich geahnt, daß ich eine Liebe darin ertödten müßte. Ich weiß, Du konntest deßhalb nicht aufrichtig sein vom ersten Augenblick an, ich habe es alle Tage gefühlt in Deiner Zärtlichkeit und Güte, in Deinem Schweigen und Dulden, ohne den wahren Grund davon zu kennen. Ich scheide heute von Dir, denn meine Liebe war eine Anmaßung, die Du ertragen hast — dafür danke ich Dir. Deine Güte würde nie an ein so plötzliches Ende gedacht haben — dafür danke ich Dir, aber wir sind Menschen, und durch das traurige Ereigniß von gestern bin ich inne geworden, an welchen Abgründen ich wandle. Du hast mir dereinst Deine Freiheit und Deine Liebe geopfert, soll ich nicht ebenso vie

Muth besitzen, Dir nachzuahmen, zumal ich noch viel weniger zu opfern habe, um Dich ganz glücklich zu machen. Nein, danken wir dem Himmel, daß er uns die Augen geöffnet hat, um das zu erkennen, was in unserem Innern längst entschieden war. Und ich habe ihm doppelt zu danken, daß ich Entschlossenheit gefunden, ohne Schwindel darüber hinweg zu kommen; vielleicht hättest Du erfahren müssen, daß auch in diesem Herzen Leidenschaften schlummern, deren Entfesselung mich leicht weniger stark gefunden hätte als Deine Therese, die besser ist als Du und ich. Vielleicht habe ich Dich selbst auch niemals so geliebt wie sie, denn dieser Schritt wird mir leicht, weil ich weiß, daß ein treffliches Herz meine Stelle einnehmen wird. Hätte ich früher Dein Geheimniß gekannt, würde dieser Schritt schon längst geschehen sein, denn ich bin alle Tage darauf vorbereitet gewesen. Nimm Alles, was mir gehört, ich bedarf nichts mehr, denn mein Leben ist fortan dem Himmel geweiht. Lebt wohl, seid glücklich und gedenket meiner als einer Freundin, die für euch betet.

Paula."

Hermann und Therese fühlten sich dadurch tief beschämt. In wie anderem Lichte erschien jetzt der nächtliche Auftritt, in dem sich Paula offenbar nur die Ueberzeugung verschaffen wollte, daß die alte Liebe Theresens noch unzerstörbar fortlebe. Dem alten Herrn war Anfangs die Sache zu romanhaft und unglaublich, doch war ihm am allermeisten eine Last vom Herzen genommen, und er ergoß sich in Bewunderung der kleinen Paula, so bedenkliche Gesichter er auch dazwischen zog in Betracht der juristischen Formalitäten und Auseinandersetzungen, die nun folgen mußten.

Doch machte sich Alles nach Wunsch. Hermann blieb den Sommer und Winter über im Dorfe selbst. Er warf Alles von sich, was die Welt als ein Glück schätzt und er verschenkte den größten Theil des Vermögens, auf das er kein Recht zu haben glaubte, an milde Stiftungen. Damit hatte er völlig das Herz des alten Amtsraths wiedergewonnen, der ihn hinfort nur wie seinen Sohn behandelte. An eine neue Verbindung, welche seine edelmüthige Gattin mit ihm im Sinne gehabt, wagte er vorläufig nicht zu denken und wies jeden Versuch lange Zeit zurück. Leider blieben alle seine Bestrebungen den Aufenthalt Paula's zu erfahren erfolglos, und so gewöhnte er sich nach und nach an den Gedanken, sie auf immer verloren zu geben.

Draußen auf dem Felde in der stürmischen Herbstzeit, auf den neuen Chausseen und Dämmen unter rauschenden Waldbäumen nahm er Theil an den mühsamen Arbeiten der Landeskultur. Er fühlte, im Wind und Wetter wieder dem göttlichen Hauch der freien Natur preisgegeben, neue Gesundheit und Lebenskraft sein Herz durchströmen. Abends saß man in dem Familiensaal des weitläufigen alten Herrenhauses beisammen.

Die neu aufblühende Therese, welcher seitdem die Annemarie in der Pflege des Gartens und in der Hauswirthschaft Beistand leistete, machte am Abendtische die Wirthin, während der alte Amtsrath, Hermann und der Verwalter ihr landwirthschaftliches Kollegium hielten.

Der Verwalter aber, der vor zwei Jahren seine Frau verloren, war mittlerweile an die Stelle des unglücklichen Emmerich getreten, und seine Kinder betrachteten die blonde Annemarie bereits als ihre neue liebe Mutter.

Des alten Herrn letztes Amt war die Vertheidigung

des Müllers vor dem Schwurgericht in der Stadt. Er betonte, daß das Bewußtsein der eigenen Ehre der einzige Damm gegen alle Leidenschaften sei; wird dieser aufgeopfert, dann sinkt auch der Glaube an alle andern Menschen. War die Walpurg fähig, sich selbst herabzusetzen, so konnte nichts in der Welt den Müller überzeugen, daß nicht der Emmerich ihn dennoch getäuscht habe. „Stellt Euch vor, daß der einzige Mensch, auf den Ihr das Glück Eurer Familie gebaut habt, Euer Vertrauen täuschte, wenn auch nur durch fremde List höchster Selbstverläumdung — würdet Ihr das für unmöglich halten, glaubt Ihr Euch fähig, Euch selbst einen Halt zu gebieten, dann sprecht diesen Müller schuldig, wo nicht, so bekennt, daß glücklicherweise nur die Selbstbeherrschung, die Skepsis und Schwächung aller Affecte durch die sogenannte Bildung uns Zeit und Geduld gab, uns zu besinnen ehe eine That der Leidenschaft verübt wurde. — Aber dann sprecht diesen frei, denn er ist — ein Bauer!“

Der Müller ward freigesprochen, um so mehr, da sich erwies, daß sein thätlicher Angriff nur deßhalb zum Tode Emmerich's führen mußte, weil der Letztere noch nicht ganz genesen war.

* * *

Es war im Juni des dritten Jahres darauf. Unfern der beiden Dörfer lag im Walde den Bergen zu ein einsames Forsthaus, behaglich und einladend eingerichtet. Hohe Eichen rauschten vor dem steinernen, alten Gebäude. Schurgerade Lichtungen durchschnitten die Tiefen des Waldes und vom Garten aus hatte man die herrlichste Fernsicht.

Dort pflegten alle Freitage die Herren Geistlichen der ganzen Umgegend zusammenzukommen, denn das Forsthaus lag von allen benachbarten Dörfern ziemlich gleich weit und bot ein freundliches Asyl zum Rendezvous. Dort verbrachten die wohledlen Herren bei guten Speisen und guten Getränken die sonnigen Nachmittage unter gemeinnützigen und moralischen Gesprächen.

Merkwürdige Vorfälle in den einzelnen Orten wurden mitgetheilt und die gemeinsamen Interessen fanden hier den Herd des Austausches und gemeinsamer Besprechung.

Einer der Herren Brüder in Christo war heute ausgeblieben und zwar der von Westerhausen. Als nach ihm gefragt wurde, sagte ein Anderer:

„Unser College hat gestern zwei Hochzeiten auszurichten gehabt, so viel ich weiß. Die Leute sind wunderlich zusammen gekommen. Es wissen's nicht Alle, aber die Mordgeschichte vor drei Jahren soll damit zusammenhängen."

„Nun es soweit gekommen ist," sagte der Pfarrer von Maienhofen, denn er war auch dabei, „darf ich wohl davon reden. Die erste Frau des jungen Ehemanns war vor zwei Jahren bei mir — und zwar auf der Flucht. Sie hat mir Alles gebeichtet, und ich habe sie acht Tage bei mir behalten, um die Nachforschungen ihres Gatten abzuleiten. Sie fürchtete seinen Widerstand. Hernach habe ich sie in ein Frauenstift untergebracht und die Scheidung besorgt, denn Kinder waren nicht zu erwarten, und wie die Sachen lagen, war die Trennung eine Wohlthat für beide Theile. Dort lebt sie noch und führt ein zufriedenes Leben. Alle Monat schreibt sie mir lange Betrachtungen, und ich muß ihr in allem genau berichten, wie es

ihrem früheren Gatten geht. Soviel ich weiß, hat sie zur Hochzeit kostbare Geschenke und Blumen geschickt.“

„Ei, ei, Herr Bruder in Christo,“ sagte ein Aelterer, „muß ich erleben, daß Ihr dazu beitragt, der Welt noch ein Aergerniß zu geben!“

„Was geht mich die Welt an,“ antwortete der Andere. „Dem Himmel sind alle Opfer wohlgefällig, die in guter Absicht gebracht werden, warum soll ihnen die Kirche Hindernisse in den Weg legen.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grosse, Julius,

Novellen

Bd.: 3

München 1864

P.o.germ. 1974 p-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127954-0